Volk und Welt

Deutschlands Monatsbuch

Preis 1 Mark

Januar 1943

Erscheinungsort Hannover

Gewandeltes deutsches Antlitz

Seit einem halben Jahr trage ich wieder das alte feldgraue Tuch. Eine gute Spanne Zeit lag zwischen dem Tag, da ich den Rock ausziehen mußte, und jenem, an dem er mich wieder in seinen Schutz nahm. Ich habe also in dieser Zeit einen gewissen Abstand zur Front gefunden, der es mir ermöglicht, all die Dinge draußen vielleicht mit schärferen Augen beobachten zu können als ehedem. Und würde man mich fragen: „Was ist dir am stärksten aufgefallen gegenüber früher? Was hat dich am stärksten auf deinen Wegen an und hinter der Front beeindruckt?" — ich könnte ihm nur eine Antwort geben: „Der deutsche Soldat ist anders geworden, sein Gesicht hat sich gewandelt."

Das deutsche Heer, das am 1. September 1939 an der polnischen Grenze antrat, trug das Gesicht der deutschen Jugend von 1939. Es waren Marschierer, die mit der Begeisterung der Jugend die ersten Schlachten schlugen und anfingen, ein neues, größeres Reich zu schaffen. Auch als der dritte Kampftag durch die Erklärungen der Westmächte aus einem lokalen Konflikt einen europäischen Krieg machte, dachte kein einziger von uns an die weltweiten Ausmaße, die dieser Kampf annehmen werde. Jeder von uns fieberte vielmehr nach dem Erlebnis, er trachtete instinktiv und mit kaum zu bändigender Leidenschaft nach der Gefahr. Das war auch in Norwegen und in Frankreich noch kaum anders geworden, wenn man da auch vielleicht schon etwas besinnlicher war. Und es war nicht anders an jenem Abend des 21. Juni 1941, als eine Kompanie nahe der sowjetischen Grenze in Stellung marschierte. Das waren im Grunde alles noch die Jungen von 1939.

Zwischen damals und heute aber liegt die große Bewährungsprobe der Front. Wir gehen durch die Erscheinungsformen des Krieges, wir denken daran, daß in diesem Gelände oft tief unter der Erde der Lichterbaum an Weihnachten brannte, daß hier an Ostern das erste Schneeglöckchen einem Wunder des Lebens gleich begrüßt wurde. Die Soldaten, die all dies durchstanden, sprechen darüber sehr zurückhaltend, sie sind wortkarg geworden. Die Soldatenlieder der ersten beiden Feldzüge sind von ihren Lippen gewichen. Sie schreiten über das Kampffeld, als wäre es eine ebene Wiese. So selbstverständlich ist für sie dieser Krieg, dieser Kampf geworden, so, als hätten sie an ein anderes Dasein gar nie gedacht. Leben, Tod und Verklärung haben das Dasein vor einen völlig neuen Hintergrund gestellt, und Jungen, die 1939 noch die Schulbank drückten, sprechen über das Geschehen mit der Reife bewährter und erwachsener Männer. Das sind die, die „die Gottesprobe des höchsten Gerichts" bestanden haben. Das aber ist nicht mehr die Jugend, die 1939 auszog. Das ist nicht

mehr das Soldatenleben der ersten Feldzüge dieses Krieges. Nein, das alte Leben besteht nicht mehr. In den Bewährungstagen des vorigen Winters wurde es von etwas Neuem zum erstenmal überstrahlt: Das war der Marsch in ein anderes Leben, in ein bisher unbekanntes Dasein, dem die Jungen, wenn nicht das eigene Leben, so doch ihre Jugend opferten.

Bei Gott, dieser Weg mitten durch Sturm, Tod und Sieg ist nicht leicht; denn es ist der Marsch durch einen Glutofen, in dem der Seele die letzten Schlacken ausgebrannt werden, damit sie klare und ewig gültige Züge erhalte. Ja, wären es die Prüfungen, die dem Kameraden des ersten Weltkrieges auferlegt waren — vielleicht wäre diese Glut nicht so sengend und verzehrend. So aber sind es nicht nur die großen Anklänge und Parallelen zu den Materialschlachten von 1916 bis 1918, die nirgends so drastisch sind wie auf den Schlachtfeldern von Sewastopol und Stalingrad, sondern es ist das Prinzip, gegen das er steht. Bei aller Unbarmherzigkeit der großen Materialschlachten des Westens: die Kämpfe hielten den Rahmen und das Gesetz der Ritterlichkeit ein. Die Bolschewisten aber kennen dieses Gesetz nicht. Sie kämpfen nicht mit den Grundsätzen, die bisher jedem europäischen Krieg innewohnten, sondern sie kämpfen nach den Prinzipien der östlichen Weiten, nach den Gesetzen der Steppe, nach den Grundregeln eines anderen, uns fremden Denkens.

Diesem Prinzip aber müssen wir nun einmal unseren Blutzoll entrichten, um Sieger zu bleiben. Ein Volk besteht nicht nur aus Heroen, sondern seine Hauptkraft sind nun einmal jene Männer, die ihre Pflicht auch dann erfüllen, wenn sie vor sich das Grauen und den Tod sehen, die dennoch marschieren und kämpfen. Solche Soldaten sind die heutigen. Es sind Männer, die nichts mehr hören wollen von Heroismus und Heldentum. Es sind wissende Gesichter, denen in all ihrer Jugend die letzten Geheimnisse des Daseins offenbart wurden, es sind Menschen, die einen tiefen Blick in die letzten Dinge getan haben. Solche innere Offenbarung nimmt das Kampffieber und die ungebändigte Leidenschaft und setzt statt dessen die Sicherheit und Entschlossenheit, die unbedingte und heiße Hingabe, den unüberwindlichen Glauben an eine höhere Bestimmung.

Fraglos, daß dies die ganze innere Kraft des Soldaten beansprucht; ja daß es, im großen gesehen, manchmal die letzten Kräfte sind, die er geben kann. Aber nur die, die auf der durchstampften, aufgebrochenen und zerpflügten Erde dieses Krieges lagen, nur die, die beim Verschnaufen im Sturmangriff schutzsuchend an der Erde klebten und die dann glaubten, das Blut zu atmen, das pfeilschnell durch ihre Adern schießt — nur sie wissen, daß zu solch einem Aufbruch, wie er unseren Kontinent erfaßt hat, die letzte Kraft der Verzweiflung gehört, soll es wirklich ein entscheidender und fruchttragender Kampf sein. Daß dieser Kampf eine ganze Generation innerlich zu wandeln und zu vertiefen in der Lage ist, dafür ist die

Front ein einziges großes und wundersames Beispiel. Daß Millionen ihre Jugend dabei opferten — gut, sie nehmen es hin; denn sie haben Bleibenderes dagegen eingetauscht. Aber sie nehmen es nur hin, wenn sie wissen, daß ihr Opfer gewürdigt wird, daß die Heimat ihrer kämpfenden Jugend ohne Jugend würdig ist, daß sie Schritt hält mit ihr und sich nicht von ihr entfernt. Dies nämlich ist entscheidend für den Endsieg: Jeder von uns, stehe er nun an der Front oder in der Heimat, jeder auch im letzten einsamen Winkel muß teilhaben an der Unruhe unserer Tage, denn er muß Schritt halten mit der Verwandlung, die mit uns vor sich geht. Nur dann hat der kämpfende Soldat auch mit Erfolg seinen kleinen Kampfabschnitt bewältigt, der in den langen Fronten ein Stück vom Leben der Heimat ist.

Kriegsberichter Dr. Frhr. v. Imhoff.

Wer seinen Frieden mit diesem Krieg macht

Von Richard Euringer

Schopenhauer ist es, der schreibt, daß wir „selbst die einfachsten Erscheinungen nicht von Grund auf verstehen können". Aber — so meint er — in unserm Wollen fänden wir „die Gelegenheit, irgendeinen sich äußerlich darstellenden Vorgang zugleich aus seinem Inneren zu verstehen". Das hieße: Wir werden einen Vorgang an sich nur unvollkommen erkennen; aus unserm eigenen Wesen heraus, aus dem, was wir wollen und wünschen heraus, aber kommen wir ihm näher.

Wie weit dieser Satz seine Richtigkeit hat, soll hier nicht peinlich untersucht sein. Wenden wir ihn auf einen Vorgang wie die „Machtergreifung" an, jene folgenschwere Wende, die nun zum zehntenmal sich jährt, so leistet er uns jedenfalls gute Dienste.

Eine Erscheinung wie sie in der Tiefe zu durchleuchten, ihr Innerstes, Eigenstes zu erkennen, ihre Ursachen, Auswirkungen, Ausstrahlungen nachzuweisen, mögen Geschlechterreihen sich mühen; dem schlichten Herzen, das sie gewollt hat, (mit)ersehnt und (mit)erkämpft hat, war sie vom ersten Augenblick an das Selbstverständliche, Natürliche, Notwendige, Einzigmögliche.

Man soll auch nicht glauben, daß Deutschlands Feinde in der Welt nicht wenigstens dies begriffen hätten. Weil sie die Möglichkeiten schreckten, die aufstanden hinter jenem Aufstand, haben sie ihn schon zuvor verneint. Sie wollten „das deutsche Wunder" nicht und haben es deshalb „nicht verstanden".

Heute, nach diesen zehn Jahren, glauben sie klüger geworden zu sein. Nun schieben sie alles Unheil, alle Wirrnis, alle Schlappen,

Niederlagen, die der Krieg über sie gebracht hat, auf das erste deutsche Heil, das sie nicht im Hals erwürgten. Und sie beweisen damit doch nur, daß sie immer noch nicht wollen; denn der Krieg war nicht die Folge einer Selbstbesinnung Deutschlands; sonst hätten wir ihn wollen müssen. Niemand von allen hat ihn gewollt. Niemand von allen hat ihn ersehnt. Die Feindschaft der Hetzer und Drahtzieher drüben, die ihre Völker nicht zur Besinnung kommen ließen, hat ihn erzwungen. Dies läßt sich schon daran erweisen, daß Völker, die sich selbst besannen, die auch in einer „Machtergreifung" ihren inneren Frieden wahrten, heute an Deutschlands Seite stehen.

Wenn je sich eine Revolution positive Ziele setzte, so die des 30. Januar. Wenn je ein Programm ein Aufbauprogramm war, so das der deutschen Machtergreifung.

Der Neid hat es dahin gebracht, daß nun eben nicht gebaut, sondern wiederum zerstört wird. Daß nun eben nicht geheilt, sondern neu verwundet, nicht zu neuem Leben erweckt, sondern neuer Tod gesät wird. So bauen wir eben nicht Arbeiterhäuser, KdF.-Schiffe, Volksbäder, Stadien friedlichen Wettbewerbs, sondern U-Boote und Kanonen. So bringen wir eben wieder das Opfer, nicht zu tun, was wir ersehnten für unser Schaffen, unser Werk, unser Haus und unseren Garten, sondern schaffen und schuften für das, was zunächst not tut wie täglich Brot. Deutschland — wie der Alte Fritz — kommt nun einmal nicht zum Flötenspielen. Daß aber Preußen dadurch Deutschland wurde, darf auch uns getrösten. Es ist das Schicksal des Genies, daß ihm die Vorsehung den Weg weist, der weiser ist als Menschenwitz. Dann vollstreckt es selbst das Programm, das es ihm ins Herz gesenkt hat.

Wer dann nicht irre wird, nicht weich wird, nicht zweifelt, verzweifelt, der sieht durch allen Kummer hindurch, durch alle Mühsal, alles Leid, wie doch wird, was werden soll, wie doch gebaut wird in aller Zerstörung, wie doch geheilt wird in lauter Wunden, wie doch neues Leben erwächst, wo scheinbar nur noch Tod gesät wird. Er sieht, wie doch das Wunder wahr wird, ohne daß ein Wunder geschieht. Er muß nur wollen, gläubig bleiben, unbeirrbar einen Weg gehen, den er so zwar nicht gewollt, aber der zum selben Ziel führt.

Siegentscheidend wird nicht sein, wieviel Armeen wir zerschlagen, wieviel Raum wir an uns reißen, wieviel Städte wir zerstören, sondern daß wir im Untergang vieles dessen, was uns lieb ist, nicht den Aufbau vergessen, den wir uns zum Ziel gesetzt. Dann wird jedes Tagwerk Acker, das wir unter die Pflugschar werfen, doch bereits ein Tagwerk Aufbau. Dann wird jedes Hammerwerk, jedes Hüttenwerk, das der Krieg dröhnend aus dem Boden stampft, doch bereits ein Tagwerk Aufbau. Dann wird jede Opfersammlung doch ein Stück sozialer Aufbau. Dann wird jede Kaffeebohne, die den Gaumen nicht mehr letzt, doch ein Steinchen Autarkie.

Wenn heute hunderttausend Frauen sich rackern, ihren Mann zu stehen, so haben wir das nicht gewollt. Wenn hunderttausend blühende junge Männer sich zum Krüppel schießen lassen, so haben wir das nicht ersehnt. Die Frage ist nur, ob wir gläubig genug sind, in solcher Bewährung ein Unterpfand dafür zu erkennen, daß wir auch berufen sind, unsere Pläne durchzutrotzen.

Die Tatsache, daß eine Bürgerschaft die Zermalmung ihrer Stadt mit bitterer Selbstbeherrschung hinnimmt, lehrt dann über dies Bürgertum doch mehr als alle Sticheleien, die wir dem Spießbürger versetzt. Die Tatsache, daß die verdächtig Gebildeten ... im grauen Rock der großen Mannschaft Vorbilder an Härte stellen, tut dann doch mehr für die deutsche Kultur als ganze Zyklen von Hochschuldebatten. Und legt nicht die deutsche Arbeiterschaft in ihrer verhärmten Disziplin, in ihrer ergreifenden Selbstverleugnung mehr Kapital an sozialem Anspruch auf Zinsen als in hundert Manifesten aus dem Geist des Klassenkampfs! Die unerhörte Zucht der Presse, die — auch entfernt nur — kein Feindstaat uns nachmacht, der herbe Burgfrieden des Schweigens, der Zündstoff sofort unschädlich macht, die eiserne Gerechtigkeit der Zumessung der Lebensgüter, die erbarmungslose Vertilgung des Schädlings, das unbedingte Vertrauen des Volkes in eine unvergleichliche Führung, sind das nicht, trotz Tod und Teufel, Aufbauergebnisse erster Ordnung?

Es wäre nichts heilloser und falscher, als die Prüfungsphase des Krieges mißzuverstehen als das große Warten, bis alles „wieder in Ordnung kommt". Dienen wir diesem Krieg nur recht und verstehen wir ihn richtig, so ist er schon der große Ordner, der die neue Ordnung durchsetzt. Ja, er erzwingt den Neuaufbau in einem Tempo, das uns zwar ausmergelt und abjagt, das uns aber unseren Zielen auf Sturmesflügeln näher trägt. Was waren — nach einer Machtergreifung! — was waren das doch noch für Zeiten, da ein Reich wie dieses Reich um einen Schienenstrang nach Danzig bei den kümmerlichsten Staaten förmlich antichambrieren sollte! Wahrhaftig, unsere Macht ist gewachsen! Die deutsche Revolution marschiert. Wenn sie zweitausend Kilometer von den Grenzmarken entfernt bei Stalingrad MG.-Nester ausbrennt, so beweist das nur, daß sie den Straßenkampf, der einst das Ruhrgebiet durchtobte, bis an die Peripherie — nicht Deutschlands, nein Europas — abgedrängt hat.

Zehn Jahre hat dieser Kampf gedauert. Doch die vierzehn Jahre vorher, die der Führer um sein Volk hat ringen müssen, sind ihm weißgott zuzuzählen. Wer sie nicht mit ihm gekämpft, wird bescheiden schweigen müssen. Was aber wäre aus uns geworden, hätte er im zehnten Jahr auch nur gezweifelt?

Gibt es noch einen einzigen Geist, der meint, der Haß der Hetzer der Welt hätte uns dann die Friedensflöte des lieben Volkes der Dichter und Denker wirklich in die Hand gedrückt? Wenn es hoch kommt, hätten wir ihnen den Krieg gegen all die

führen dürfen, die heute, Schulter an Schulter mit uns, eine Weltordnung erkämpfen.

Das deutsche Volk hat einmal schmerzlich lernen müssen, daß Friede nicht vom Himmel fällt, weil einer plötzlich die Waffen wegwirft. Friede ist nicht, was von draußen kommt. Friede ist immer innerer Friede. Friede ist die Voraussetzung dafür, nach außen auch nur Krieg zu führen. Diesen Frieden — den Burgfrieden drinnen, der mehr als nur eine Konvention ist — hat uns die Machtergreifung erkämpft. Es ist die Ohnmacht unserer Feinde, daß sie uns diese Macht nicht zersetzen, zerfetzen, zermörsern und zermalmen können. Auf sie zielt jeder ihrer Pläne, ihrer Unternehmungen, ihrer satanischen Tricks und Tracks ab. Sie kennen die Macht jener Machtergreifung; es war die Angst ihres schlechten Gewissens, die in ihr die Macht gewittert, die von außen her wohl gestört, aber nicht zerstört werden kann. Das ist der ganze Haß ihrer Ohnmacht. Sie können uns unser Idyll zertöppern, sie vergällen uns unser Behagen, sie zerklauben uns unser Spielzeug, sie treiben uns unsere Gewohnheit aus, unsere Neigungen und Gelüste, sie winden das Liebste uns aus dem Arm, sie entrücken uns unserm Werk; unsern Frieden untereinander könnten nur wir selbst zerstören. Und gottlob, da wacht ein Wächter.

Dieser Frieden aber ist es, der aufbaut, mitten in der Zerstörung. Dieser Frieden vollends ist es, der in ungeheurer Planung mitten im Krieg am Reiche baut, wie oft der Fuß des Widersachers dem Ameisenhaufen kleiner Sorgen, kleinen Fleißes einen neuen Tritt versetzet. Diesen Frieden durchzukämpfen bis in das letzte Widerstandsnest draußen (und drinnen, wo es nottut), ist die einzige Forderung dieses zweiten Großen Krieges. In ihr ist der Sieg verbürgt. Ein Sieg, der nicht morgen vom Himmel fällt, nein, ein Sieg, den jener 30. Januar vor zehn Jahren bereits errungen und den zu verteidigen, wir in den Krieg gezogen sind.

Wer Frieden hält in seinem Haus, in seiner Werkstatt, in seinem Betrieb, in seinem Ort, in seinem Landstrich, wer seinen Frieden macht mit diesem Krieg im engsten Herzenskämmerlein, der sichert nicht nur die Revolution, der sichert nicht nur den deutschen Aufbau, der sichert den Sieg. Der ist es, der die Zeiten kürzt. Der schenkt seinem Mann, seinem Jungen draußen im Schlamm des Ostens, im Schnee des Nordens, in der Engnis seines U-Bootes, in der glühenden Flugzeugkabine wie im Panzer der Wüstenglut mehr als nur ein Feldpostpäckchen. Der schenkt seinem Führer, der einst von uns vier Jahre begehrt hat, die Ruhe mitten im Schlachtgetös, deren jedes Genie bedarf, seine Pläne auszutragen.

Wer seinen Frieden macht mit diesem Krieg, und ob er ihm das Liebste entrissen, der sichert nicht nur die deutsche Sendung, nein, er lebt in diesem Kriege sicher nicht „wie mitten im Frieden", aber in Frieden: getrost, gefeit.

Das Gedächtnis im Muskel

Von Dr. H. Frieling

In völliger Finsternis sich in einer wildfremden Gegend zurechtzufinden, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Jeder Vorsprung, und sei er noch so klein, jede Nische, und sei sie noch so belanglos, jede Berührung mit einem von oben herunterhängenden Gegenstand macht uns kopfscheu, bis wir der Verzweiflung nahe sind und das Licht des Tages, ja nur den geringsten schwachen Schein einer Lampe mit Inbrunst herbeisehnen. Der Mensch ist nicht in der glücklichen Lage, wie eine Fledermaus die Gegenstände um sich fühlen zu können, ohne daß sie berührt werden müssen; sein Tasten bewahrt ihn zwar vor unliebsamen Zusammenstößen, aber eine Orientierung scheint ohne Zuhilfenahme des Auges unmöglich!

Der Griff nach dem Lichtschalter

Ich stieg einst in einer mir unbekannten Großstadt in einem Privatquartier ab, das höchst umständlich durch zwei Hinterhöfe und über einen gewundenen Treppengang zu erreichen war. Er konnte nur durch eine kleine Tür betreten werden, die in einem Winkel jenes zweiten Hinterhofes lag. Da ich erst in der Dunkelheit (Neumond und Verdunkelung!) nach „Hause" kommen würde, prägte ich mir beim Verlassen der Wohnung am Nachmittag die Lage außergewöhnlich gut ein. Ich hätte sie genauestens aufzeichnen können — und doch war es mir fast unmöglich, die richtige Tür beim Heimkommen zu finden! Das Vorstellungsbild mag ganz nützlich sein, um sich vor groben Orientierungsverstößen zu bewahren, aber ich hätte lieber den mir unbekannten Weg bei Tage zehnmal gehen sollen; dann hätte ich ihn bei Nacht leichter gefunden. Das Geheimnis der nächtlichen Sicherheit liegt nämlich nicht darin, daß einer sich die Lage optisch gut einprägen kann, sondern daß seine Beine „richtig eingefahren" sind, dann finden sie ganz allein den Weg, wie das Pferd, das in finsterer Nacht mit traumhafter Sicherheit den schmalsten Steg passiert und jeden großen Stein umgeht, ohne daß es — wie wir annehmen dürfen — wesentlich besser sähe als der Mensch. Nichts anderes als ein solches „Muskelgedächtnis" ist es auch, wenn wir das Schlüsselloch verhältnismäßig rasch im Dunkeln finden, wenn wir „wissen", nun an der untersten Treppenstufe angelangt zu sein, oder wenn unsere Hand mit artistischer Sicherheit im dunklen Zimmer den Lichtschalter findet. „Darf ich vorangehen?" sagt man zu dem Fremden, weil man im gewohnten Zimmer den Lichtschalter bestimmt eher finden wird als der Gast, der sich dieses wichtigen Gegenstandes erst nach peinvollen Tastversuchen würde bemächtigen können. Unsere Muskeln entlasten wahrhaftig das Gehirn! Sie sind gehorsame Sklaven, die maschinenmäßig die einmal eingelernte Bewegung wieder ausführen, ohne daß es dabei der Bemühungen unseres Kopfes bedarf. Denn der beste Philosoph findet das Schlüsselloch im Dunkeln

auch nicht schneller als ein Trottel; der Scharfsinn wird überflüssig, sobald wir uns auf die Muskeln verlassen können. Wenn wir die Hand in richtiger Höhe halten, um die Türklinke zu ertasten, so berechnen wir diese Höhe nicht oder stellen uns auch die Klinke nicht optisch vor, sondern unser Muskelgedächtnis arbeitet für uns. Ich pflege jeden Abend die Verdunkelung vom Fenster zu nehmen und muß nun natürlich im völligen Dunkel das Bett finden. Ganz sicher winde ich mich durch den gewohnten Raum zwischen zwei Tischen hindurch, und meine Hand greift dann schon die Bettdecke. Eines Tages hatte ich ein anderes Bett ins Zimmer bekommen. Wieder das völlig „eingeleierte" Durchwinden zwischen den Tischen, wieder das Handausstrecken zum Bett — aber siehe da, die Hand griff in die Leere, ein Gefühl der Unsicherheit überkam mich — und dies alles nur, weil das neue Bett fünf Zentimeter niedriger war als das alte! So genau richtet sich die Hand ein, so peinlich arbeiten die Muskeln!

Einmal wohnte ich in einem Haus, dessen schlauchförmiger Korridor nach mancherlei Windungen erst zur Treppe führte. Ich hielt es für überflüssig, das Licht erst zu bemühen — denn mit tödlicher Sicherheit hielt mein Fuß dort an, wo die Treppe erfahrungsgemäß beginnen mußte. Solche und ähnliche Erlebnisse wird jeder von sich kennen. Es ist nur schwer, sie irgendwie wissenschaftlich zu fassen und zu erklären, denn sie bleiben uns zutiefst geheimnisvoll — eines jener vielen Wunder an unserem Leibe, das weiser ist als unsere Vernunft! Die Wissenschaft spricht hier von Kinästhetik. Man könnte das mit Bewegungssinn gleichsetzen, obgleich damit das Wort nicht ganz genau erfaßt wird. Aber die Tatsache, daß wir solcher kinästhetischer Leistungen fähig sind, hilft uns, nun auch einige sonderbare Erfahrungen der Tierseelenforscher aufzuklären.

Dressierte Schnecken und Regenwürmer

Es erregte in der Fachwelt einiges Aufsehen, als der bekannte Tierpsychologe Yerkes 1912 mitteilte, er habe Regenwürmer abrichten können, womit wohl zweifellos ein Gedächtnis dieser Tiere, denen man irgendwelche geistigen Fähigkeiten kaum zutrauen möchte, nachgewiesen war; beruht doch die Dressurmethode immer auf der Eingewöhnung bestimmter Verhaltungsweisen, wozu eben ein Gedächtnis für die vorangegangene Handlung notwendig ist. Yerkes hatte die Würmer in einem engen T-förmigen Gang kriechen lassen. Wenn sie von unten her den Stamm (senkrechten Strich) des T durchkrochen hatten, mußten sie sich entscheiden, ob sie rechts oder links in den Quer„balken" kriechen sollten. Nun hatte der Forscher rechts am Ende des Querganges eine Dose mit Erde, die ja für diese Würmer sehr verlockend ist, angebracht, am Ende des linken Flügels aber harrte ein Kupferdraht darauf, den Würmern einen gelinden elektrischen Schlag zu versetzen. Schon nach wenigen Versuchen lernten die Würmer es, immer nur nach rechts zu kriechen, auch dann, wenn links gar kein elektrischer Draht mehr angebracht war.

Aehnliche Versuche hat man mit Schnecken ausgeführt, die schon nach zehn Fehlgängen lernten, immer nur nach rechts zu kriechen. Wirkte nun bei diesen niederen Tieren die Erinnerung so, daß sie eine abstoßende unangenehme Wahrnehmung nach rechts trieb, daß aber die Erinnerung an etwas Angenehmes (die Erde) stets nach dorthin anzog? Nein, man kann die Sache nur so erklären, daß den Tieren auf diese Weise eine bestimmte Bewegungsfolge angewöhnt worden war. Das beweist auch folgender Versuch: Die schnellkriechende tropische Schnecke Ampullaria wurde von dem bekannten Münsterer Tierpsychologen Werner Fischel in ein Gangsystem mit drei Ausgängen gebracht — links, rechts und in der Mitte. Nur der mittlere Ausgang war durch Elektrizität vergällt, so daß das Tier also beliebig nach rechts oder links kriechen konnte. Die Schnecke lernte das aber nicht, sondern sie kroch meistens geradeaus und zog sich nach überstandenem Schreck zur Seite hin ins Freie. War nun das Tier dabei zufällig dreimal nach rechts gekrochen, so behielt es diese Gewohnheit auch weiterhin bei. Sie wendet sich also nicht zur Seite, weil sie sich an den elektrischen Schlag erinnerte, sondern sie tut es, weil sie eben immer so getan hat.

In noch eleganterer Weise hat Brandt diese Dinge an den Räupchen der Mehlmotte nachgeprüft. Er ließ sie in viereckigen Gängen kriechen, die an jeder Ecke die Möglichkeit offen ließen, sich nach rechts oder links zu wenden. Wenn die Raupen vorher nun in einem Glasgefäß gezwungen worden waren, immer nur nach links herum zu laufen, so taten sie das auch in den Gängen, obwohl sie hier doch freie Bahn hatten! Sie mußten sich also die Richtung ihres Wanderns eingeprägt haben. Solches „Einfahren" der Bewegung beweist noch keinerlei seelisch-geistige Qualitäten, es handelt sich um eine „Muskelerinnerung", die keineswegs mit bewußten seelischen Inhalten verknüpft zu sein braucht. Genau so geht es dem Menschen, der „blind" maschineschreibt — er folgt den eingelernten Bewegungen und überlegt nicht mehr. Wie würde einer tanzen, wenn er noch jeden Schritt überlegen wollte, oder wie könnte ein Klaviervirtuose spielen, wenn er den Blick immer auf die Tasten richtete?

Die Ratte im Irrgarten

Wer einmal gesehen hat, wie sich Ratten in einem Ganglabyrinth mit einer nachtwandlerischen Sicherheit zum Ausgang durchfitzen, muß die Leistung dieses Tieres bewundern. Selbst wir, die wir von oben die Anlage des Irrgartens einigermaßen überschauen und den direkten Weg zum Ausgang optisch erfassen können, müssen uns oft sehr bemühen, diesen Weg „mit den Augen" richtig und sicher zu gehen. Die Ratte aber, die nicht das Ganze überschauen kann, weil sie innerhalb enger Wände läuft, findet sich rasch zurecht! Diese Leistung vollbringt sie schon nach wenigen Versuchen, bei denen sie zunehmend seltener in Sackgassen rennt. Gar bald prägt sich ihr anscheinend ein Gangrhythmus ein, wie zum Beispiel geradeaus-links,

geradeaus-rechts, geradeaus-links, geradeauslinks und so fort. Dieses angelernte Gangschema ist durchaus nicht auf die Schrittzahl bemessen, sondern man kann die einzelnen Teilstrecken verkürzen, und doch wird die Ratte richtig laufen. Nun allerdings kommt hier zu den zweifellos vorliegenden kinästhetischen Fähigkeiten noch ein angeborener Orientierungssinn hinzu. Die Ratten können — genau wie Hunde und mehr noch Vögel — sich leicht zu einem bestimmten Ziel durchfinden und wählen dabei nicht immer dieselben Wege, wenn mehrere zum Ziel führen. Sie finden sich auch dann im Labyrinth weiter, wenn einige Windungen durch eine Abschneidestrecke verkürzt werden. Hier aber beginnt das Wunder...

Das Wunder des kalten Lichts

Von Heinz Scheibenpflug

Es ist die Sehnsucht der Techniker, dieses kalte Licht. Denn wieviel Energie geht bei allen unseren Beleuchtungskörpern verloren, setzt sich in Wärme um anstatt in Licht, und man könnte viel, viel billiger arbeiten, wenn das „kalte Licht" erfunden wäre.

So fortgeschritten unsere Technik auch ist, sie muß sich im Fall des sogenannten „kalten Lichtes" vor lebendigen Wesen, vor Tieren, ja sogar vor winzigen Pilzen und Bakterien beugen, die dieses kalte Licht selbst erzeugen. Man hat es ihnen bisher nicht nachmachen können und wird es auch so schnell nicht erreichen; denn das kalte Licht der Lebewesen ist das Produkt verwickelter, zum Teil auch noch recht geheimnisvoller Lebensvorgänge. Es erschließt uns Wunderwelten, und staunend stehen wir vor selbstleuchtenden Bakterienkulturen, hören wir von den strahlenden und schimmernden Fischen in der Tiefsee, die in diesem kalten Licht einherschwimmen.

Bakterien als Leselampe

Man muß Lichterzeugung von Phosphoreszieren gut unterscheiden. Wenn unsere Wecker- und Taschenuhren nachts leuchten, dann deswegen, weil sie mit einer Substanz versehen sind, welche die Fähigkeit hat, nach Aufhören der Lichtbestrahlung weiter Licht auszustrahlen. Mit Radium hat das, nebenbei bemerkt, nichts zu tun. Aengstlichen Gemütern würde die nächtliche Begegnung mit einem frischgefällten Baum, dessen Holz grünlich leuchtet, vielleicht nicht sehr zusagen, und doch besteht kein Grund, das Walten von Geistern bei dieser Erscheinung zu vermuten; vielmehr handelt es sich dabei um die Pilzfäden des Hallimasch, die sich nicht anders benehmen als die Leuchtziffern auf unserer Armbanduhr: sie phosphoreszieren. Faulendes Holz kann aber auch leuchten, und zwar wirklich leuchten, durch Licht, das an Ort und Stelle erzeugt wird, erzeugt von Bakterien, diesen Zauberkünstlern in kleinsten Aus-

maßen, die uns ja immer wieder mit neuen, wenn auch meist unangenehmen Ueberraschungen aufwarten. Freilich, wenn wir das Leuchten nicht nur an abgestorbenem Holz, sondern in einer lauen Sommernacht vielleicht am — Sonntagsbraten bemerken, dann wäre es schon empfehlenswert, einen neuen Speisezettel zu machen!

Die Erforschung der Leuchtbakterien verdanken wir, wie so viele andere botanische Erkenntnisse, dem Altmeister Molisch, dem es auch gelungen ist, diese Bakterienarten in Reinkulturen zu züchten. So eine Glasschale, in der sich auf einem Nährboden eine Bakterienkultur befindet, ist eigentlich eine recht praktische Nachtkästchenlampe. Sie kann wenigstens keinen Brand hervorrufen, ist billig und gibt ein mildes bläuliches Licht. Vielleicht wäre es ein bißchen ungewohnt, bei Bakterienlicht zu lesen, aber für manche gruselige Bücher wäre es vielleicht die stimmungsvollste Beleuchtung.

Die bekanntesten Tiere mit Eigenbeleuchtung sind unsere Glühwürmchen, die eigentlich Käfer sind, aber so genau nimmt der Laie das ja nie. Ihr Leuchten ist ein Liebessignal. Die Weibchen können nämlich nicht fliegen, sondern sitzen im Gras, wollen aber auf die Dauer nicht „sitzen bleiben", und so signalisieren sie optisch, daß sie da sind. Die Männchen tun das ihrerseits, und so ist alles in Ordnung. In den Tropen gibt es noch viel größere und schönere Leuchtkäfer, manche von ihnen haben eine ganze Beleuchtungsanlage mit allen Nebeneinrichtungen eingebaut, wie dies beim „Cucujo" der Fall ist, einem großen Leuchtkäfer Südamerikas, den die Indianer als aparten Kopfschmuck verwenden. Dieser Cucujo hat zwei sehr leistungsfähige Leuchtorgane auf der Brust, und sie sind noch durch einen Reflektor verstärkt! Interessant aber ist, daß sich diese Käfer ihr Licht gar nicht selbst erzeugen, sondern daß es wieder Leuchtbakterien sind, die hier im Dienste der Insekten stehen. Wir sind einer „Symbiose" auf die Spur gekommen, einer Lebensgemeinschaft zwischen Bakterien und Käfern. Freie Wohnung und freies Quartier bekommen die kleinen Einzeller, und der Käfer ist dafür seiner Lichtsorgen enthoben. Die schlauen Insektenmütter achten darauf, daß auch die Nachkommen mit diesen Leuchtquellen versorgt werden, und so sind schon die Eier im Mutterleib mit den Leuchtbakterien infiziert, man sieht sie im Eierstock der Weibchen leuchten.

Die Scheinwerfer der Tintenfische

So wie die Käfer machen es auch die Tintenfische — sie verwenden die Bakterien als Lichtquelle, haben sie sozusagen in ihre Leuchtorgane eingebaut. Wie sie dort hineingekommen sind, weiß man allerdings nicht, denn es ist immer die gleiche Art von Bakterien, und sie befindet sich niemals und nirgends im Meerwasser, sondern nur in den Leuchtdrüsen der Tintenfische. Auch hier finden wir wieder Reflektoren, welche die Wirkung des Lichtes steigern. Sie sind wie ein Spiegel gebaut und auf der Rückseite mit einer abschirmenden Pigmentschicht belegt. Hier werden die Augen also

zu richtigen Scheinwerfern und können die Umgebung der Tiefsee-Tintenfische schon recht gut erhellen. Je tiefer wir in das Weltmeer hinuntersteigen, desto häufiger begegnen wir Tieren, die mit solchen Leuchtorganen ausgestattet sind.

Die großartigsten Lichteffekte werden allerdings nicht von den großen Leuchttieren erzielt, sondern von winzigen Organismen, einzelligen Urtierchen, die allerdings in Millionen und Milliarden auftreten und ebenfalls einen leuchtenden Stoff erzeugen, aber ohne die Mithilfe von Bakterien. Wie die ganze Sache genau vor sich geht, weiß man freilich noch nicht sicher. Der Eindruck dieses Meeresleuchtens ist überwältigend. Das Wasser scheint auf weite Strecken hin übergoldet und wie mit flüssigem Licht überzogen zu sein, das alle Wellenbewegungen mitmacht. In den Tropengegenden erscheinen in manchen Nächten auch noch andere Lichtwunder aus der Tierwelt: das sind die Feuerwalzen, große, oft bis zu einem Meter Länge erreichende Manteltiere, die herrliche Effekte hervorzaubern. Auch Meeresschnecken, Würmer sogar, und vor allem Quallen und Medusen, sind oft mit solchen Einrichtungen ausgestattet und leuchten im eigenen Schimmer auf, wenn sie langsam durch die Fluten südlicher Meere ziehen. Die seltsamsten Formen leuchtender Tiere aber bietet die unergründliche Tiefsee. Aus ihrem Geheimnis konnte man bisher zwar nur weniges heraufholen. Aber schon diese Formen zeigen uns, daß auch die kühnste Phantasie solche Gestalten nicht ersinnen könnte, die dort unten als wirkliche lebendige Wesen dahinziehen.

Krebse tragen Lampen

Groß ist die Zahl der Tiefseefische, die mit Leuchtorganen ausgestattet sind. So wie bei manchen Krebsen kann man hier von wirklichen „Lampen" sprechen. So tragen die Ephausidenkrebse des Atlantik Leuchtorgane auf der Brust, die nicht nur Reflektoren und starke Lichtquellen besitzen, sondern auch eine Linse, also einen richtigen Scheinwerfer vorgeschaltet haben und außerdem jederzeit abblendbar sind, also wie eine Taschenlampe bedient werden können. Auch manche Fische haben ihre Leuchtorgane ganz ähnlich organisiert. So leben in den ostindischen Gewässern Fische, die Leuchtorgane besitzen, in denen wieder das übliche Bakterienlicht „glüht", und die ganzen Leuchtorgane können gekippt werden, also umgedreht, und dadurch wird das Licht plötzlich ausgeschaltet. Das Licht dieser Fischlampen ist so stark, daß es die indischen Fischer auf eine gute Idee gebracht hat: sie verwenden diese Leuchtorgane, die noch eine Zeitlang funktionieren, wenn der Fisch tot ist, als — Köder und haben damit große Erfolge zu verzeichnen. Man geht nämlich in der Annahme nicht fehl, daß diese Leuchtorgane auch für die Fische eine ähnliche Bedeutung haben, weil durch das Licht andere Meerestiere angelockt und dann eine Beute dieser Scheinwerferpiraten werden. Auch das Blenden mit den plötzlich aufzuckenden Lichtern wirkt sich wohl verhängnisvoll für die kleinen Meerestiere aus.

Warum Pflanzenzüchtung?

Von Professor Dr. Wilhelm Rudorf
Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung

Die staunenswerten Leistungen der chemisch-technischen Industrie und die Wunderwerke der Maschinenindustrie, die jetzt ihren höchsten Ausdruck in den Waffen aller Art für unsere Wehrmacht finden, sind jedem Volksgenossen bewußt. Die Schaffung neuer Werkstoffe und neue technische Erfindungen waren allzu sehr dazu angetan, die biologische Erforschung unserer Ernährungs- und Rohstoffversorgung und die Fortschritte auf diesem Gebiete in den Schatten zu stellen.

Ist es aber nicht imponierend, zu erfahren, daß in den letzten siebzig Jahren die Erträge unserer Getreidearten um rund 75 v. H. und die der Kartoffeln sogar um 125 v. H. gesteigert wurden? Klingt es nicht fast unwahrscheinlich, daß seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zuckerernten je Hektar fast verdreifacht werden konnten?

Diese Leistungen sind um so höher zu bewerten, als die Erträge unserer Kulturpflanzen in jedem Jahr nur einmal gewonnen werden können. Der Chemiker, der aus Kohle, Erdöl, Mineralien und Erzen im industriellen Prozeß mehr oder weniger unabhängig von der Witterung synthetischen Kautschuk, Treibstoff und mineralische Fette, neue Metalle und andere Stoffe gewinnt, hat den Vorteil, daß er auf Ablagerungen geologischer Vorgänge oder Aufspeicherung pflanzlicher Stoffe aus Jahrtausenden zurückgreifen kann.

Die Grundlage unserer Ernährung beruht aber auf den Leistungen unserer Kulturpflanzen in der Ausnutzung der Sonnenenergie bei zweckmäßiger Pflege. Nur einmal im Jahr können wir im allgemeinen ernten. Höhe und Qualität der Ernte sind aber erbgebunden an die Beschaffenheit der Sorten oder Rassen unserer Kulturpflanzen.

Freilich, die angeführten Steigerungen in den Erträgen unserer wichtigsten Kulturpflanzen sind nicht Verdienst der Pflanzenzüchtung allein. Sicher ist aber, daß sie mit der Schaffung ertragreicher, standfester Sorten, welche hohe Aufwendungen in der Bodenbearbeitung und Saatenpflege sowie in der Düngung und im Maschineneinsatz lohnten, die Voraussetzung für eine Verbesserung und Steigerung der Anbautechnik gegeben hat.

Was bleibt aber noch zu tun?

Bei der Prüfung dieser Frage ist es zweckmäßig, drei Gruppen von Kulturpflanzen nach dem Grade ihrer züchterischen Bearbeitung zu unterscheiden. In die erste Gruppe würden die Kulturpflanzen einzureihen sein, die, wie das Brot- und Futtergetreide, Erbsen, Zuckerrüben und Kartoffeln, bereits seit Jahrzehnten einer intensiven Züchtung unterworfen waren. In die zweite Gruppe könnten die bisher weniger beachteten Kulturpflanzen eingeordnet werden, so die Futterpflanzen, die Oelpflanzen und die Gemüse- und Obstarten. Zu

der dritten Gruppe würde eine Reihe von Arten gehören, um deren Einführung in unseren Anbau wir uns jetzt noch bemühen.

Bei den Kulturpflanzen der ersten Gruppe hat die Züchtung Sorten geschaffen, welche unter optimalen Anbaubedingungen die Grenze der Höchsterträge wahrscheinlich erreicht haben. Wäre es möglich, die Ertragskapazität der Zuchtsorten bei Getreide, Erbsen, Zuckerrüben, Kartoffeln usw. auf großen Anbauflächen zu verwirklichen, so hätte die Pflanzenzüchtung in der Tat keine großen Aufgaben mehr zu erledigen. Leider ist es aber so, daß die Ertragsfähigkeit der Hochzuchtsorten durch Frost und Dürre und durch Schädlinge aller Art sehr herabgesetzt wird. Gerade der letzte Polarwinter hat uns deutlich vor Augen geführt, daß die Winterfestigkeit bei Wintergetreide, Winterraps und Winterrübsen, besonders bei den Sorten höchster Ertragsleistung, ungenügend ist.

Ferner treten immer wieder Jahre verheerender Schädlingswirkung auf, in denen die Erträge um ein Drittel und mehr vermindert werden. Bei dieser Gruppe von Kulturpflanzen lautet daher das Zuchtziel: Züchtung auf Resistenz (Widerstandsfähigkeit) gegen Frost und Dürre und die wichtigsten Schädlinge.

Erst in den letzten beiden Jahrzehnten konnten diese Aufgaben methodisch in Angriff genommen werden. Es galt, zunächst die Natur der Merkmale zu erforschen, die das erwünschte Zuchtziel bedingen. Die Züchtungsforschung mußte sich der Ergebnisse vieler verwandter naturwissenschaftlicher Fachrichtungen bedienen und diese ausbauen, um die Grundlagen für die Züchtung auf Resistenz und die Methoden zur Auslese zu schaffen. Daß die Vererbungsforschung auch in dieser Art der Züchtung die fundamentalen Arbeitsmethoden vorschreibt, ist selbstverständlich.

Die Aussichten, welche die Resistenzzüchtung eröffnet, sind groß. Die Erreichung der Ziele ist aber meist sehr langwierig. Immerhin kann schon auf beachtliche Erfolge hingewiesen werden. Beim Winterweizen gelang es, Winterfestigkeit und Ertragsfähigkeit in einem erheblichen Ausmaß zu vereinigen.

Die Züchtung auf Resistenz gegen Schädlinge ist für den Forscher außerordentlich interessant und bietet zudem große praktische Erfolgsmöglichkeiten. Im tropischen Pflanzenbau ist die Züchtung schädlingsresistenter Zuckerrohrsorten eine Glanzleistung von weltwirtschaftlicher Bedeutung. Die Züchtung brand- und frostresistenter Getreidesorten hat bei uns und in anderen Ländern bereits zu großen Erfolgen geführt. In Deutschland werden bei der Kartoffel keine Hochzuchtsorten mehr zugelassen, die nicht krebsresistent sind. Die Züchtung von Sorten, die der Kartoffelkrautfäule widerstehen, hat erste greifbare Erfolge gebracht und stellt weitere in Aussicht. Die Schädigungen durch verschiedene Virusarten, deren Natur noch nicht völlig aufgeklärt ist und die gerade auch im Anbau der Kartoffel verheerende Verluste hervorrufen, haben in den letzten Jahren starke Beachtung erfahren. Bei der Bekämpfung dieser Schädlinge müssen

alle Forschungsrichtungen zusammenarbeiten, um den Gefahren zu begegnen, denen nicht nur Mensch und Tier, sondern auch viele Arten unserer Kulturpflanzen ausgesetzt sind.

Die zweite Gruppe der Kulturpflanzen, zu der die Futterpflanzen des Feldfutterbaues, insbesondere Kleearten, Luzerne, Steinklee, Lupine und die wichtigsten Gräser gehören, erfuhr bislang keine so eingehende züchterische Bearbeitung. Das nationalsozialistische Agrarprogramm hat zudem neue Forderungen aufgestellt, um die Sicherung der wirtschaftseigenen Futtergrundlage zu gewährleisten. Die Gruppe der sogenannten Zwischenfruchtfutterpflanzen (Wicken, Kleearten, Serradella, Hirse, Sonnenblumen und Kohlarten) fand erst seit 1933 die ihr gebührende Beachtung.

Die Bedeutung der Pflanzenzüchtung auf diesem Gebiet erhellt allein daraus, daß beim Rotklee, einer unserer wichtigsten Futterpflanzen für die Milchviehhaltung, durch Kleekrebs und Kleeälchen jährlich durchschnittlich mehrere tausend Hektar ausfallen. Es ist aber durchaus möglich, Sorten zu schaffen, welche gegen diese Schädlinge resistent sind. Erste Züchtungserfolge liegen auch bereits vor. Die Luzerne, die in Deutschland erst um die Jahrhundertwende noch zögernd in Anbau genommen wurde, hat sich inzwischen immer weitere Anbauflächen auch auf solchen Böden erobern können, die ihr nicht besonders zusagen. Es zeigte sich aber, daß der Luzerneanbau auch auf sehr sandige Böden vorgetragen werden kann. Die Züchtung besonderer Sorten von wirklicher „Sandluzerne" ist daher die dringendste Aufgabe, weil die Luzerne auch auf leichten Sandböden die sicherste Futtergrundlage gewährt.

In diesem Sinne muß auch die Züchtung der Süßlupine erwähnt werden, welche die Viehhaltung gerade auf den leichten Sandböden des Ostens ermöglicht, indem sie als Eiweißpflanze die notwendige Ergänzung zu der anderen typischen Pflanze der Sandböden, der Kartoffel (Stärkeerzeuger), bildet. Es seien hier nur diese Arten erwähnt, obwohl gerade die Futterpflanzen für die armen Sandböden des Ostens und die auf ihnen beruhende Sicherung des wirtschaftseigenen Futters überhaupt erst eine genügende Besiedlung der Osträume und dadurch ihre völkische Sicherung auch unter den veränderten politischen Verhältnissen ermöglichen. Bei den Oelpflanzen richtet die Züchtung ihr Augenmerk gleichzeitig auf die Verbesserung schon bekannter und die Schaffung neuer Arten.

Beim Gemüse ist eine Reihe von Arten mit großer wirtschaftlicher Bedeutung schon seit langer Zeit in züchterischer Bearbeitung. Dagegen muß zugegeben werden, daß bei einer ganzen Anzahl von Gemüsearten Pflanzenzüchtung auf wissenschaftlicher Grundlage gar nicht oder in nicht genügendem Umfange durchgeführt worden war. Schon während des Krieges hat das Reichsernährungsministerium in Erkenntnis dieser Sachlage eine großzügige Förderung der Arbeiten auf diesem Gebiet in Angriff genommen. Die Aufgaben können keineswegs auch nur zu einem geringen Bruchteil aufgezählt werden,

erwähnt sei aber, daß außer der Nährstoffversorgung angestrebt wird, in Verbindung mit der Konservierungsindustrie eine sich auf das ganze Jahr hindurch erstreckende Vitaminversorgung des deutschen Volkes sicherzustellen.

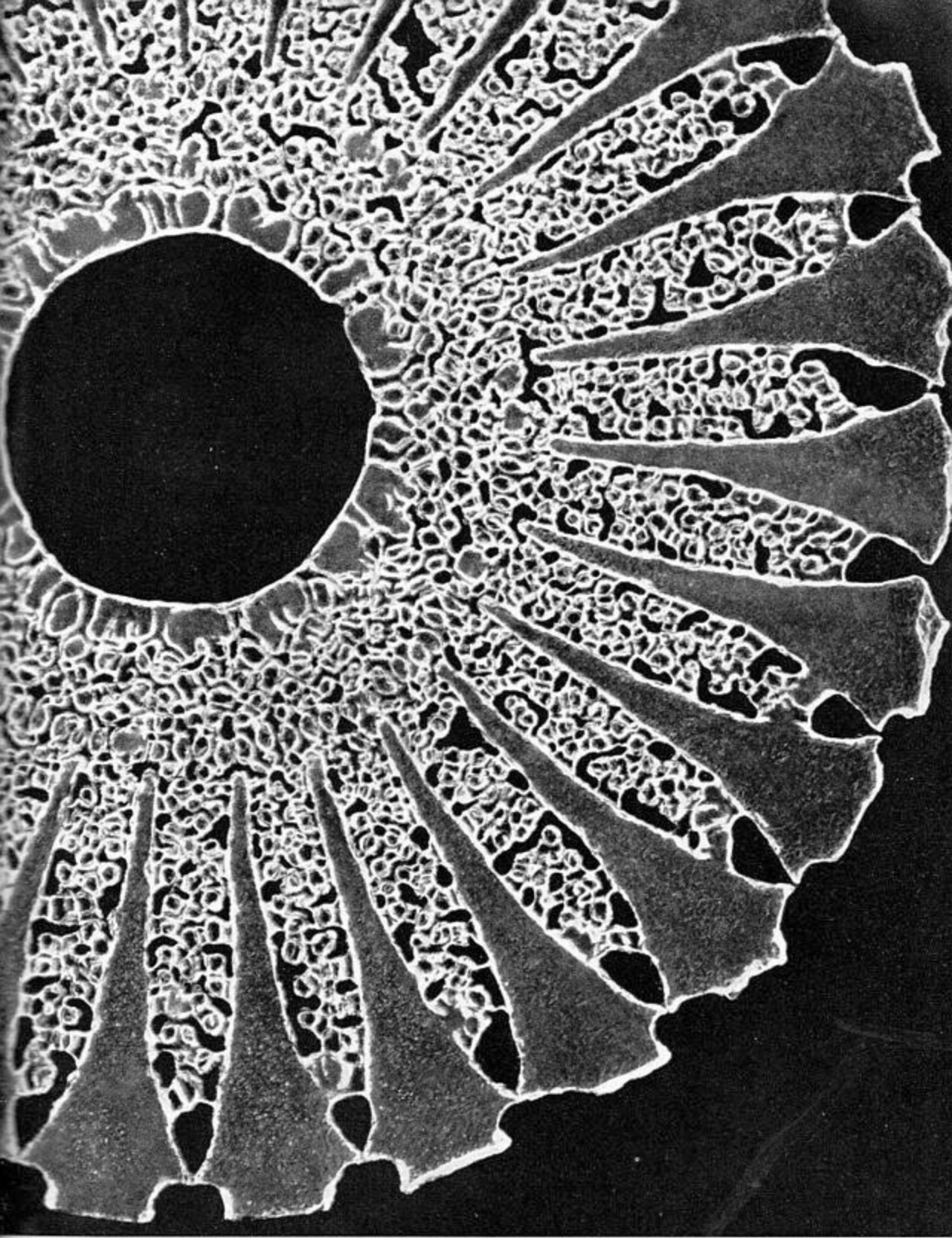
Nicht viel anders sieht es auf dem Gebiete der Obstzüchtung aus. Erst Erwin Baur hat in Müncheberg die Erkenntnisse der Vererbungsforschung auch auf die Obstzüchtung angewandt. Obwohl diese Arbeiten erst jungen Datums sind, konnte in den letzten überaus strengen Wintern aus Kreuzungsnachkommenschaften eine Reihe genügend frostharter Sämlingsbäume ausgelesen werden, welche den Ausgang neuer klimaharter Sorten bilden. Während also die letzten Winter für den praktischen Obstbau durch die Vernichtung unzähliger wertvoller Obstbäume unserer besten Sorten eine unangenehme Wirkung hatten, boten sie der Züchtung, wie schon im Beispiel der Weizenzüchtung angeführt, eine ganz seltene Chance der Auslese.

Bei der dritten Gruppe von Pflanzen bietet die Pflanzenzüchtung überhaupt erst Gewähr für den Erfolg. Die Einführung neuer Kulturpflanzen, bekannt durch die Beispiele der Kartoffel, der Gartenerdbeere, der Tomate, der Buschbohne und vieler anderer Arten mehr, ist kein abgeschlossener Vorgang, und wir haben große Aussichten, aus der Formenfülle der Kulturpflanzen europäischer und außereuropäischer Heimatgebiete, insbesondere dem Mittelmeergebiet, Asien und Zentral- wie auch Mittelamerika, neue Kulturpflanzen einzuführen. Um das begreiflich zu machen, sei nur daran erinnert, daß der süße Speisepfeffer bei uns etwa zur Zeit die Stellung einnimmt, welche die Tomate vor dem ersten Weltkrieg innehatte. In wenigen Jahren wird es Sorten geben, die sich in weiten Gebieten Deutschlands mit Erfolg anbauen lassen, und das deutsche Volk kann dann den Genuß dieses vitaminreichen Gemüses als selbstverständlich ansehen.

Die Pflanzenzüchtung bemüht sich seit einigen Jahren mit Erfolg, für die deutschen Klimagebiete brauchbare Sojabohnensorten zu schaffen. Nachdem erkannt wurde, was die Sojabohne an der Anpassung an deutsche Klimaverhältnisse hemmt, ist es möglich gewesen, aus der großen Formenfülle dieser ostasiatischen Kulturpflanze solche Rassen auszulesen, die auch bei uns genügend frühreif sind. Durch Kreuzung mit Sorten, die eine Ergänzung in bezug auf Ertrag, Oel- und Eiweißgehalt darstellen, konnten Stämme ausgelesen werden, die sich für den Großanbau eignen.

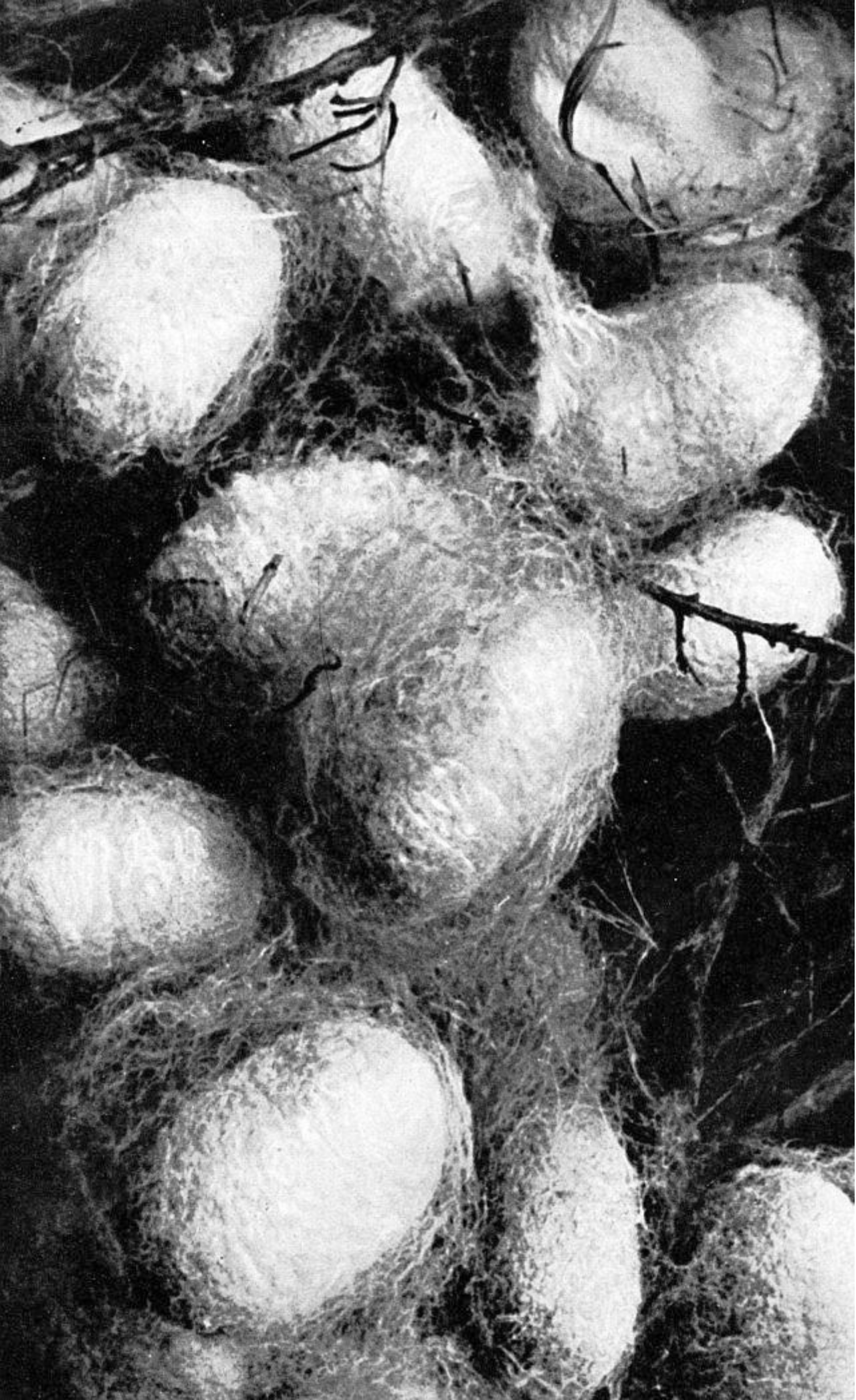
Selbstverständlich ist es, daß sich die Züchtungsforschung und die praktische Pflanzenzüchtung schon jetzt mit den Problemen befassen, die in den besetzten Gebieten der Lösung harren.

So wie die Pflanzenzüchtung in den zurückliegenden Jahrzehnten erst die leistungsfähigen Rassen unserer Kulturpflanzen erzeugt hat, welche die Ernährung und Rohstoffversorgung während des Krieges ermöglichen, ist sie gleichzeitig bemüht, die Grundlagen für die Nahrungsfreiheit des neuen Europas zu schaffen.



Zweihundertfache Vergrößerung des Querschnittes eines Seeigel-Stachels

Interessante Vergrößerungen



Zwei Aufnahmen, die ſich zwar auf den erſten Blick ähneln, die jedoch ſehr Verſchiedenartiges zeigen, nämlich obiges Bild eine etwa ſiebzigfache Vergrößerung von Graphitkohle. — Linksſeitiges Bild: Seidenraupen verſpinnen ſich als Puppen in eiförmige goldgelbe Seidenkokons

Interessant ist auch diese zweitausendfache Vergrößerung von Froschblut

Christoph Dohnt und seine Frau

Erzählung von Hans Christoph Kaergel

Es hat schon etwas zu bedeuten, wenn es an einem solchen Schneesturm in der zehnten Abendstunde an die Fensterscheiben klopft. Gottlob, es ist der Nachbar. Er hat noch Licht gesehen. Er steht völlig verschneit an der Tür. Scheint er betrunken zu sein? Er taumelt und vermag auf keine Frage zu antworten. Wir lassen ihm Zeit. Er ist ein gelernter Schmied und liebt nicht viele Worte. Das Leben mag schwer genug sein. Man hört doch manchmal etwas im Dorf. Jeder weiß ja das Leben des anderen und lebt es mit ihm. Vielleicht haben die Leute recht, daß es auf die Dauer nicht gehen wird. Vielleicht weiß er sich keinen Rat mehr. Wir bitten ihn herein. Er wehrt aber ab, er will keinen Schnee hereinschleppen. Man sieht es seinem Gesicht an, daß es oben bei ihm etwas gegeben hat. Wir wollen ihm helfen, so gut es geht.

Im Augenblick glauben wir alles, was die Leute von Frau Dohnt zu erzählen wissen. Sie hat sich den Fabrikschmied Christoph Dohnt aus Hirschberg nur aus Trotz genommen. Sie wollte eigentlich den Bauer Henschel aus Seidorf. Der aber sah die schöne Witfrau Anna Dremel nicht an.

An der Altkemnitzer Kirmes nahm die Witfrau Anna Dremel darum einen jungen Burschen an, den niemand kannte. Sie schüttelten alle die Köpfe, daß sie den ungeschlachten Menschen immer wieder zum Tanze holte und ihn eines Tages als Mann in ihr Haus nahm. Die Nachbarn wußten es bald, daß dies alles ohne Liebe geschah. Der Schmied Christoph Dohnt hatte die Frau genommen, weil sie ihn allein haben wollte. Ihn bewog dabei der Gedanke, in die Berge zu kommen, auf die Erde, zu den Kühen, in die Weite der Wälder. Denn er stammte aus den Waldenburger Bergen. Dort war er als sechstes Kind eines Kleinbauern in Lomnitz auf die Welt gekommen. Er wollte nichts anderes sein als ein Bauer, und doch schickte ihn der Vater nach Wüstegiersdorf, um ein Schmied zu werden. — Nun kam eine Frau und bot ihm Erde und Wald, Wiese und Feld, Kühe und Schweine. Er griff zu und schrieb an die Bergmannstochter Johanna Gregor zu Hermsdorf einen Abschiedsbrief.

Und Frau Anna Dremel wollte dem Bauern Jakob Henschel beweisen, daß sie nicht auf ihn warte, daß sie mit dem ärmsten Knecht glücklicher werden würde als mit ihm. Aber mit dem Glücklichwerden hatte es bald sein Bewenden. Christoph Dohnt fühlte nur zu bald, daß Anna Dremel, die nun seinen Namen trug, ihn nicht aus Zuneigung genommen hatte. So richtete er sich darauf ein, ein anständiger Kerl zu werden. Er blieb vom ersten Tage an zu den drei Kindern der Frau gleich gut und still. Nie kam ein scharfes oder gar böses Wort über seine Lippen. Auch wenn sie einmal störrisch wurden,

schlug er nicht zu. Er ging dann nur stumm hinaus. Er stand auf, wenn die erste Kuh im Stall sich rührte, er warf sich ins Bett, wenn im Dorf das letzte Licht verlosch. Er wollte nichts anderes, als sich eingraben in die Erde. Sie hatte einem anderen gehört, den der Tod nahm. Er wollte sie nicht geschenkt haben. Darum arbeitete er für drei. Er hatte das schwerste Los von allen Bergbauern. Seine Wiesen lagen arg verstreut. Dazu kam, daß er vom Grafen noch die höchstgelegenen Waldwiesen pachtete. Sie waren schwer zu erreichen. Kein Ochsengespann kam hinauf. Er trug auf dem Kopf die schweren Heubürden bis zum ersten Holzweg hinab, nur um das kostbare Heu den Tieren zu bringen.

Aber es half ihm alles nichts. Die Eltern der Frau in Boberröhrsdorf glaubten an keinen Schmied. Ein Schmied kann auf der Bauernerde nur alles verderben. Er hat auch nichts hereingebracht, er wird nur alles hinaustragen. Frau Dohnt wußte am Ende nicht mehr weiter. Sie sah, wie die drei Kinder dem neuen Vater auswichen, und mußte von Tag zu Tag doch mehr sich gestehen, daß sie an diesem stillen Mann hing.

Nein, sie liebte ihn nicht. Und wenn es schon einmal Liebe war — er sah, er hörte nichts mehr. Er hörte nur den Sturm im Walde, wenn es Holzbruch gab, wo er sich billiges Holz holen konnte. Er hörte den leisesten Schrei der Kuh. Er träumte nur von den Wiesen, vom Futter, und ein Tag ging auf und verlor sich wie der andere.

Stand Christoph Dohnt überhaupt noch in der Familie? Vielleicht hatte die eigene Mutter doch recht, die immer wieder warnte, es würde nicht gut ausgehen. Zuletzt würde er die Kinder um Grund und Boden bringen. Er blieb der fremde Christoph.

Aber Christoph Dohnt wußte von all dem nichts. Er sah seine Frau bei den Mahlzeiten. Wenn er sie länger ansah, mußte er den Blick senken. Er begehrte sie, aber sie gehörte ihm nicht. Sie hatte ihn nur als Arbeiter genommen. Anna Dohnt mußte einmal diesen unerträglichen Zustand beenden.

Sie konnte ihn ja zu sich rufen, er würde dann gekommen sein wie in den ersten Wochen, aber hernach wäre es wie an jedem anderen Tage geworden. Sie wollte ihn erkennen. Wenn er doch nur ein Schmied war, hart wie sein erlernter Beruf, so wollte sie lieber von ihm gehen. Aber sie fand keinen Weg, ihn zu befragen. Und alles blieb zwischen ihnen beiden bis zu dieser Stunde, da Christoph Dohnt abends bei uns anklopfte.

Endlich lehnte er sich an die Tür und sagte nur tonlos: „Sie ist fort!“ Wir glaubten natürlich nur, daß die Frau von ihm gegangen sei. Er schüttelte den Kopf — nein, nicht die Frau — die achtjährige Aelteste, das Mariele, wäre fortgelaufen. Als er heute zur Vesperzeit hereinkam, sei sie nicht am Tisch gewesen. Die Frau fragte ihn, wo er denn das Mariele habe, das sie doch zu ihm hinaufgeschickt habe. Dann sei alles über ihm zusammengebrochen. Er wollte das Kind doch allein finden. Es konnte ja nur zwischen dem „Hasenloch“

und der „Hundegurgel", jener tiefen Schlucht am Schwarzwasser, sich verlaufen haben. Aber es sei alles umsonst. Nun bat er um Hilfe. Er rief den Förster an, den Zollwächter, er ließ alle Gastwirte, die noch ihre Wirtschaft offen hatten, an den Fernsprecher kommen. Umsonst! Niemand hatte etwas von dem Kinde gesehen oder gehört.

Am anderen Tage kam er wieder. Er war ein alter, zerbrochener Mann. Die ganze Nacht war er umhergeirrt. Früh setzte klingender Frost ein. Wenn ein Mensch in dieser Nacht im Freien geblieben war, mußte er den Tod gefunden haben.

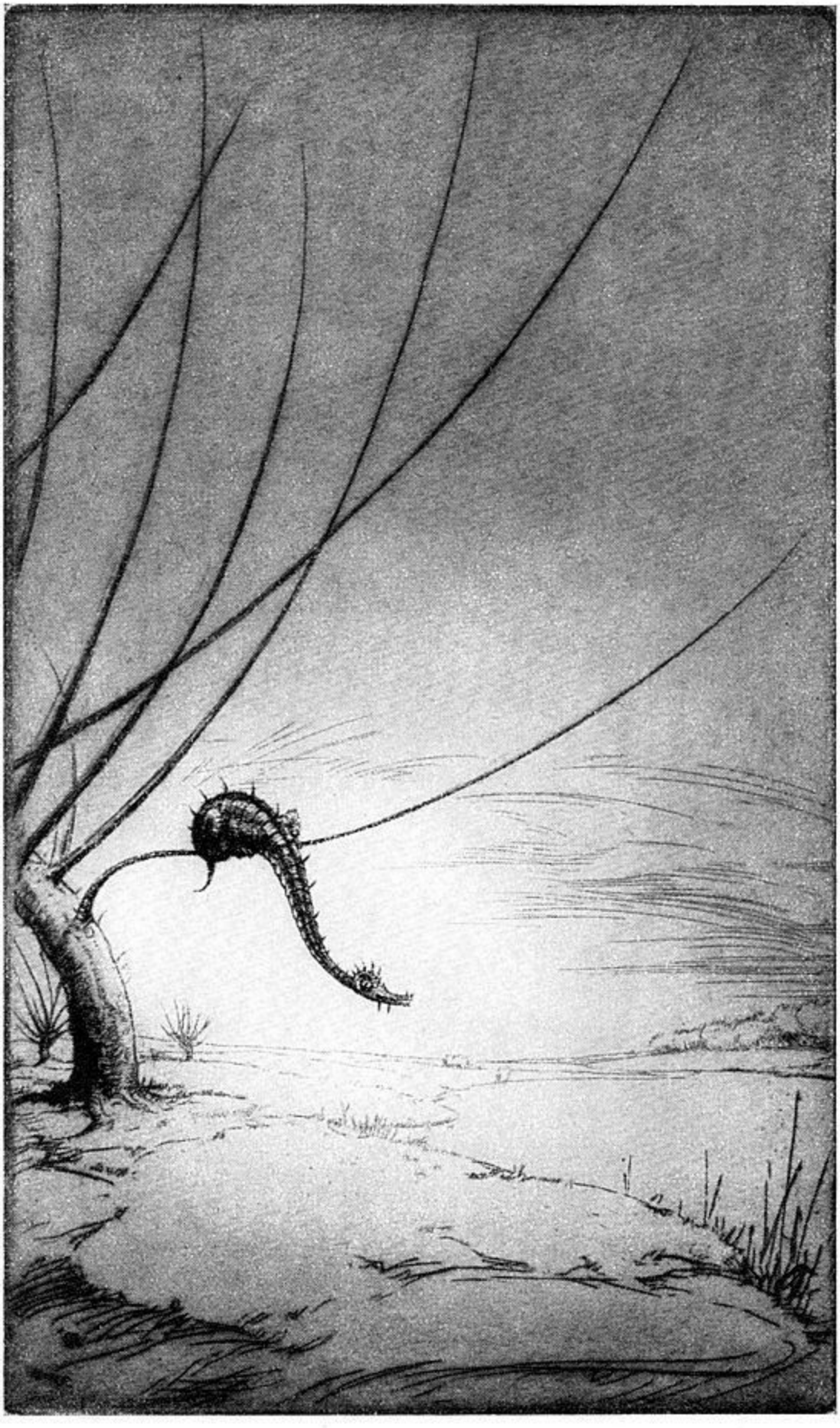
Christoph Dohnt saß auf unserer Treppe und stützte den Kopf. Er versuchte aufzustehen, aber es warf ihn wieder zurück. Er wartete auf die Rettungskolonne der Bergwacht. Er fuhr zusammen, wenn sich Schritte näherten. Es war gewiß schlimm. Wir alle waren betroffen. Stunde um Stunde waren wir alle draußen gewesen. Ein Kind im Schnee verirrt, ist das schlimmste, was uns die Berge schicken können. Aber es war doch nicht sein eigenes Kind. Kein Mensch brauchte deshalb so zu verzweifeln. Aber Christoph Dohnt hörte nicht hin.

Endlich schien er die Last seines Kummers nicht mehr ertragen zu können. Er sagte uns, daß das alles nicht das schlimmste wäre. Aber daß seine Frau das alles so ruhig hinnähme, ertrüge er nicht. Ja, sie sei mit suchen gegangen, aber alles ohne Tränen. Mit einer unheimlichen Ruhe sei sie mit ihm durch die Nacht gegangen. Dabei hatte sie nur immer ihn angesehen und nicht auf den Weg, die Bäume und Felsen geachtet. Und immer habe sie heimgedrängt und gesagt, die Kleine würde schon wiederkommen.

Das war uns nun alles noch rätselhafter. Die Rettungskolonne kam zurück. Man hatte niemand gefunden. Die Männer gaben dem gebrochenen Manne die Hand. Er konnte ihnen nicht einmal danken. Dann ging er hinaus.

Von uns konnte keiner schlafen. Wir warteten. Vor Mitternacht klopfte es wieder. Nun würde er das Kind bringen. Zögernd öffneten wir. Da stand er wieder vor uns, ein Bündel auf dem Rücken, in seinen Mantel gehüllt, und sagte nur, er käme, um Abschied zu nehmen.

Mit wenigen Worten offenbarte er uns nun sein Schicksal. Die Frau hatte das Kind zu den Großeltern gebracht. Sie hatte ihm das Märchen von dem Verirren erzählt, nur um endlich einmal zu wissen, ob er an den Kindern und damit an ihr hinge. Sie hätte ihn am liebsten in der ersten Stunde zurückrufen wollen. Aber dann habe sie sich vor den Leuten gefürchtet. Sie habe einmal das Lügen begonnen und mußte es nun zu Ende führen. Erst als sie ihn völlig gebrochen sah, wußte sie, daß er doch mehr als ein zugelaufener Mann sei. Sie habe sich an ihn gehangen und ihm vertraut, daß sie fortan nur ihn lieben werde und weder auf Vater noch Mutter hören wolle. Aber er habe ihre Hände von seinem Halse gelöst und sei schnell hinausgegangen. Möge es Recht oder Unrecht sein — er wisse das nicht.



Ottohans Beier „Aus früher Zeit"

Nur das eine wisse er, daß er seine Frau nun nicht mehr ansehen könne. Er würde immer sich selber sehen müssen, wie er durch die Wälder jagte, wie er schrie und bat, wie er fluchte und wie niemand kam und niemand ihm die Last nahm.

Nun graute es ihm vor der Frau so, daß er fliehen müsse. Er könne die Frau nicht mehr lieben, die ihn auf solche Folter spannte. Sie aber liebe ihn erst von diesem Augenblick an, da er für ihre Kinder Not litt wie kaum der eigene Vater. Gott möge sehen, wie er der Frau nun helfe. Die Berge, die Wiesen, die Felder, die Erde, die Kühe und alles müsse er nun lassen. Das waren seine letzten Worte, als er ging: „Der Mensch zählt halt mehr als die Erde — daß man das nicht begreifen will!"

Von Christoph Dohnt haben wir nichts mehr gehört. Frau Dohnt aber wartet noch heute auf ihn.

Wir ändern das Programm

Erzählung von Arnold Beirich

Vier Monate lang reiste der große Zirkus kreuz und quer durch Peru. Bergauf, bergab mahlte die Karawane hochrädriger Karren durch Staub und Geröll. Das Ergebnis aller Mühe aber waren schlecht besuchte Vorstellungen, leere Kassen, sinkende Gagen und wachsende Schulden. Immer höher stieg der Brotkorb für Mensch und Tier.

In Cuzco, der Inkastadt, von wo es endlich mit der Eisenbahn nach Lima gehen sollte, stand der Zirkus fast vor dem Zusammenbruch. Alle Hoffnungen richteten sich auf die Hauptstadt. Brachte Lima kein glänzendes Geschäft, so sah es schlimm aus. Von Sorgen geplagt, schickte der Direktor den Dompteur Henry Peper, eine der Hauptanziehungskräfte, nach Lima voraus, damit er alles zum Empfang regele und Leihgeld auftreibe für die Fracht.

In der Tat gelangen Henry günstige Abschlüsse, und er zog eine große Propaganda auf. Nur das Geld, den Zirkus heranzubringen, fehlte noch. Aber auch das glückte. Ein paar Herren, die hörten, er sei vom Zirkus, hatten sich zu ihm gesellt, und da er die Sensationen, den sicheren Erfolg, die Schönheit der Artistinnen und die „momentane Verlegenheit" geschickt zu verflechten wußte, erbot sich einer — natürlich gegen hohe Prozente — auszuhelfen. Henry konnte fünftausend Sol (zehntausend Mark) nach Cuzco überweisen. Drei Tage später wurde der Zirkus auf der Plaza de Tocros aufgebaut.

Doch nun fingen die Sorgen erst an. Schon in der Eröffnungsvorstellung gab es ein Mißgeschick. Einer der Tiger, ein riesiger Bursche, der mit Löwen, Panthern, Bären in einer gemischten Gruppe arbeitete, stürzte sich auf einen Braunbären und durchbiß ihm das Genick. Henry konnte nichts dafür. Doch das Publikum, das, wie

überall, wo Stierkämpfe zum Nationalvergnügen gehören, dem Helden der Arena jedes Versehen ankreidet, nahm es übel.

Der Zirkus spürte es. Am dritten Tage war es klar: Lima würde der größte Mißerfolg seit Jahr und Tag werden. Das Geld war zu Ende. Die Einnahmen deckten kaum die täglichen Ausgaben, der Geldgeber verlor allen Sinn für die Schönheit der Artistinnen, jammerte um seine Sols und erwog, was zu beschlagnahmen sei.

Henry aber zerbrach sich den Kopf, wie er seinen Ruf und den Zirkus retten könne. Plötzlich hatte er es: Er mußte die Peruaner bei ihrer Leidenschaft packen. Da er die Propaganda besorgte, überraschte er Stadt und Zirkus mit der Reklame, daß ein Stier gegen einen Tiger kämpfen werde ...

Diese Ankündigung schlug ein wie eine Bombe.

„Sind Sie des Teufels?" tobte der Direktor. „Wie denken Sie sich einen solchen Wahnsinn in der Manege?"

Ja, wenn Henry selbst das gewußt hätte! Er fühlte nur, es mußte Tolles geschehen.

Da rannte, aufgeregt Stock und Handschuhe schwenkend, der Geldgeber herbei. Schon von weitem brüllte er: „Wunderbar! Wunderbar! — Stierkampf mit Tiger! — Wunderbar, caballeros! — Ganz Lima spricht von nichts anderem! — Das bringt Geld! Dreifache Preise nehmen wir für diese Vorstellung!"

Dem Direktor schwindelte. Henry lachte wie toll. Doch dann vertrat er, sich zum Ernst zwingend, des Direktors Meinung, daß der Kampf in der Manege unmöglich sei.

Der Geldgeber wischte den Einwand mit einer Bewegung fort: „Dann reißen Sie den Zirkus ab und bauen Sie eine Arena!"

So geschah es. Aus Pfählen, Seilen und Drahtgeflecht entstand im Sande des Platzes eine Arena von vierzig Meter Durchmesser, umrandet von Tribünen, an die sich die Wagen und das riesige Tierzelt anschlossen. Der Geldgeber verschaffte die obrigkeitliche Erlaubnis, Henry verpflichtete einen Metzger, einen importierten Kampfstier herbeizuschaffen. Die Bevölkerung riß sich um die Eintrittskarten, trotz der Preise von fünf und acht Sol je Platz. Die Stadt fieberte dem Sonntag entgegen ...

Der Sonntag kam. Die Vorstellung fand am frühen Nachmittag statt. Fünfzehntausend Karten hatte man verkauft. Um zwölf Uhr war mehr als die Hälfte der Plätze besetzt. Um 13 Uhr begann die vom General gestellte Militärkapelle zu spielen. Um 14 Uhr erschien der Staatspräsident mit seiner Begleitung. Der Geldgeber war glücklich, der Direktor schwamm in eitel Seligkeit ...

Nur Henry war in heller Verzweiflung. In zwei Stunden sollte der Stier kämpfen, aber — noch war der Stier nicht da. In den Pausen bestürmte er den Metzger mit reitenden Boten. Der Mann versicherte, der Stier werde pünktlich da sein. Eine Viertelstunde vor Kampfbeginn aber ließ er ausrichten, der Stier könne nicht vor Abend geliefert werden ...

Henry raste. Er schwur, den Metzger zu erdolchen, — doch das änderte nichts. Ratlos rannte er durch das Tierzelt. Niemand wagte, ihm zu begegnen. Nur ein Mulo, ein Maulesel, blieb bockbeinig mitten vor ihm stehen, ja, schnappte sogar nach ihm...

Die vorletzte Nummer war zu Ende. Der Direktor kam mit den Pferden aus der Arena. Im verebbenden Applaus trieben jetzt Clowns und Auguste ihre Späße. Die Erwartung der Menschenmassen stieg fieberhaft: Jetzt, jetzt kam die Sensation...!

„Alles klar, Henry?" rief der Direktor in das Zelt.

Henry antwortete nicht. Er befand sich ganz am Ende des Raumes, im Halbdunkel beim Schlachtvieh, — sprang, boxte nach zwei wackelnden Langohren. Er spielte mit dem Mulo...

„Mann, was soll das?" brüllte der Direktor. „Wo ist der Stier?"

„Kann nicht geliefert werden..." Henry wendete sich dem Chef zu. Er war ganz ruhig geworden.

Der Direktor starrte ihn an. Er lallte. Seine Augen quollen fast aus dem Kopf, als wenn der Schlag ihn rührte.

Man hörte das Publikum. Es summte wie tausend Hornissenschwärme. Nun rief es, vereinzelt erst, dann häufiger, drohender nach Stier und Tiger.

Stöhnend sackte der Direktor in sich zusammen.

„Wir werden das Programm ändern", sagte Henry gleichmütig.

Das erschien wie grausamer Hohn. Der Direktor fuhr hoch, sich auf Henry zu stürzen, doch der eilte schon fort, rief den scheu wartenden Wärtern Befehle zu und begab sich in die Arena.

Stürmischer Applaus! Henry verneigte sich tief. Dann schwenkte er seinen Cowboyhut. Man hielt das für das Zeichen zum Beginn. Es wurde still. Da sprach Henry laut und vernehmlich: „Hochverehrtes Publikum! Unser Kampf zwischen Stier und Tiger muß leider abgesagt werden!"

Wutschreie antworteten. „Schieber! Betrüger! Wir wollen unser Geld zurück! Wir wollen den Kampf sehen! Schiebung!"

Henry verschaffte sich mit zorniger Gebärde Ruhe. „Statt des Stieres aber wird ein Mulo kämpfen!" rief er laut. „Und ich hoffe, daß dieser Mulo als Peruaner dem aus Mexiko importierten, aber nicht eingetroffenen Kampfstier ebenbürtig sein wird!"

Verblüfftes Schweigen erst. Dann Lachen und Pfeifen. Schließlich aber tosender Beifall. Der peruanische Kampfgeist siegte.

Schon winkte Henry. Der Zwergauguste ritt Mulo in die Arena. Henry erschrak. Erst jetzt, im Sonnenschein, sah er, welch elender Klepper das war. Man hatte das Vieh als Raubtierfutter gekauft.

Das Publikum reagierte durchaus richtig. Es johlte, schrie, tobte. Nur der zum Schutze des Präsidenten stark vertretenen Polizei war es zu danken, daß die heißblütigen Massen nicht den Zirkus stürmten.

Der Spaßmacher kapriolte ab, und auch Henry beeilte sich, fortzukommen. Die Wärter trieben den Tiger in die Arena...

Das tobende Gebrüll erregte die Tiere. Mulo, klapperdürr und mit tief hängender Unterlippe, lief wie ein Gespenst umher. Der Tiger schlich geduckt am Gitter entlang. Die „Kämpfer" sahen sich gar nicht. Plötzlich aber witterte der Tiger den Maulesel. Er blieb stehen, kniff die Augen zusammen. Die Menschen wurden still...

Der Tiger trottet auf Mulo zu. Fünf Meter vor ihm duckt er sich. Plärrend reißt der Klepper aus, — da saust die große Katze wie ein schwarzgelber Blitz auf Mulos Rücken. Aber der ist nicht faul. Er steigt und bockt und dreht sich. Der Tiger gleitet ab. Verblüfft schüttelt er den Kopf. Mulo trollt sich. „Ahong! — Ahong!" brüllt die Riesenkatze. Ihr Schweif peitscht — und wieder schießt sie auf den Maulesel zu. Doch was ist das? Wie ein Ball schnellt sie zurück, getroffen von Mulos Hinterhufen!

Das Publikum rast Beifall. Der Tiger ist wutentbrannt. Wieder greift er an. Wieder wirft Mulo ihn. Nun umschleicht die Katze den Maulesel. Mulo aber übt die Kampftaktik seiner wilden Ahnen. Wie der Tiger schleicht, so dreht er sein Hinterteil, hat den Kopf zwischen den Beinen, beobachtet den Feind.

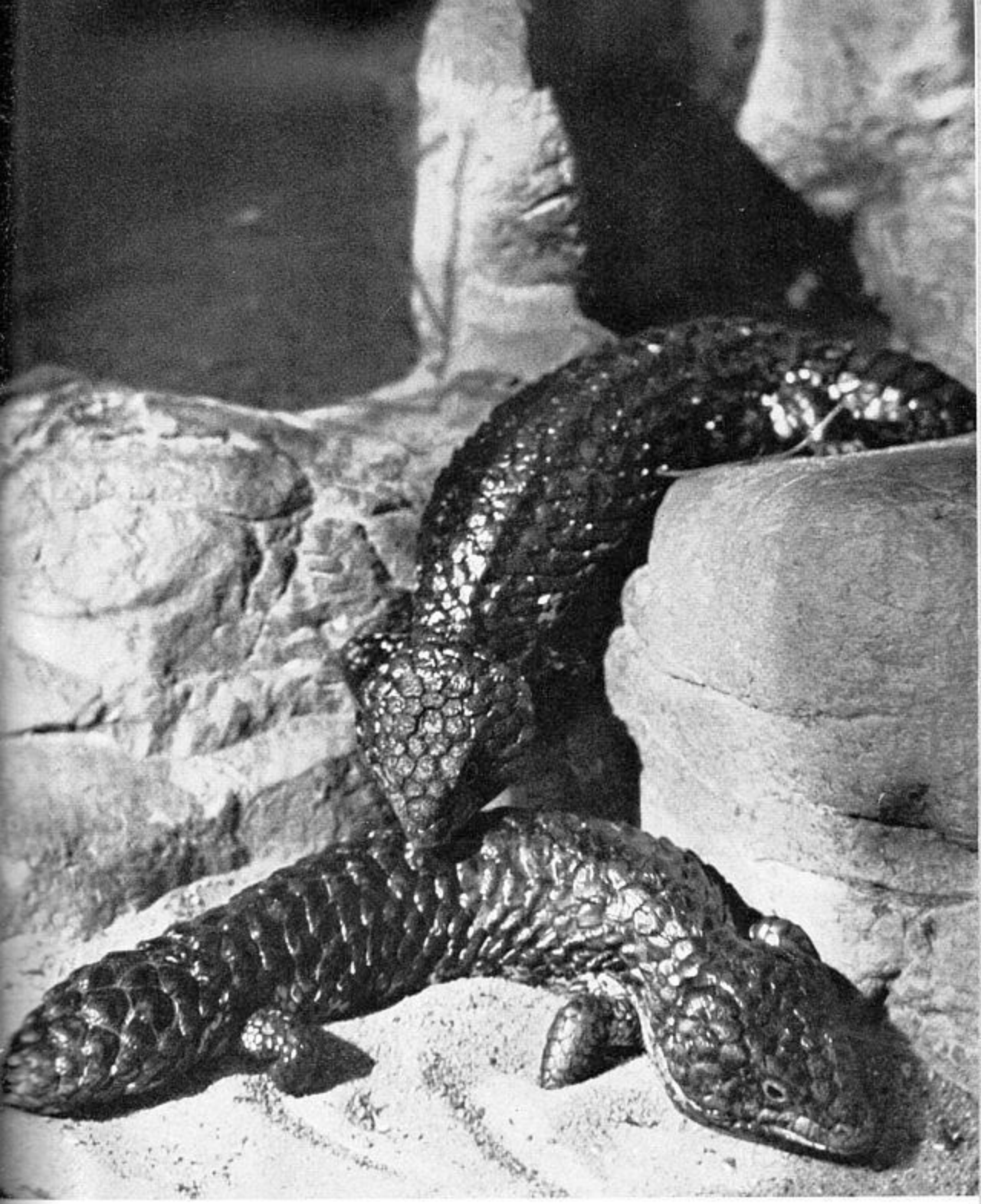
Da springt die große Katze wieder — aus Respekt vor den Hufen aber zu hoch und drüber weg. Mulo, unter der Wucht des Stoßes, fällt vornüber, reißt sich aber hoch, legt die Ohren an und stürzt sich, klar zum Biß, auf die ungefährlich erscheinende Hälfte des Tigers. Der aber dreht sich, setzt aus unmittelbarer Nähe zum tödlichen Hieb an und — sinkt mit zerschmettertem Kiefer in den Sand! Mulo ist noch schneller gewesen, hat sich auch gedreht und dem Feinde die Hufe unter den Kopf geschleudert...

Henry will das kostbare Tier nicht verlieren und ruft, Mulo habe durch „technischen K. o." gesiegt. Das Publikum protestiert, aber darum kümmert sich Henry jetzt nicht mehr. Er will den Tiger in den Laufgang treiben. Kaum aber kommt er in Mulos Nähe, so geht der Esel fletschend auf ihn los. Henry, der Beherrscher der Raubtiere, muß vor dem Klepper fliehen. Der Direktor kommt mit einem Lasso. Mulo wird gefangen. Zwei Wärter halten ihn. Jetzt endlich kann Henry sich dem Tiger zuwenden. Der Direktor hilft...

Da reißt sich Mulo los. Nun wahrlich ein Stier, stürzt er sich auf Männer und Tiger. Erst im letzten Augenblick bemerken sie den drohenden Angriff, und nun flüchten sie alle drei — Direktor, Dompteur und wildestes Raubtier — vor dem größenwahnsinnig gewordenen Maulesel durch des Tigers Laufgang!

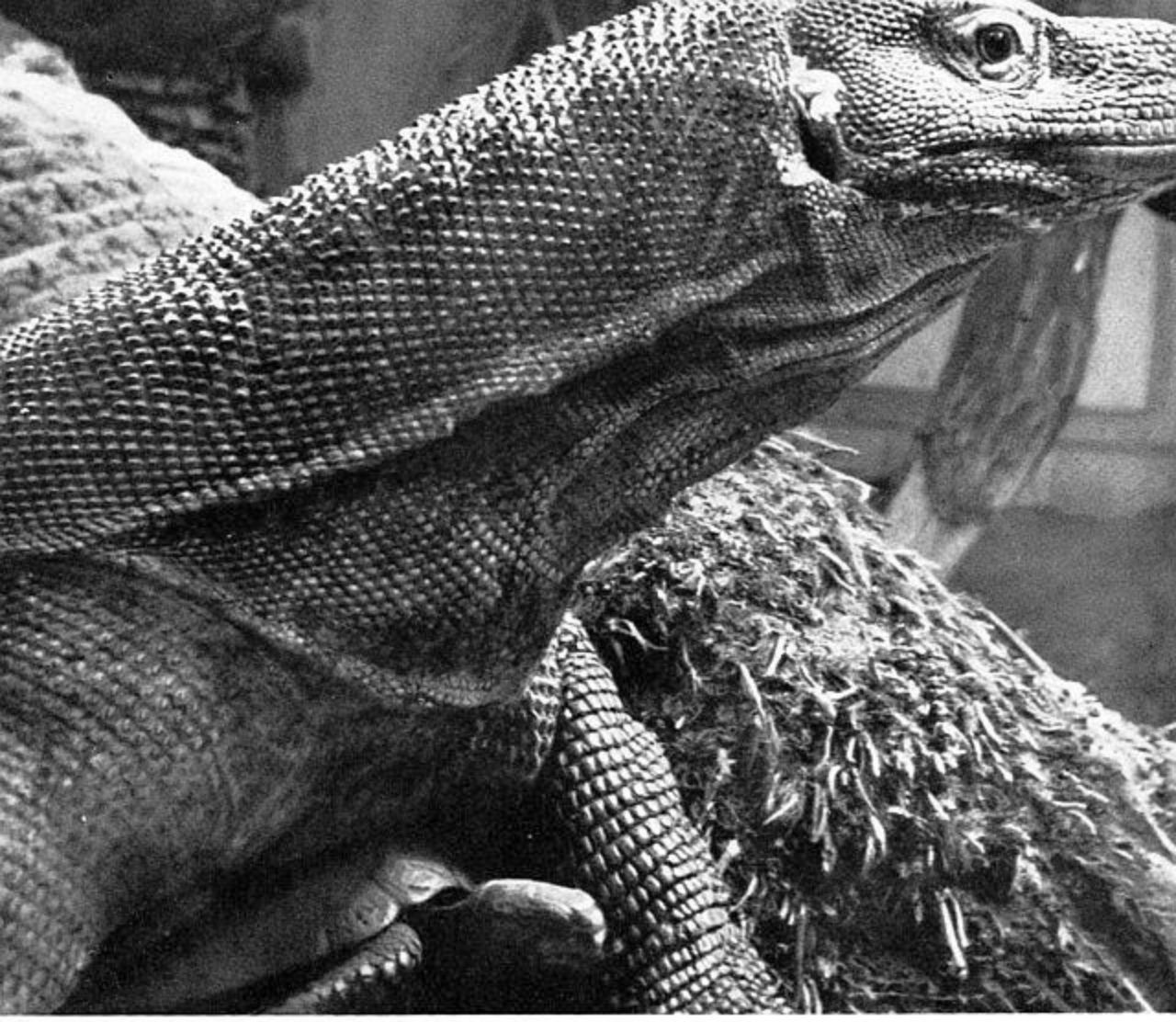
Unbeschreiblicher Jubel dankt dem tapferen vierbeinigen Landsmann. Mulo ist der Held des Tages. Niemand darf es noch wagen, ihn zu schlachten. Im Triumph wird er durch die Stadt geführt, danach gegen viel Geld von einem Wohltätigkeitsinstitut erworben, um bis an sein friedliches Ende verwöhnt zu werden.

Dem Tiger ging es weniger gut. Wochenlang mußte er gepflegt werden. Knochen knacken konnte er niemals wieder. Zeit seines Lebens mußte man ihn mit Hackfleisch füttern.

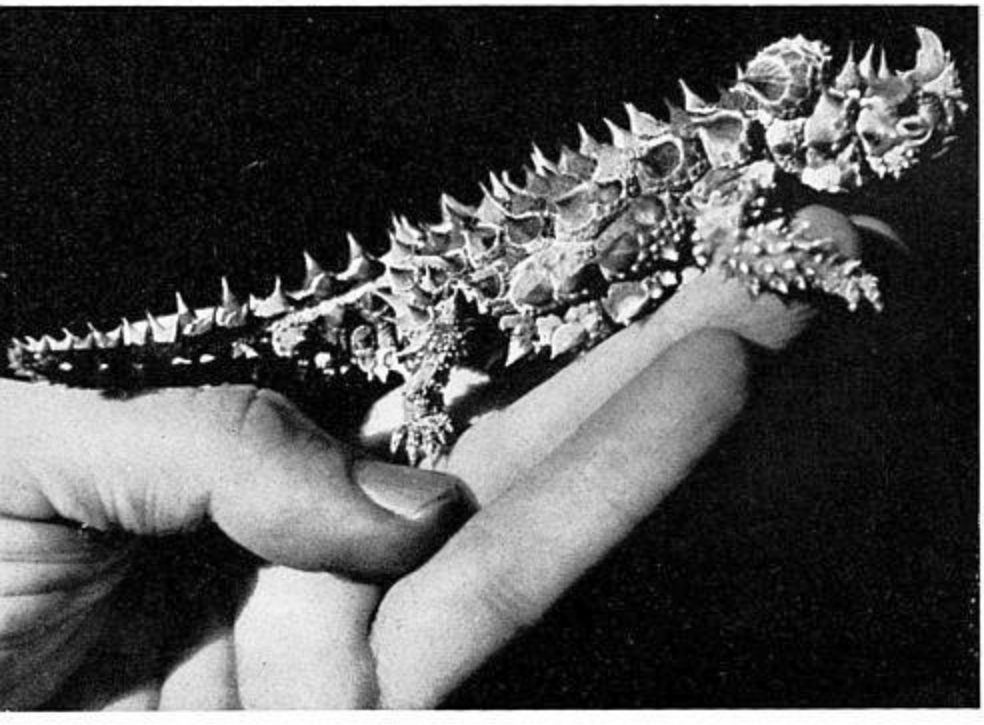


Amerikanische Stutzechsen sehen hinten so aus wie von vorne

Eidechsen



Der Riesenwaran des Berliner Aquariums ist das größte Exemplar, was bisher in Gefangenschaft gezeigt wurde. Auf den malaiischen Inseln ist ein Waran von drei Metern Länge gesichtet worden. Die in Berlin gehaltene Rarität mißt etwa zweieinhalb Meter.



Miniatur-Ausgabe eines vorhistorischen Ungeheuers — Der stachlige Teufel (moloch horridus). In Wirklichkeit handelt es sich um eine harmlose kleine Echsenart.

Fünf grüne Leguane des Berliner Aquariums. Sie kriechen in die Nähe der warmen Lampe und träumen von Südamerika, ihrer tropischen Heimat. Dort leben sie auf Bäumen, sind außerordentlich lebendig, sie springen und klettern und können sich sogar im Wasser aufhalten und tauchen.

Bergchamäleon, er und sie auf einem Ast, was selten gelingt; in der Regel wollen sie nichts voneinander wissen. Auffallend ist hier der Größen-Unterschied.

Zwei Smaragdeidechsen haben sich ineinander verbissen.

Zwei Aufrechte

Skizze von Bruno Richter

Der Satan hatte an jenem Tage Bacchanal gehalten. Drüben, hinter den Zorndorfer Hügeln. Erst die sinkende Dämmerung deckte den gellenden Lärm zu. Noch glaubte ihn der einsame Mann in den Ohren zu spüren, der jetzt westwärts ritt, fort vom Kampfe, dem Leben zu.

Aus fernem Finsterwerden floß ihm ein letzter schmaler Streif des Sonnenuntergangs entgegen. Aber er behielt den Blick davor auf den Hals seines Pferdes gesenkt. Zu viel des Roten hatte er heute schon sehen müssen. Blut, das an den Flechtkörben der Faschinen haftete und im zerstampften Boden der Bastionen versickerte. Drum rief er, ohne sich zu wenden, ein gebieterisches „Allein sein!" in den sinkenden Abend hinaus, als er jetzt Hufschlag hinter sich vernahm.

Seine Stimme klang, als ob man grobes Tuch zerrisse, und ein junger Husar warf noch in ihrer letzten Silbe seinen Gaul zur Kehrtwendung herum.

Dann zogen wieder Nebel, Schollen, schwelende Trümmer und schweigende Zeit an dem einsamen Reiter vorüber. Er nahm es nicht wahr, wie lange, und wurde erst wach, als ihm gedämpftes Gezänk in die Ohren schlug. Es kam aus niedrigen Dorfschenkenfenstern. Lauschend vernahm er Schläge, keuchendes Ringen. Da stieg er ab.

Als er mit dem Krückstock die niedere Tür aufstieß, verstummte der Lärm. Die Nächststehenden, die ihn im blakenden Lichte der großen Oellampe erkennen mochten, verneigten sich tief. Nur einer stand gerade. Er trug den frischen Striemen eines Hiebes unter dem wirren Haar... Die demantenen Augen im müden Gesichte des Ankömmlings musterten die Runde. Sie blieben an einem gutangezogenen, beleibten Manne haften.

„— der Schulze, Ew. Majestät, der Schulze. Schäflein mit Namen. Caspar David Friedrich Schäflein —"

Ein unbewegter Blick glitt an ihm nieder. „Und was ist's mit dem da?"

„Der —? Der hat auf Ew. Majestät geschimpft!"

Das Behagen des Interessiertseins stahl sich in des Königs Züge. „Was hat er denn geschimpft?"

„Das kann ich gar nicht, — Ew. Majestät werden verzeihen..."

„Unsinn! Also was?"

„Er sagte, Ew. Majestät seien verrückt! Ja! Was Ew. Majestät verlangen, sei infam. Die vielen Toten, die Kontributionen, man bräche zusammen... Ja, und deswegen haben wir ihm die Saatgutbeihilfe der Hofkammer verweigert. Da wurde er rabiat, und wir wollten ihn eben in Ketten schließen lassen, um einen solchen Schädling Preußens —"

Eine unwillige Kopfbewegung schnitt dem Schulzen die Rede ab. Dann trat der Mann im zerschlissenen Dreispitz dem zerrauften Menschen dicht unters Gesicht: „Er heißt?" — „Veit Dahmen!"

„Wo sind Seine drei Finger geblieben?"

„Bei Hochkirch. Im Vaalstorffschen Bataillon."

„Was tut Er jetzt?" — „Siedeln. Als Kätner. Drüben im Bruch."

„Kinder?" — „Fünf lebende, drei tote."

An beiden zuckte keine Wimper. Aber ihre Blicke drangen ineinander bis auf die Gründe der Seelen. „Und warum hat Er geschimpft?"

„— eigentlich nur, weil der da Ew. Majestät lobte!"

Die Augen des Alten durchstachen den diesigen Raum... Bedächtig trat er zum Schulzen zurück: „Er lobte mich?"

„Alle Schäfleins waren Ew. Majestät stets treu ergeben!"

„Hm. Tat Er schon Kriegsdienste?"

„Ew. Majestät wollen gütigst verzeihen, aber ich konnte in diesen bewegten Zeiten die Schulzengeschäfte —"

„Müßten sich doch resolvierte Weiber fürs Geschreibsel finden lassen?"

„Jawohl. Aber ich betreibe noch einen Arzneiladen. Den einzigen im Kreise. Der Gesundheit Ew. Majestät Landeskinder wegen —"

„Und keinerlei lahmes Subjekt sollte sich nach so langem Kriege auftreiben lassen, der derlei Handlangerdienste des Totengräbers versähe? — Hat Er Kinder?" — „Annein. Denn mein Ehgemahl —"

„Freilich. Weibszeug dieser Sorte hat immer was!"

Der König, der Schulze, die Knechte und Bauern schwiegen. Aufgerichtet stand Veit Dahmen im blakenden Licht.

„Er ist ein schandmäuliger Kujon", wandte sich der König ihm wieder zu, „das darf ich Ihm sagen. Denn damit sind wir quitt. Was Er räsonierte, stimmt. Aber gerade Er müßte wissen, daß es mir weher tut, zu fordern, als ihm, es zu geben."

Die letzten Worte sprach der gebückte Mann leiser, und etwas Gebrochenes schwang in seinem Stimmklang mit. Eine wettergebräunte, schmale und gichtige Hand schob sich dem Kätner entgegen. Dessen schwielige Finger umschlossen sie fest. Die gesunden der einen und die verkrüppelten der anderen Hand.

Dann streifte der Blick des Königs, im Gehen, des Schulzen wohlgepflegten Rock: „Hab Er Achtung vor dem da!"

„Gewiß, Ew. Majestät. Wenn er nicht geschimpft hätte..."

„Ach!" — Mit Augen, die um alle Tiefen des Gemütes wußten, musterte er des Schulzen ergebene Züge: „Mancher beschimpft mich, wenn er mich lobt. Versteht Er? — Wend' Er sich an den Domänenrat Saukel nach Küstrin, Dahmen, so Ihm kein Recht geschieht!" —

Die Worte hingen noch im niederen Raum, als der König draußen sein Pferd bestieg. Veit Dahmen hielt ihm den Bügel.

Es war stockdunkle Nacht geworden. Nur einige Sterne blinkten durch jackendes Gewölk. In ihrem spärlichen Schimmern zog der Reiter wieder ostwärts, dem Kampfe, dem Leben entgegen.

Schönheit zwischen Maschinen

Von Wilhelm Backhaus

Wer heute durch die Maschinensäle der großen Industriewerke geht, begegnet der Frau in einem Lebenskreis, den ihr die Zeit der totalen Rüstung angewiesen hat. Sie steht an der Maschine, montiert komplizierte Mechanismen und bewältigt mit geschickten Händen Feinarbeit, die den Männern nicht liegt. Sie fügt sich dem großen Getriebe glatt und reibungslos ein, und der Verstand, der hier regiert, hat wohl noch manchem aus der Frauenarbeit sich ergebenden Zusammenhang nachzugehen, ohne jedoch in seiner Lust am großen Funktionieren ernstlich gestört zu werden. Wer aber mit offenen Augen diese Frauen an den Maschinen und Werkbänken ansieht, der wird sich wohl bewußt, daß hier noch etwas ist, jenseits der kalten Logik der Industriewelt. Denn manche dieser Frauen sind schön, und ihre Schönheit zwingt, aus dem Bann der technischen Zusammenhänge herauszutreten und nur anzuschauen, zu sehen und zu spüren, wie sich die Maschine in dieser Schönheit spiegelt.

Die Verhältnisse bringen es natürlich mit sich, daß der Gedanke auch die revolutionäre und problematische Entwicklung streift, die schließlich die Hebel der Motoren sogar in Frauenhände gab. Man denkt an die ungeheure Kluft, die von der Zeit zwischen jene „Musterfrau", wie sie vor mehr als anderthalb Jahrhunderten etwa Justus Möser beschrieb, und die heutige gelegt wurde, und begreift, daß diese Epoche im Grunde ein langer Kampf zwischen Menschlichkeit und Maschine war, bei dem die Frau stets auf der Seite der Menschlichkeit kämpfte und litt und bei dem ferner keineswegs, wie heute der Schein trügen könnte, die Maschine siegte. Man vergißt dabei leicht, daß bei aller durch den Einbruch der Technik gebrachten Not, die Maschine in gewissem Sinne gerade für die Frauen des breiten Volkes doch auch eine Befreierin war, die erstarrte soziale Zustände zerschlug und das Leben wohl zunächst zur Unordnung, doch ebenso zu gewaltiger Fruchtbarkeit umpflügte.

Doch nicht solche Zusammenhänge, sondern die lebendigen Bilder mögen sprechen. Wenn man einen Staatsmann, den man von den immer neuen Notwendigkeiten und Kämpfen des politischen Augenblicks erfüllt weiß, sich über die Hand einer schönen Frau beugen sieht, so fühlt man beruhigt das Weibliche als den bleibenden Hintergrund der Weltgeschichte. Ganz Aehnliches empfindet man angesichts des ruhigen Frauenantlitzes inmitten der Maschinen. Zwar sind diese arbeitenden Mädchen und Frauen einem großen Mechanismus eingegliedert und ihrem natürlichen Lebenskreis, in dem ihr Frauentum in sich ruhend waltete, entzogen, doch die weibliche Schönheit und Art haben das Wesen der Ruhe; und diese über die Arbeit geneigten Gesichter zeigen, daß es auch beim Leben mit der Maschine

nicht verloren geht. Man braucht sie, um das zu erkennen, nur mit den arbeitenden Männern zu vergleichen. Dort ist alles Ausdruck der Anspannung, Spiel der Kräfte, der Muskeln und der klar geordneten Gedanken. Die Frauengesichter dagegen zeigen nicht Anspannung, sondern eher Versunkenheit, eine Vertiefung in ihre Arbeit, die das Bewußtsein, das Fühlen und Denken vom sonst doch in ihm stets gegenwärtigen Körper entfernt, die Schönheit gleichsam sich selbst überläßt und sie gerade dadurch wie ein Stück reiner Natur in dieser stählernen Welt seltsam rührend macht.

Auch das Verhältnis dieser Frauen zur Maschine läßt sich deutlich ablesen. Während der Mann sie in all ihren Teilen begreifen, beherrschen will und sie durchaus als ein Geschöpf männlichen Denkens betrachtet, bleibt sie der Frau in Wahrheit stets fremd. Sie beherrscht die Maschine auch nicht in dem Sinn, wie es der Mann tut, sondern sie paßt sich ihren Forderungen geschickt an, bedient, pflegt und wartet sie, ohne aber das Bedürfnis zu haben, ihre Fremdheit ganz zu verstehen. Dafür bleibt auch die Frau vor der Maschine sie selbst, bleibt Natur und wie diese den wechselnden Formen des Vergänglichen nicht unterworfen.

Doch wie verschieden ist bei aller Gemeinsamkeit die Spiegelung der Arbeit auf den Mädchengesichtern! Hier ist alles pflichttreue und hingebungsvolle Aufmerksamkeit für den richtigen Zusammenbau einer feinen Apparatur, Freude weniger am Sinn als an der Schönheit des Funktionierens, des glatten Aufgehens und der Harmonie, und diese Freude liegt fein wie ein Hauch über dem gesammelten Gesicht, das seine eigenen Reize vergessen hat und sie dadurch um so deutlicher trägt. Ein anderer Kopf zeigt bei aller Aufmerksamkeit ein Lächeln, das an jenes rätselhafte der Mona Lisa erinnert und den Frauen eigen ist, wenn sich die Unbegreiflichkeiten der Geschlechter und ihrer Welten ineinander spiegeln. Dort wieder greifen Arme mit schöner Geste in das Fadengewirr einer Spinnmaschine, während die Augen besorgt auf die abrollende Riesenspule gerichtet sind.

Man würde sich überhaupt besonders unangebrachter Vernachlässigung des weiblichen Urelements schuldig machen, wenn man gerade hier nicht von der Liebe spräche. Goethes heiteres Weisheitswort „Die Hand, die Samstags ihren Besen führt, wird Sonntags dich am besten kareſſieren“ hat um so weniger an Gültigkeit verloren, als der harte Dienst an der Maschine noch weit mehr eines liebevollen Ausgleichs durch Gefühl und Sinne bedarf als der viel leichtere des Besens.

Wenn man so die Frau und ihre besondere, wohl beachtenswerte Schönheit zwischen den Maschinen anschaut, muß man sich jedoch immer dessen bewußt sein, daß sie in dieser Welt männlicher Technik, in die im Grunde nur der Mann gehört, nicht für immer sein kann und sein darf. Die Frauen, die heute an den Maschinen stehen, sind Soldaten der inneren Front, die in der Mehrzahl nach dem Kriege in ihren natürlichen Lebenskreis zurückkehren werden.

Die Schrotladung

Heiteres von Baron Palle Rosenkrantz

Im Grunde war er eine gemütliche und harmlose Seele, „der verrückte Baron", und lebte nach dem frühen Tode seiner jungen Frau das stille und einfache Leben eines Landmannes. Nur manchmal suchte er in der nahen Hauptstadt zechend einige Tage Zerstreuung. Sein Hauptvergnügen aber war die Jagd, und die Treibjagden, die er alljährlich abhielt, galten in der ganzen Gegend als ein Ereignis.

Zu diesen Jagden lud er aber nicht nur die Gutsnachbarschaft ein, sondern auch die Freunde aus der Stadt, die seine besten waren: einen Rechtsanwalt ohne Klienten, einen Dichter ohne Produktion, einen Zahnarzt ohne Praxis, einen Journalisten ohne Zeitung und einen Schauspieler ohne Engagement. Dabei ging es natürlich stets hoch her — das will heißen, eigentlich wurde mehr gegessen und getrunken als geschossen.

Auf einer der letzten dieser Jagden ereignete es sich, daß die Herren bereits nach dem ersten Frühstück nicht mehr ganz nüchtern waren, worauf der Jagdgehilfe auf Geheiß seines Herrn dem Zahnarzt, der sich bereits wie toll gebärdet und blindlings drauflos geknallt hatte, heimlich die Schrotpatronen gegen harmlosere Platzpatronen austauschte. Und „der verrückte Baron", der bei solchen Anlässen gern zu besonderen Scherzen aufgelegt war, beschloß, sich mit dem Zahnarzt einen Jux zu machen.

Als die Gesellschaft am Walde angelangt war, trat er an den Freund heran und sagte: „Ich stelle mich zwanzig Schritte vor dir auf und drehe dir den Rücken zu, auf daß du mir eine Ladung Schrot ins verlängerte Rückenteil jagen sollst. Triffst du dein Ziel, sollst du zur Belohnung hundert Kronen bekommen, andernfalls wirst du uns allen in der Schenke eine Lage zahlen."

Der Zahnarzt, so tief gekränkt er auch ob der herausfordernden Art war, mit der man seine Jagdtalente anzweifelte, erwiderte: „Nein, so angeheitert bin ich denn doch nicht, als daß ich eine solche selbstmörderische Wette einginge!" — und schritt weiter.

Da raschelte es plötzlich im Gebüsch, ein Hase sprang heraus. Der Zahnarzt legte seine Flinte an und drückte ab. Ein Knall, und Meister Lampe lag tot am Boden.

Dem „verrückten Baron" wich bei diesem Anblick die Farbe aus dem Gesicht, und die Knie schlotterten ihm, so daß er sich setzen mußte. Unwillkürlich fuhr er dabei mit den Händen über die Sitzfläche seines Körpers, um sich deren Unversehrtheit zu vergewissern.

„Zum Kuckuck, Freund Zahnklempner, woher hast du denn die scharfgeladene Patrone?" rief er bestürzt.

„Zwei Patronen steckten in der Jackentasche", gab der Zahnarzt zur Antwort, „und da ich vorhin geschossen hatte, wechselte ich die abgeschossene Patrone aus und schob eine neue in den Lauf." —

An jenem Tage kehrte „der verrückte Baron“ nüchtern von der Jagd heim — etwas, was noch nie dagewesen war.

Der Zahnarzt aber trank auf sein Jagdglück. Aus Freude und Stolz über den ersten selbsterlegten Hasen. Es war sein Pech und doch ein großes Glück zugleich, daß er die Wette nicht eingegangen war.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Die Ahnfrau

Geschichte einer fixen Idee von Karl Lerbs

In einer Bank, die in einer norddeutschen Kleinstadt behaglich, zuverlässig und ein wenig verschlafen die nicht sehr aufregenden Geschäfte ihrer ländlichen Kundschaft erledigte, erschien am ersten Tage eines jeden Monats eine alte Dame. Sie entstieg mühelos und ohne Hilfe einer riesigen Kutsche, die ein verschlissen aussehender livrierter Schnauzbart auf dem Kopfsteinpflaster vor dem Bankgebäude mit unnötig nachdrücklichem Zügelruck zum Halten brachte, und durchquerte dröhnenden Schrittes den Schalterraum: bolzengerade, in derben Schuhen, umrauscht von einer Mantille aus starrer schwarzer Seide, im Bogen der unter dem Kapotthut kühn vorspringenden Nase, im scharfen Blick der blauen Augen, in den erzenen Falten des grauen Gesichts die bedrohlich angesammelte Tatkraft eines alten Generals. So trat sie an den Schalter, zielte mit dem aus schwarzem Halbhandschuh knochig vorschnellenden Zeigefinger auf den Kassierer, der ihr dienstwillig entgegensah, und fragte mit kräftiger Baßstimme, ob nun endlich ihr Geld angekommen wäre? Der Kassierer verwandelte sich dann regelmäßig mit schiefgeneigtem Kopfe, gehobenen Achseln und hilflos ausgespreizten Händen in ein Standbild des Bedauerns: Worauf die alte Dame den Zeigefingerknöchel mit hartem Prall auf das Zahlbrett schlug und den Mann ein paar Sekunden lang mit einem Blicke ansah, der die ernstliche Befürchtung weckte, daß ihren grimmig verkniffenen Lippen ein Kriegerfluch von männermordener Scheußlichkeit entfliehen konnte. Dann wandte sie sich stumm und schritt hinaus; und erst wenn draußen der livrierte Schnauzbart die dicken Gäule mit einem nun sehr nötigen, nachdrücklichen Zügelruck in Bewegung setzte, wagte sich im Gesicht des Kassierers das belustigte und ein wenig gerührte Lächeln hervor, das schon längst hinter der beflissenen Dienstwilligkeit gelauert hatte.

Nun begab es sich, daß in dem alten grauen Bankgebäude ein neuer Direktor zu wirken anhub, den die „Zentrale“ aus der Großstadt entsandte, um mit seiner ehrgeizigen und wirkungsbedürftigen Person eine entstandene Lücke nutzverheißend auszufüllen. Es konnte nicht fehlen, daß er seine Entsendung als eine Sendung und diese als

eine Verpflichtung zu strenger und schneidiger Rührigkeit auffaßte: ein tragikomisches Beginnen, das von den alteingesessenen Bankleuten mit Erheiterung, Verständnis und gelassener Zuversicht beobachtet wurde.

Als dieser unruhige Mann eines Tages tatendurstig den Schalterraum durchforschte, gewahrte er Auftreten, Gebaren und Abgang der seltsamen Kundin und nahm sich alsbald den Kassierer vor, um von ihm das Wer und Woher und Warum zu erfahren. Die Freude darüber, daß er für eine alte Geschichte einen neuen Hörer fand, begeisterte den alten Herrn zu einer Erzählung von ungewohnter Lebhaftigkeit.

Die Ahnfrau — so würde sie überall genannt, sagte er — lebte als Großmutter oder weiß der Himmel vielleicht gar Urgroßmutter im Hause einer nahewohnenden Gutsbesitzerfamilie, deren Geschäfte seit Generationen von der Bank betreut wurden. Sie hauste in einem Seitenflügel des weitläufigen alten Wohnhauses, einsam, nur bedient von einer betagten Magd und dem schnauzbärtigen Kutscher, und war voll harter und grimmiger Mißbilligung gegen alles, was um sie her sein neumodisches Wesen trieb. So war sie, von allen Bewohnern des Gutes in scheuer und doch irgendwie verstohlen lächelnder Ehrfurcht gemieden, ein gespenstisches und zugleich unheimlich lebendiges Stück Vergangenheit, ein durch seltsame Fügung in die Gegenwart verpflanztes und ihr gänzlich entfremdetes und unzugängliches Dasein, straff und hart und von der einschüchternd herben Jovialität eines alten Feldherrn. In dem Maße aber, wie das Alter ihre Beziehungen zur Gegenwart lockerte, ihre Maßstäbe verschob und ihren Geist in eine wirre und wunderliche Abseitigkeit rückte, wuchs die gewaltige und schlagkräftige Ueberlegenheit ihres Wesens, so daß der Gutsbesitzer, ein vergnügter und fleißiger Mann, ihr ratlos, gutmütig und mit einer fast kindlichen Ehrfurcht den Lebensbezirk schuf, in dem sie, umgeben von alten Möbeln, Bildern, Büchern, Pferden und Hunden, ihr spukhaft seltsames und nach eigenen gegenwartsfernen Gesetzen geordnetes Leben entfalten konnte.

Nun hatte ihr, so erzählte der Kassierer weiter, in ihrer Jugend eine Zigeunerin geweissagt, daß sie einmal eine große Summe in der Lotterie gewinnen würde. Diese Prophezeiung war jetzt, in ihrem späten Alter, zu dem geworden, was man gemeinhin eine fixe Idee nennt, und hatte sich auf geheimnisvolle Art mit der Vorstellung verbunden, daß die Bank, die immer ihre Geschäfte besorgt hatte, für das Eintreffen dieses Geldes verantwortlich sei. Deshalb kam sie am Ersten eines jeden Monats an den Schalter; und es war ihr nie auch nur in den Sinn geraten, daß sie dem Schicksal billigerweise durch den Kauf eines Loses sozusagen entgegenkommen müsse. Irgendwer hatte sie einmal darauf hingewiesen; ein Zweiter, der es wagte, hatte sich nicht gefunden.

Der Direktor klimperte nachdenklich mit dem Gelde, das er nach liederlicher Großstädtersitte noch immer lose in der Hosentasche trug.

Dann lächelte er. Und schließlich fischte er ein großes Silberstück heraus und reichte es dem Kassierer: „Ich glaube zwar nicht an so'n Zimt, aber ich lasse mich gern belehren, und jedenfalls ist es Dienst am Kunden. Kaufen Sie ein Los, und nehmen Sie es für die alte Dame ins Depot!"

Als die Ahnfrau am Ersten des nächsten Monats durch den Schalterraum rauschte und auf den Kassierer ihre übliche Frage abschoß, kam der alte Herr um die genießerisch vorgekostete Wirkung seiner Antwort, denn sie blieb ihm unerwarteterweise im Halse stecken. Er brachte nur eine zustimmende Verbeugung zustande und zählte mit zitternder Hand der alten Dame die zwanzig nagelneuen Tausendmarkscheine hin, die als Gewinn auf ihr Los gefallen waren. In der laut- und atemlosen Spannung, die den Schalterraum füllte, hörte man jeden der Scheine schicksalhaft bedeutsam knistern. Neun Augenpaare sogen sich am ehernen Gesicht der Ahnfrau fest.

Nichts geschah. „Aha!" sagte die Ahnfrau mit grimmiger Befriedigung. „Na endlich!" Sie zählte die Scheine mit rasch blätterndem Daumen und legte sie in den schwarzseidenen Pompadour, den sie zu diesem Zweck mit geöffnetem Schlund an die Tischkante hielt, hieb mit harter Hand ihre stakige Unterschrift auf die Empfangsbescheinigung — wandte sich und schritt hinaus. Der Kassierer, zwischen Verblüffung, Enttäuschung und Heiterkeit, suchte den Blick seines Direktors. Aber dieser weltgewandte Mann hatte bereits die Tür seines Zimmers hinter sich geschlossen, um seine Stellungnahme zu dem Ereignis vor unberufenen Augen zu schützen. Wir kennen sie nicht.

Dagegen wissen wir, daß die vielköpfige Familie des Gutsbesitzers, die gerade beim Mittagessen war, in der jeweiligen Gebärde der Nahrungsaufnahme erstarrte, als die Ahnfrau zum erstenmal seit vielen Jahren das Eßzimmer betrat. Sie kam drohenden Schrittes an den Tisch, leuchtenden Triumph in den erzenen Falten des grauen Gesichtes, und der blanke Blick ihrer blauen Augen fuhr spöttisch über die regungslose Familie hin.

„Mal herhören!" sagte die Ahnfrau und stieß den Zeigefinger mit hartem Prall auf die Tischplatte. „Natürlich habt ihr immer heimlich über mich gegrinst. Für verschroben und abergläubisch habt ihr mich gehalten. Keine Ehrfurcht und keinen Glauben habt ihr, respektloses Volk. Aber ich habe natürlich recht behalten. Da!"

Ihre knochige Hand knallte die Scheine verächtlich auf den Tisch. Alle in fassungslosem Staunen vorquellenden Augenpaare waren auf das Geld gerichtet. Dann hielt die Ahnfrau ihren schwarzseidenen Pompadour mit geöffnetem Schlund an die Tischkante, fegte die Scheine hinein, schloß ihn mit knirschendem Ruck an der Zugschnur — wandte sich und schritt hinaus. Mit einem groben Knall, der wie ein siegverkündender Kanonenschuß dröhnte, fiel die Tür endgültig hinter ihr ins Schloß.

Kinder

Die Wölfe von Kabbetschi

Bulgarische Erzählung von Jürgen Hahn-Butry

„Wir haben ihn, Herr!" Mit lautem Jubel begrüßen die Köhler und Waldbauern den reichen Handelsmann aus Rustschuk.

Der hat jetzt seinen Schlitten angehalten und sich aus den dicken Pelzen geschält. Vor Befriedigung die Hände zusammenschlagend, so stapft Demeter Trangoff durch den hohen Schnee bis zur Mitte der Waldlichtung. Dann betrachtet er kritisch den großen Braunbären, der dumpf brummend vor Wut mit den Tatzen gegen das feste Holz seines Käfigs schlägt.

Schmunzelnd geht der Händler um den Käfig. Für das Prachtexemplar wird der Tieragent gerne tausend Lewa zahlen. Er wendet sich an die erwartungsvollen Bärenfänger: „Dreihundert Lewa bekommt ihr für die Bestie! — Doch nun helft mir überlegen, wie wir den Kerl transportieren."

Eine kurze Beratung. Dann beginnt ein schnelles Arbeiten. Aus zwei jungen Stämmen formen rasche Axthiebe zwei feste lange Kufen. Die werden unter den Käfig geschoben, mit starken Haken vernagelt und durch feste Lederriemen unlösbar mit dem Zwinger verbunden. Ein paar Querbalken, vorne ein halbmeterhoher Sitz, ein Fußbrett davor und dann ein junger gerader Stamm als Deichsel. Der Transportschlitten ist fertig.

Darüber ist es Abend geworden. Den Händler drängt es, mit seiner kostbaren Fracht fortzukommen. Die Waldleute aber warnen. Zwar ist der Weg an der Donau entlang nicht zu verfehlen in der mondhellen Nacht. Aber kalt ist es wie noch nie in diesem Jahr. Die Donau gefroren. Ein rechtes Wetter, daß der berüchtigte rumänische Leitwolf über den Strom wechselt, mit seiner Horde von Kabbetschi.

Der Händler lacht: „Märchen, diese Wolfsgeschichten!" Er zeigt auf die beiden Pistolen an seinem Leibgurt: „Damit fürchte ich keine Wölfe, und meine gute Büchse liegt noch drüben im Schlitten!" Vergeblich sind alle weiteren Einwände der Waldleute. Die Panjepferdchen werden eingesträngt, ein kurzes Herübergrüßen, und der Schlitten stiebt davon.

Eine halbe Stunde geht es durch den Hochwald. Dann breitet sich hell im Mondeslicht die weite Fläche der Donauebene.

Ab und zu wirft sich Meister Petz gegen die Käfigwände. Das gibt dem Schlitten jedesmal einen lustigen Hopser. Sonst ist die Nacht ganz ruhig. Hin und wieder schnauben die Pferdchen hellauf.

Da! Was ist das? Ein markerschütternder Jaulton klingt von weither durch die Luft. Ein zweiter fällt kurz darauf ein. Dann ein hundertstimmiges Heulen.

Die beiden Pferde verdoppeln von selbst den Galopp. Demeter Trangoff dreht sich um und sucht mit den Augen: „Heilige Mutter von Plowdiw, steh mir bei!"

Vom Mondschein hell beschienen, wälzt sich halblinks hinter ihm eine unfaßbare Zahl graubrauner Bestien wie eine reißende Lawine über das Eis der Donau. „Die wilden Wölfe von Kabbetschi!“

Der Händler wirft den Pelz ab. Auf dem schmalen Fußbrett stehend, hält er mit der einen Hand die Zügel. Mit der anderen schwingt er die lange Peitsche. Die Gäule galoppieren in Todesangst. Noch schneller jagen die Wölfe. Meter um Meter holen sie auf.

Jetzt sind sie nur noch einen Kilometer zurück. „In einer halben Stunde haben sie uns!“ Einen Augenblick überlegt der Händler. Besser den Bären opfern als das Leben!

Die Zügel bindet er fest. Die Pferde laufen auch so, was die Beine hergeben. Dann zieht er sich mit beiden Händen hinauf auf den Bärenkäfig. Hart muß er sich anklammern, um bei der rasenden Fahrt das Gleichgewicht zu halten. Nur auf dem Bauche kann er sich bis zum hinteren Ende des Käfigs vorschieben. Unter ihm tobt der Bär und schlägt mit den Pranken gegen die Käfigdecke.

Dort ... einen Meter unter ihm, hängen die harten Lederknoten, die die Käfigtür zuhalten. Unmöglich, sie bei der rasenden Fahrt von oben hängend mit dem Messer zu zerschneiden. Kurzes Ueberlegen. Dann reißt Demeter Trangoff die Pistolen aus dem Gürtel. Vier-, fünfmal schießt er, so gut es geht. Die Knoten fallen, aber die Tür hat sich festgeklemmt. Er zieht das lange Dolchmesser. Mit aller Gewalt klemmt er es ein. Mit verzweifelter Kraft biegt er es zurück. Endlich: die Tür schwingt weit aus und torkelt dann hin und her.

Demeter Trangoff schaut den Weg zurück. Auf dreihundert Meter sind die Wölfe heran. In wilder Hast klettert der Händler jetzt zurück auf seinen Sitz. Dort packt er die Büchse und stößt den Lauf mit aller Gewalt durch einen Zwischenraum gegen den Bären. Der brüllt zornig auf, dreht sich auf den Hinterbeinen und will gegen die Wand springen. Dabei rutscht er hinten aus, kollert wie ein riesiger schwarzer Ball hart hinter dem Schlitten in den Schnee.

Weiter jagt der Schlitten. Die Wölfe sind heran an den Bären. Erst noch wie benommen vom Sturz, richtet er sich auf und macht Front. Jetzt werden die Wölfe von Kabbetschi ihren Meister finden!

Dann aber werden Trangoffs Augen starr vor Entsetzen: Wild schlägt der Bär um sich. Vier, fünf fallen von den Prankenhieben. Dann sind die anderen über ihm. Noch einmal versucht er in langen Sätzen zu flüchten. Keuchend überholt ihn die Meute. Wie ein wilder Strom schlagen die Leiber über ihm zusammen. Demeter Trangoff hat genug gesehen. Wieder schwingt er die Peitsche. Leichter ist der Schlitten. Die Wölfe sind aufgehalten. Auf tausend, zwölfhundert Meter wächst die Entfernung. Doch die Pferde sind jetzt matter, über eine Stunde schon halten sie das jagende Tempo.

Da heult schon wieder hinter ihm der wilde Jagdruf des Leitwolfs. Mit vor Angst wirren Augen blickt der Händler zurück: Meter auf Meter holt das Rudel auf.

Da fällt ihm ein letzter Ausweg ein. Erst packt er den Pelz, klettert hoch auf den Käfig. Mit einem Schwung schleudert er ihn in den Bärenzwinger. Wieder zurück. Die Büchse geht denselben Weg. Dann ist er wieder vorn. In wilder Hast reißt er das Messer heraus. So! Dies lange Leinenende wird genügen! Jetzt noch die Pferde freimachen! Vier schnelle scharfe Schnitte: Von der Last des Schlittens befreit, jagen die Gäule in Karriere davon.

Der Schlitten läuft sich aus. Derweilen ist Demeter Trangoff schon wieder zurückgeklettert. Mit beiden Händen hängt er über der Käfigtür. Dreimal läßt er seinen Körper auspendeln, dann läßt er los: er liegt im Bärenzwinger.

Jetzt schnell die Tür heran. Vier-, fünfmal schlingt er den Riemen um die Türpfosten. So, das wird halten! Der Schlitten ist ausgelaufen. Trangoff wirft sich den Pelz über, hockt sich auf den Boden und nimmt die Büchse über die Knie.

Da ist auch das Rudel schon heran. Die Witterung auf Beute macht die Wölfe rasend. Aufheulend vor Wut springen sie gegen den Käfig an. Reißen mit den Zähnen am frischen Holz, daß die Späne nur so fliegen. Demeter Trangoff feuert. Den, der fällt, zerreißen sie vor seinen Augen.

Schuß auf Schuß gibt der Händler ab. Ihm kommt es vor, als habe er schon dreißig den Garaus gemacht. Jedesmal eine kurze Pause, wenn sie vor seinen Augen den Artgenossen zerreißen, und dann ein neuer noch wilderer Ansturm.

Eiskalt ist die Nacht. Die heißen Atemzüge der Bestien stehen wie Wolken. Immer noch leuchtet hell und klar der Mond. Demeter Trangoff muß die Munition einteilen. Nur nach der Türöffnung schießt er noch, damit sie nicht mit ihren scharfen Zähnen das Leder zerreißen. Von der Donau herüber ziehen neue Schneewolken. Langsam verblenden sie den Mond. Der Bulgare kann fast nichts mehr sehen. Von Zeit zu Zeit kracht er eine Kugel nach der Tür. Nichts ist zu hören als das wilde Lechzen der Wölfe und ab und zu ein Knochenknirschen, wenn sie einen angeschossenen zerreißen. Zwei Stunden feuert Demeter Trangoff so. Dann ist die Munition zu Ende.

Nun kann nur Gott noch helfen. Der Händler kauert sich zusammen, auf den Käfigboden.

Am nächsten Morgen — helle Sonne strahlt über die Donau — kommen Männer angeritten in großen Haufen. Im nächsten Dorf hatten sie in der Frühe die beiden Pferde mit hängenden Geschirren vor dem Dorfwall gefunden.

Als die Reiterschar vor dem Bärenkäfig hält, ist kein Wolf mehr zu sehen. Nur Blutspritzer im Schnee. Mit kräftigen Messerschnitten öffnen sie die Tür, tragen den Ohnmächtigen heraus und flößen ihm Branntwein ein.

Langsam kommt er zu sich. Irr starren seine Augen. Dann fährt er mit beiden Händen durch das über Nacht weißgewordene Haar und fällt auf die Knie.

Aoka, ein Südsee-Idyll

Von Walter von Rummel

Stumm erstickten, still ertranken mit einem Mal die hellen Sterne in der noch nachtdunklen, der schwarzen und finsteren See. Aber als Trost wird der Himmel schon licht, steigt im Osten eine heiße Glut auf. Langsam und feierlich löst sich aus ihr ein neuer roter Riesenstern, hebt sich wie eine junge Schöpfung starr und stark aus den zitternden Fluten heraus. Rot wandelt sich zu Gold, das tintenschwarze Meer verfließt in ein tiefes, sattes Azurblau. Wieder sind uns Menschen Sonne und Tag, Leben und Bewußtsein, Farbe und Freude gekommen. In alle Weiten blickt froh das Auge, sieht rings die See rollen und sich an den smaragdenen Felswiesen des Riffes brechen, sieht das sprühende Silber des Brandungsgischtes, sieht goldenen Uferstrand und grüne Palmen, nichts als Palmen darauf.

Tag ward es auch in meinem Hause. In meinem Palaste, müßte ich eigentlich sagen. Der König des Dorfes und der Landschaft hat ihn mir zur Verfügung gestellt. Aus einem einzigen Saal besteht das ganze Haus, und dieser eine Saal ist so groß, daß ein paar hundert Menschen hier nächtigen, fünfzig Reiter in Trab und Galopp sich bequem darin tummeln könnten. Ein Gemeindeversammlungshaus ist das. Durch eine der sechs immer offenen Eingangsluken kann man mit Kletterkunst und Bauchschwung jederzeit hereingelangen. Ueber dem Haupteingang ist ein lebensgroß geschnitztes Mädchen angebracht; im Giebelfeld — mächtig strebt er empor, dieser Giebel — befinden sich bunte Malereien, Darstellungen von Fisch-, Jagd- und Kriegszügen. Ueber mir rascheln im dichten Palmstroh des Daches ein paar halbzahme Ratten; mein Moskitonetz, das über meine auf die Erde gelegte Unterdecke gebreitet war, weht im frischen Nordostpassat hoch empor. Ich brauche es nicht mehr. Die kleinen bissigen Nachtpeiniger haben sich mit der entschwindenden Dunkelheit in ihre Löcher und Schlupfwinkel verkrochen.

Schritte vom Hause des Königs her. In ihrem geteilten gelben Grasschürzlein, eine leuchtend rote Hibiskusblüte im rechten Ohr, naht Aoka, König Olofeis jüngste Tochter, bringt mir zum Frühstück Ananas und Bananen, bringt kalten Fisch und statt des Brotes große nahrhafte Taroknollen. Aoka! Wie ist das bereits anders geworden in den acht Tagen, die ich als einziger Europäer dieser Insel in eurem Dorfe lebe. Damals, als du mich zum erstenmal sahst, hieltest du mich, das Bleichgesicht im weißen Tropenhelm und weißen Anzug, für ein schlimmes und böses Gespenst. Mit dem hohen flüchtigen Sprung des Rehes, daß dein schmales Grasröcklein hoch aufwehte, verschwandest du erschrocken im dichten Busch. Deine Heimatinsel, du junge Tochter Babelthaops, ist die größte und schönste der Palaugruppe, aber ein Weißer hat sich dort nie sehen lassen. Man verlangte auch ganz gewiß nach einem solchen nicht.

Sonst hätten nicht kürzlich so manche Männer eures Eilandes unter schürenden Zauberern und Kalits sich heimlich verschworen, den ganzen armseligen Europäern der Nachbarinseln den Garaus zu machen. Für ihre Freiheit fürchteten eure Männer, für den Weiterbestand ihrer lustigen Junggesellenhäuser mit den schönsten Dorfmädchen darin. Nein, Aoka, du warst nicht mit im bösen Bunde des Mordes, du hast noch keinem etwas zuleide getan. Im Gegenteil. Als du bald sahst, daß der erste über Nacht hereingeschneite Mann aus „Angabard", dem fernen Land des Westens, gar nicht so böse und schrecklich war, wie er aussah, daß er Schokolade und Süßigkeiten, Glasperlen und farbiges Tuchwerk zu verschenken hatte, da schlossest du bald Freundschaft mit ihm. Rasch folgten deinem Beispiel die Schwestern, die anderen Mädchen und Frauen des Dorfes. Und nun halten wir gute Kameradschaft. Ihr habt alle erkannt, daß ich euch nichts Uebles will, nicht einen eurer Kreise stören und verbessern möchte.

Während ich die Morgentafel abhalte, plaudert meine schlanke Aoka mir zutraulich vor, schwätzt in der Sprache ihrer schönen Insel weiter, wirft ab und zu, damit mir das Verstehen leichter werde, ein spanisches, ein englisches, ein deutsches Wörtlein herein, das der Seewind auf das Eiland geweht haben mag. Und da ich selbst schon ein paar Worte der Palausprache erlernt, verstehe ich so ziemlich, was die hübsche Aoka im Schmuck ihrer jungen Mädchenbrüste, einen polierten Schildpattring um den feinen Hals, mir Interessantes sagen will. Und wenn ich einmal nicht mehr ganz zu folgen vermag, bin ich auch nicht betrübt. Dann nehme ich Aokas Redefluß hin wie das Plätschern des Bergbaches nebenan. Warm, sonnig und froh klingt es immer, kann nur Gutes und Liebes bedeuten...

Südsee! Das ganze Leben ist hier ein Tag, und ein einziger Tag ein ganzes Leben. In dieser unendlichen Stille, in der grenzenlosen Verlassenheit des Riesenweltmeeres, im steten Gleichtakt eines ewigen und gütigen Sommers steht das rollende Rad, die Welt hält den Atem an. Hier lebt man noch ganz in der Steinzeit mit all ihren primitiven Werkzeugen. Einfach sind die Genüsse des Tages, die uns geboten werden. Wir können mit den braunen Männern ausziehen, die Alligatoren im Fluß, die Wildschweine im Busch zu jagen, dürfen die großen zahmen Tauben, die vor dem Hause des Königs an Drazänenbäumchen angebunden sind, loslösen und mit ihnen im Wald die Wildtauben anlocken.

Doch nichts heute von alledem. Es ist ein klarer, wolkenreiner Tag geworden, und wir wollen mit dem Kanu auf die See hinaus. Mein brauner Diener ist von der Partie, Aoka will mitkommen, und ebenso Arakalulk, einer ihrer jungen Vettern. Die zwei braunen Gesellen, um die Hüften ein rotes Lendentuch — es entstammt meinen mitgebrachten Tauschbeständen —, schieben das Kanu in tieferes Wasser, ziehen das riesige rostbraune dreieckige Segel hoch. Der Passat legt sich mit seinem starken Atem schwer hinein, und schon fliegen

wir rascher als jedes Motorboot dahin. Während Arakalulk, der Vetter und mein brauner Diener das Segel bedienen, es nachlassen, wenn der Ausleger, der leichte, mit dem Kanu parallel laufende Balken, allzu hoch in die Lüfte emporsaust, es anziehen, wenn ihnen die Fahrt nicht schnell genug erscheinen will, hat Aoka rückwärts Platz genommen und besorgt mit einem Ruderpaddel die Steuerung. Wir fliegen und brausen, jagen durch den Wellenschlag der tiefblauen, schäumenden See, fischen dabei auch ein wenig mit der Schleppleine.

Hoch steht die Sonne, heimwärts fliegt das Kanu. Mein brauner Diener hat jetzt das Steuer übernommen, Arakalulk und Aoka bedienen das Segel, haben dabei viel Wichtiges und scheinbar Angenehmes miteinander zu reden, herzhaft lachen ihre dunklen Augen einander an. Seite an Seite wandern sie nach der Landung zum Dorf hinauf.

Mittagstafel in meinem Südsee-Palazzo, erbeutete Fische und eine große Languste, dazu ein Huhn, das der König gespendet, als Getränk der prickelnde Saft einer jungen Kokosnuß. Nach Tisch aber, während die Sonne am heißesten und am grellsten niederbrennt, in einer schattigen, dunklen Ecke meines Hauses eine Siesta.

Rascher, als man gedacht, ist der Abend da. Das Meer erstrahlt in allen Farben, die der heiße sterbende Tag ihm noch schenkt, vom feurigen Rot bis zu den feinsten opalfarbenen Schimmern. Dann färbt der Himmel sich blasser im Zenith. Aus seinen Tagverstecken beginnt der Fliegende Hund auszuschwärmen. In großen, weitgedehnten Kreisen schwebt er um die Kronen der höchsten Betelpalmen, läutet mit seinem schwarzen Flug schweigend den Abend, schweigend die Nacht ein.

Auch die Nacht ist schön auf diesen stillen, weltverlorenen Inseln. Schön besonders, wenn wie heute ein heller Mond seinen milden Strahl in den Busch wirft. Da sind die Palmen jeglicher Art, da sind die Brotfruchtbäume in ein Märchen aus flüssigem Silber gehüllt, sind gleichsam erstarrt in diesem Silber, als sei die warme Helle kaltes Eis und Schnee, daß dies alles wie ein nordischer Winterwald anmutet. Hier aber ist Sommer, heißer Sommer.

Da drüben regt es sich nun. Braune Gestalten in den silberumflossenen Drazänen. Mädchen mit Blumen im Schwarzhaar jagen und haschen einander, werfen die Gürtel ab, tanzen einen wiegenden, nun einen wilden Reigen. Unruhig gewordenes Jungmännervolk schleicht suchend umher. Tanzt dort nicht auch Aoka? Aoka, die mich vor einer Stunde treulos verlassen hat? Es werde Nacht, hat sie gemeint, Vater und Mutter erwarten sie zu Hause. Sie ist's. Hurtig und federleicht springt sie mit den anderen Mädchen. Und dort, nun ganz nahe neben ihr, ein junger Mann: Vetter Arakalulk. Sie spricht, sie lacht mit ihm. Schon ist das junge Paar im Busch verschwunden. Hoch über den Tänzen leuchtet der Mond, lächeln die Sterne. Im starken Passat rauschen die Palmen ihr lautes Nachtlied auf den fernen Inseln der Seligen.

Der Maler

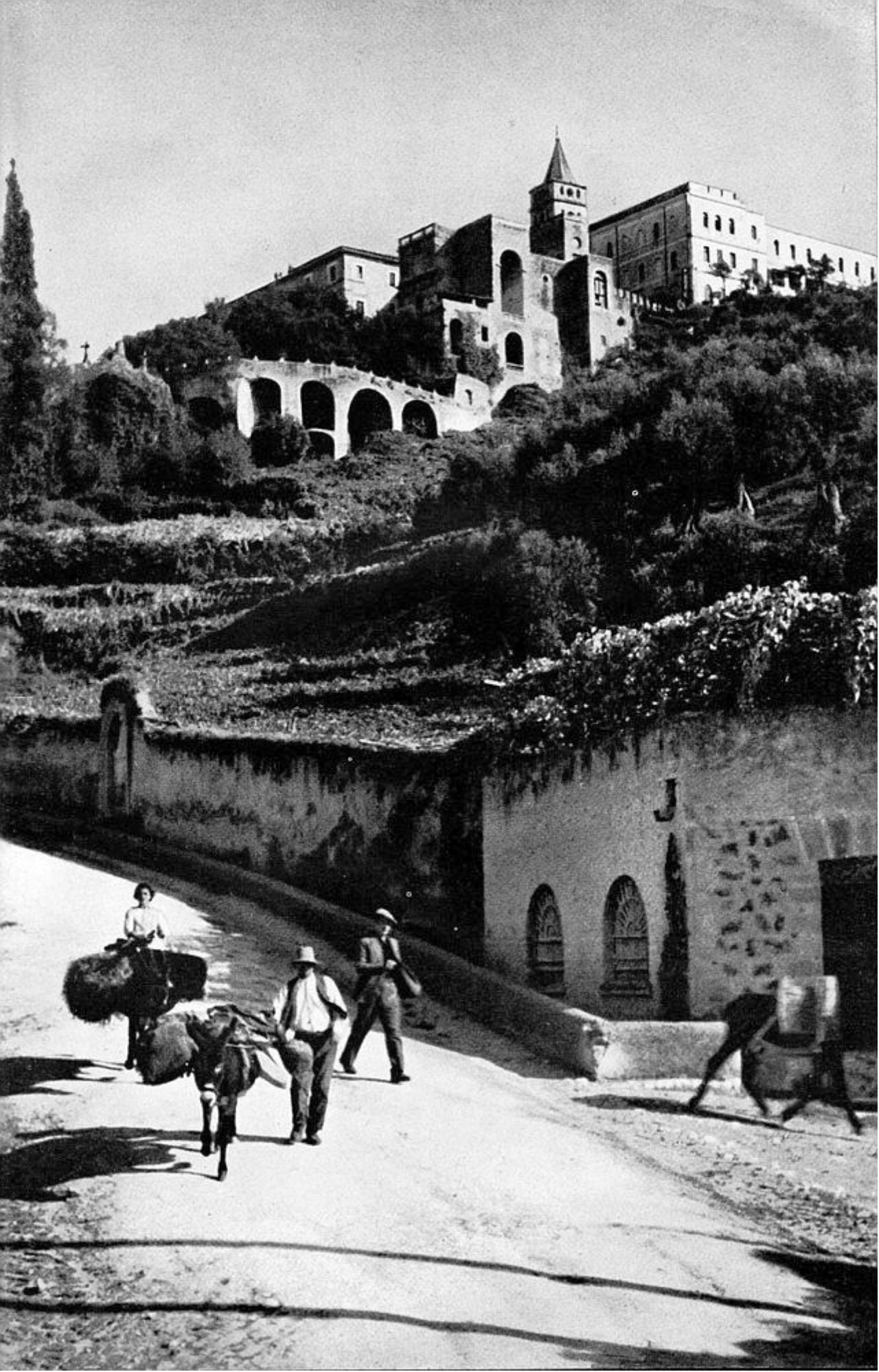
Von Hans Bütow

Eine gedrungene Gestalt, die bei aller Schwere doch eine rührende Zartheit hatte, umhüllt von einem losen und überall mit Absicht zu weiten Anzug — so sehe ich den Maler, er war damals schon über die fünfzig, noch auf dem Abhang vor seinem Hause stehen, breitbeinig und wie ein Bauer, der hier gelebt hat von Anbeginn. Und doch gehörte dies alles, was er mir nun mit sicheren und fast herrischen Gebärden erklärte, nur zu seiner freiwillig gewählten Einsamkeit. Er wollte hier daheim sein, weil diese Umwelt zu einem Teil seiner Kunst geworden war, mit der er sie sich gewonnen hatte, ein Fremder zuerst unter verschlossenen Landleuten und Hirten, ein Städter, gegen allerlei Ungemach des Mißtrauens und eines rauhen Gebirges ankämpfend. Hier oben war die erregte Luft des nahen Kurortes mit seinen betriebsamen Hotels, teuren Läden und lauten Kaffeehäusern ausgeschlossen durch eine Wand von Wald, der einen sanft gerundeten Berg überwölbte, hinter dem wiederum die schneebedeckten Joche und Zinnen der Alpen fast den Himmel auszuschließen schienen. Der Blick blieb überall begrenzt durch das herandrängende Gebirge. Aber welche Ausblicke öffneten sich dennoch! Nach Südosten glitt, am Dorf vorbei, von hier nur wie ein Spielzeug anzusehen, von Riesenhänden erbaut, das breite Landwasser mit schneekalten Wellen der pressenden Felsenschlucht, den jähen Stürzen und dem fernen Wiesenland zu, und unter uns öffnete sich, fast rechtwinklig von Osten her ausgebrochen, ein Seitental, eng, aber ebenfalls von eiligen Wassern durchströmt, alle Verlockung des weitab liegenden Passes herunterwehend. Eine heroische, eine wilde Landschaft, und doch im Frühjahr von einer ergreifenden Lieblichkeit durchwoben. In jenem kühlen Gründunkel des Bachdickichts hatte er Badende gemalt, erfundene versteht sich, denn wo sollte er hier wohl Modelle finden? Auf jener Alp, weit droben hinter den letzten verkümmerten Lärchen, hatte er manchesmal unter den dunkelglühenden Schneehäuptern mit den Hirten gesessen, wenn sie im Abend ihre Reisigfeuer entzündeten, ihren schwer in die Stille tropfenden Erzählungen lauschend. Dieses Bild war zu dem Mittelteil eines Tryptichons vom Leben der Bauern und Hirten geworden — ich sah es später: eine Dichtung in sparsamen und scharf kontrastierenden Farben, die mit verhaltener Kraft alles Glück des harten Daseins in den Bergen besang —, dennoch mit dem melancholischen Abstand dessen, der sich nicht ganz darinnen aufgenommen weiß. Hörte ich die Glocken der Kühe unter den alten Bäumen? Auch sie und die Ziegen, die Trabanten Pans, hatte er in Bildern festgehalten, ihren dumpfen Drang zum Futter, ihr geschicktes Klettern über die Geröllhalden, ihre knochige Anmut und die Güte und List ihrer Augen, die den Bauern immer wieder ein Wunder sind.

Erst allmählich sollte ich nach der Betrachtung von Hunderten von Zeichnungen, Lithographien, Aquarellen, Radierungen, Holzschnitten und Gemälden erfahren, daß diesem immer wachen Geist nichts entgangen war und daß er, ein unermüdlicher Arbeiter und Beobachter, aus einer beschränkten Welt eine weite geschaffen hatte. Darin war der Kreis primitiver und doch bukolischer Feste ebenso beschlossen wie die Landschaft in jedem Wechsel der sich verschränkenden Jahreszeiten, immer wieder nachgebaut und nachgeformt, wie ein ganzer Pilgerzug, ein Strom von Gesichtern, von den Runen der Arbeit, des Wetters und des Lebens gezeichnet, Männern, Frauen und Kindern, in die Flächen des Papiers, der Leinwand und des Holzes geheimnisvoll hineingerettet. Dies alles bedeutete jedoch nur eine Seite seiner Kunst, denn ihr stand ein anderes Werk gleichen Gewichts gegenüber, dessen Motive ganz aus der Sphäre der Stadt entnommen waren. Und hier lag der Bruch, mit dem er sich immer von neuem auseinanderzusetzen und seinen Frieden zu machen hatte. Er lebte in einer bäuerlichen Welt, in der er sich als Künstler Heimatrechte erworben hatte, er floh sie immer wieder und kehrte doch stets in sie zurück. In ihr ist er auch gestorben, wie ich glaube, bis zum Ende nicht ganz versöhnt.

Es hatte seine Schwierigkeiten, ihn kennenzulernen, denn er scheute neugierige Besucher, die, von seinem bekannten Namen angelockt, in seine Abgeschiedenheit einzudringen versuchten, und er verstand es, seine Geheimnisse zu hüten. Spürte er aber ein echtes Interesse, das er sogleich ausschließlich seiner Arbeit zuzuwenden verstand, so öffnete er behutsam ein Fach nach dem anderen seiner Werkstatt und ließ Einblicke in die Entstehung seiner Blätter und Bilder tun. Den langen Gesprächen, die ich mit ihm über Kunst und Künstler geführt habe, verdanke ich wertvollere Anschauungen, als sie mir eine ganze Literatur hätte vermitteln können. Einmal sagte er, als ich eine Zeichnung etwas zu hastig beiseite legte, schon auf die nächste neugierig, und das war als etwas Gültiges gemeint, nicht als ein Verweis: „Man muß Holzschnitte ansehen wie die Briefe eines vertrauten Freundes und auch das beachten, was zwischen den Zeilen steht."

Sein Wesen strömte eine bedachtsame Ruhe und eine Kraft aus, die erworben waren und in langer Einsamkeit gehärtet. Wer es nicht wußte, hätte ihm nicht anmerken können, daß er eine gefährdete Gesundheit zu verteidigen hatte, der die langen Winter hart zusetzten, wenn der Schnee sein Haus fast von der Außenwelt abschnitt und die Nässe durch das Dach tropfte. Er hätte es anders haben können, aber er wollte nicht, und es gehörte zu seinen Geheimnissen, nie davon zu sprechen, warum. Ich habe ihn kaum jemals unbeschäftigt gesehen, aber die Geschäftigkeit, die er entfaltete, wenn man ihn besuchte, Mappen und Bilder vom Boden holend, Tee zubereitend, Flaschen öffnend, hatte etwas völlig Lautloses, die Lautlosigkeit einer edlen Katze. Ein alter Kater war immer in seiner Nähe. Der Hausherr war



TABACCHI

ein idealer Zuhörer und pflegte, die kräftigen und doch unendlich zarten, vom vielen Holzschneiden zernarbten Hände zwischen den Knien, ein wenig vorgeneigt und in seinem faltigen, sehr bequemen Anzug fast verschwindend, mit seiner sonoren Stimme ab und an ein Wort der Zustimmung hören zu lassen. Meistens aber ergriff er bald, ohne sich von der Unterhaltung abzuwenden, Papier und Stift und begann mit einer müheloſen und dabei vollkommenen Konzentration zu zeichnen: ein Stück des Interieurs, die Katze auf der Fensterbank, die Blumen auf dem Tisch oder auch den Kopf des Besuchers. Daß er derart immer in seinem Element blieb, der fleißigste Künstler, der mir je begegnet ist, hatte nie etwas Störendes. Man fühlte sich für eine Weile auf eine geheimnisvolle Art ganz in seine eigenste Welt hineingezogen. Was so entstand, zeigte er nie. Er muß Tausende solcher Skizzen gemacht haben. So ist es in meiner Erinnerung, und heute weiß ich, daß er jedes unserer Gespräche mit einem tieferen Wissen gelenkt hat. Er konnte abweisend sein bis zur Grobheit und von einem schwebenden Verständnis; irgendwo hinter seiner Eigenwilligkeit und Beherrschung blieb ein Feuer zu spüren, das heftig und bis zur Ungerechtigkeit ausbrechen konnte, etwa, wenn die Rede auf Zeit- und Zunftgenossen kam, die er verachtete. Er war ein Liebender, aber auch ein guter Hasser.

Für unsere Begegnungen, die sich in Abständen über Jahre hinzogen, hatte sich allgemach ein gewisses gleichbleibendes Rituell herausgebildet. Man meldete sich schriftlich an und verabredete die Stunde. Man würde allein kommen? Gut. Das war wichtig. Ich habe nur einmal versucht, einen ihm vorher Unbekannten mitzubringen, es war ein völlig mißglückter Versuch, den er mir nie ganz verziehen hat. Am besten, die Stunden vom frühen Nachmittag bis zum Abend zu wählen, denn dann war das Licht zum Betrachten der Bilder am günstigsten — daß man seine Arbeit sehen wollte, wurde als selbstverständlich vorausgesetzt —, und er machte gerne den Wirt. Wenn man vom Kurort die knappe Stunde heraufgewandert war, gelangte man über eine Wiese, an einer mit Leinwänden, Kisten und Rahmen vollgestopften Scheune vorbei, an sein einfaches Haus. Verwittert war es, in der landesüblichen Art aus dicken mit Moos verfugten Stämmen gebaut, niedrig und nur wenig einladend von außen. Daß hier der Maler wohnte, bezeugte der mit verblichenem Rot bemalte Zaun um den winzigen Vorgarten, dessen Pfosten, zu geschnitzten Gestalten von Bergbauern verwandelt, Totempfählen ähnlich, eine seltsam exotische Fremdartigkeit in die ruhig sich entrollende Landschaft brachten. Das niedrige, holzgetäfelte Zimmer drinnen mit der lastenden Balkendecke, den drei kleinen Fenstern, den wenigen bequemen Möbeln, dem Kachelofen und den nach eigenen Entwürfen gewebten vielfarbigen Teppichen hatte etwas von einem Zelt oder einem Wohnwagen. Man konnte sich darin geborgen fühlen. Hierhin hatte er alles von der städtischen Zivilisation gerettet, von der er sich lange Monate hindurch ausschloß: kostbare Bücher, die

jedoch wie irgendwelche Gebrauchsgegenstände behandelt wurden, viele Zeitschriften aus vielen Ländern. Der Mann, der bewußt auf vieles verzichtete, seiner Umwelt und seiner Kunst zuliebe, hatte ein unbeirrbares Gefühl für Qualität. Er ließ seine Malgeräte und das Werkzeug zum Holzschneiden weither von den besten Firmen Europas kommen, er trug handgewebte Tuche, und der Wirt ließ seinen Gästen, auch dies geschah so lautlos wie selbstverständlich, das Beste auftragen, was die Hotels des Kurortes nur liefern konnten. Er hatte, in allen Künsten auch des Handwerks wie nur einer erfahren, eine besondere Vorliebe für einfache und schöne technische Gebrauchsgegenstände. Ob freilich seine etwas unheimliche Sammlung von Selbstladepistolen aller Kaliber lediglich hierin ihren Grund hatte, habe ich nicht herausgefunden. Er war ein ausgezeichneter Schütze, was einen Teil des Respekts begründet hatte, den er bei den Bauern genoß, und ich habe ihn einmal auf lange Distanz eine kunstvoll auf eine Sektflasche postierte Medaille sofort nach dem Heben des Arms herunterschießen sehen. Er hat mich mit Pfeil und Bogen auf Strohscheiben schießen gelehrt, mit wunderbaren Geräten, die er sich nach vielerlei Umständen von einem Sportklub beschafft hatte. Als er mir die bis in das letzte Gramm ausgewogene Anbringung der hauchfeinen und für die Flugbahn so wichtigen Federn am Schaft der Pfeile erklärte, begriff ich, daß ihn an diesem Sport mehr entzückte als nur die Befriedigung, die er aus seiner souveränen Treffsicherheit gewinnen mochte.

Er hatte, als ich ihn kennenlernte, schlohweiße Haare, eine dichte Masse, über einer sehr hohen, sehr durchfurchten Stirn. Der etwas zu üppige Mund, die große Nase und das herrische Kinn, in denen die ganze Sinnlichkeit dieses Künstlers lebte, der lange Zeit alle Nachtseiten der großen Städte erbarmungslos und leidenschaftlich in glühenden Bildern zu schildern liebte, standen in einem starken Gegensatz zu den immer beobachtenden Augen. In ihnen waren die Trauer und die Verlorenheit dessen, der einmal von sich schrieb: „Alles reine Wollen macht einsam." Er muß oft sehr allein gewesen sein, er hatte nur noch wenige Freunde gegen Ende seines Daseins, sie lebten weit, und er sah sie immer seltener. Aber auch seine Einsamkeit hatte etwas Souveränes. Er war gewohnt, die Welt um sich mit seinen Maßen zu messen.

Er, der einmal für eine geplante Gesamtausstellung den Raum fast eines ganzen Museums verlangte, malte den Bauern aus eigenem Antrieb eine Theaterdekoration für die primitive Bühne des Gasthauses, er schenkte der neuen Dorfschule einen Fries, der in langer und mühevoller Arbeit aus härtestem Holz herausgebosselt worden war. Diese immer stillbeschäftigten Hände sehe ich heute noch am lebendigsten vor mir, wie sie rasch über das Papier glitten oder mit entschiedenen flinken und selbstsicheren Schnitten die Messer über dem Holz handhabten, die breiten, verarbeiteten Hände, kräftig zugleich und unendlich erfahren, zerbrechlich und voll Adel.

Fröhliche Geographie der Heimat

Von Otto Anthes

Aibling:

Der Schutterer Sepp war Mühlknecht in Aibling. Er hatte eine Schwester, die war gut verheiratet, nach Berlin. Eines Tages schickte sie das Reisegeld; er solle sie einmal besuchen.

Der Sepp fuhr nach Berlin. Am ersten Tag ging er mit Schwester und Schwager aus, am zweiten saß er verängstigt in der Wohnung herum, am dritten reiste er wieder ab. Daheim in Aibling faßte er seine Eindrücke von der Hauptstadt in die Worte zusammen: „Bal so aan Berliner mit sechzig Jahr'n stirbt, nachher is er fünfzig Jahr auf der Tram g'fahr'n ..."

Hamburg:

Mein Onkel Hansemann war ein sehr würdiger Hamburger Kaufmann, aber er hatte auch einen Schalk im Nacken. Eines Tages bekam er Besuch von einem Geschäftsfreund aus Flensburg, der war noch würdiger, und von einem Schalk merkte man nichts an ihm. Nachdem die kaufmännischen Dinge besprochen und abgewickelt waren, mußte mein Onkel dem Geschäftsfreund auch etwas bieten; er führte ihn also ins Hansatheater. Zunächst ging auch alles gut. Als aber dann ein großes Ballett kam, wurde meinem Onkel ein bißchen schwummerig zumut. Die beiden würdigen Herren saßen in der vordersten Reihe, und die Mädels warfen die Beine fast über ihre Köpfe hinweg. Mein Onkel schielte besorgt nach dem Flensburger. Aber der verzog keine Miene. Als die Nummer zu Ende war, fragte mein Onkel ein wenig zaghaft, wie es jenem gefallen habe.

„Oh", sagte der Mann aus Flensburg, „ganz scheun. En büschen to veel Tüll."

Lübeck:

Der Intendant des Stadttheaters stammte aus Sachsen, und so viel Mühe er sich aus gab, das zu verbergen, — man hörte es doch, wenn er sprach. Nun hatte Ernst Albert, das Lübecker Originalgenie, ein Stück geschrieben, das am Stadttheater aufgeführt werden sollte.

Ernst Albert seinerseits gab sich keine Mühe, seine sächsische Herkunft zu verleugnen. „Mein liewer Obergolläge", sagte er, „ich mechte gern, daß die Leite in dem Stick een gemäßigtes Sächs'sch räden däten, so wie die gebild'ten Leite in Sachsen räden."

„Ja, wie meenst du denn das?" fragte der Intendant ein wenig bedrückt. „Wie sollen denn die Leite nu räden?"

„No, so wie du", platzte Ernst Albert heraus.

Pößneck in Thüringen:

Wir hatten, eine Gesellschaft von Freunden, eine kleine Feier gehabt, und zum Schluß nahm uns einer der Teilnehmer mit in seine

Wohnung, dort noch ein Glas Wein zu trinken. Mehr vergnügt als auf Ordnung bedacht, ließen wir die Haustür offen. Als wir nun so recht laut und lustig waren, entdeckten wir plötzlich einen wildfremden Menschen unter uns. Alles stutzte, nur der Hausherr stand seelenruhig auf und führte den Fremden am Arm hinaus. Als er zurückkam, wurde er mit Fragen bestürmt: wer? und wieso? und wie nun?

Er aber antwortete in seiner gewohnten Langsamkeit: „Ich weeß nich. Es schien een ganz harmloser Mänsch zu sein. Awwer zur Vorsicht hab ich ihm eene reingehauen ..."

Winsen an der Luhe:

In der kinderreichen Familie meines Vetters war ein kleiner Dreijähriger schwer erkrankt, man wußte nicht, war es der Blinddarm oder gar eine Darmverschlingung; jedenfalls wurde eine sofortige Operation erforderlich. In den nächsten Tagen lebte das ganze Haus in der Erwartung, ob der kleine Unterkörper sich wieder sachgemäß betätigen werde. Endlich war es soweit.

„Er hat gemacht!" rief der Vater glückselig. „Er hat gemacht!" die Mutter mit Tränen in den Augen. Und alle Kinder wiederholten den Jubelruf. Nur der fünfjährige Bruder des Kranken, der immer etwas Besonderes haben mußte, sagte wichtig: „Und ich hab' es zuerst gerochen."

Cuxhaven:

Hein und Korl saßen auf dem Deich.

„Du, Hein", sagte Korl, „du kannst doch dichten."

„Dat kann ick", sagt Hein. — „Denn dicht man los!" sagte Korl.

Und Hein legte los:

„Es saß ein Mann am Meeresstrand,
Hat eine Angel in der Hand.
Er konnt' das Angeln nur so so,
Das Wasser stieg ihm zum Knie ..."

„Das reimt sich doch nöch!" rief Korl. — „Töw man", sagte Hein, „bis de Flut kömmt. Dann reimt sich dat all."

Köln:

Wir waren unnütze junge Leute damals im Karneval. Und als der Fastnachtsdienstag auf sein Ende ging, hatten wir allesamt kein Geld mehr. Wir zogen also in eine Wirtschaft, wo wir gut bekannt waren, und machten erst mal eine großmächtige Zeche. Dann begann die verabredete Komödie. Einer rief: „Herr Ober, ich zahle alles. Was macht das?" — Worauf ein zweiter fast empört schrie: „Aber nein, das ist meine Sache!" Der dritte ebenso, und dann ging's weiter die ganze Reihe hindurch. Der Ober stand lächelnd dabei. Da sagte wieder der erste zu ihm: „Wir wollen den Zufall entscheiden lassen. Wir verbinden Ihnen die Augen, und wen Sie greifen, der zahlt." — Gesagt, getan. Und als der Ober umherzutappen anfing, verließen wir, einer hinter dem andern, auf Zehenspitzen den Ausschank.

Der Ober hat sein Geld bekommen, aber viel später.

Grog

Eine heitere Geschichte aus alter Zeit
erzählt von Hermann Stodte

Ob es tiefere kulturgeschichtliche Gründe hat, wird schwer festzustellen sein. Doch von der Tatsache kann sich noch heute jeder überzeugen. Gerade den Kirchenausgängen gegenüber haben sich von alter Zeit her gemütliche Kneipen angesiedelt. Jedenfalls hat diese örtliche Nähe ehemals den städtischen Rat immer wieder veranlaßt, den Besuch der Schenken während der Kirchzeit strengstens zu verbieten.

In der Gasse unter dem St. Petriturm hält sich heute noch eine kleine Bierstube, die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Herdeke Bradenhoen, sel. Cord Bradenhoens Witwe, fürsorglich betreut wurde. Leider hatte der Selige die Erfindung des Grogs nicht mehr erlebt, während ihm die mangelnde Bekanntschaft mit allen übrigen gängigen Getränken nicht vorzuwerfen war. Den Grog hat nämlich erst kurz vorher der Admiral Vernon erfunden, der damit seiner Schiffsmannschaft und der Nachwelt ein Mittel zur Mäßigkeit überliefert hatte. Denn zweifellos war immer Wasser dabei im Spiele. Da dieses in heißem Zustande sich mit dem nötigen Rum gerade zur Winterszeit zu angenehmer Wirkung vereinigte, so fand die Erfindung „Grograms" (so nannten seine Leute den Admiral wegen seines rauhen Kamelgarn-Zeuges) bald an der Nord- und Ostseeküste stärkste Verbreitung. Man braucht sich dann nur noch zu erinnern, daß die Sonntagspredigten damals unmäßig lang waren und auch im Winter in den ungeheizten Kirchen an Länge nichts einbüßten, da kann man sich die folgenden Verwicklungen erklären:

Gewiß, die Ratsherren jener Zeit in ihren Pelzen und die Matronen mit dem Kohlenbecken unter den Röcken brauchten sich nicht durch Zähneklappern und kalte Füße in ihrer Aufmerksamkeit beirren zu lassen. Aber die Chorknaben mußten schon zu dem Mittel der Natur greifen und sich hinter der Orgel tüchtige Bewegung machen, was wiederum infolge des Lärms zu öffentlichen Ermahnungen des Rats führte.

Der Bälgentreter Tideke Grote war der erste, der eines Sonntags die anderthalb kalten Stunden der Predigt ohne „Treten" zu überwinden wußte. Er griff sich zwei von den Jünglingen des Chors, die eifrig auf seine Tuschelei horchten, dann spornstreichs die steinerne Wendeltreppe hinab über den Seitenausgang zu sel. Bradenhoens Witwe eilten und ein Glas voll des neuen Getränkes „Grog" erstanden. Schon der Name, den sie bis dahin kaum gehört hatten, machte ihnen Spaß. Schön voll war der Kelch geraten. Um nur nichts zu verschütten, tranken die beiden im Dunkel vor der Wendeltreppe vorsichtig ein ziemliches Schlückchen ab. Mit dem dampfenden Trank zog sich Tideke hinter seine Pfeifen zurück. Nun

mochte er es aushalten. Am nächsten Sonntag konnte er, auch wenn es nicht noch kälter gewesen wäre, sich gegen die rührende Hilfsbereitschaft der beiden Vermittler zur sel. C. Bradenhoens Witwe und der entsprechenden Wärme nicht wehren. Als die beiden durchfrorenen Jünglinge, Marquart Dorn, Sohn eines Ratsherrn, und Tyle Kalff, Schwestersohn des Ehrn Nikolaus Klunz, Pastors an St. Petri, in Herdekes kleine Stube stürmten und sich an den wohlig strahlenden Kachelofen drängten, erbarmte sich Herdeke der roten Nasen und blauen Finger und reichte beiden ein dampfendes Gläschen, daß sie daran auftauen möchten. Recht mütterlich mitleidig und erbärmlich tat sie mit den beiden, während diese mit unverhohlener Gier den Zaubertrank schlürften, so schnell es seine Hitze erlaubte.

Zum Unglück hatte der Bürgermeister an diesem Sonntag wieder einmal Ratsweibel ausgeschickt, die Bierstuben auf Gäste unter der Kirchzeit zu visitieren. So kam es, daß diese heute zwei „Gefangene" machten, die sich in den schwarzen Chorröcken wild unter ihrem Griff wanden, aber trotz ihrer kirchlichen Würde mit zum Bürgermeister mußten. Dieser saß im Pelzrock am Kamin, neben sich einen Kupferkessel, aus dem er von Zeit zu Zeit etwas Dampfendes einschänkte. Er war in einer innerlich warmen Sonntagsstimmung. Als die beiden kläglich zitternden Jünglinge vor ihm standen, brach er in ein behaglich krachendes Gelächter aus, das seine Hausfrau aus der Küche herbeilockte. Diese, eine noch jugendliche und heitere Natur, nahm für die beiden durchfrorenen Sünder Partei, nötigte sie auf die mollige Ofenbank und schenkte ihnen aus dem Kupferkessel ein — Grog, das beliebte neue Getränk aus Wasser, das man seit kurzem für ein gesundes, segensreiches und dabei unschuldiges Mittel zur Erquickung in Wintertagen hielt. Immerhin hatte der Bürgermeister seine eigenen Ansichten über das rechte Verhältnis, durch das der volle Segen der Mischung erzielt werde.

Marquart wurde gesprächig und erzählte lustig von der Klugheit des Bälgentreters Tideke. Plötzlich fuhr Tyle erschreckt auf: „Jetzt ist die Singezeit! Was wird der Kantor ..." Aber der Bürgermeister beruhigte ihn. Nun sei es doch zu spät. Aber singen sollten sie, gleich jetzt, gleich hier! Die beiden Knaben glühten vor Eifer und heißem Wasser. Sie stellten sich zierlich nebeneinander und setzten mit glockenweichen Engelstimmen ein. Ueberaus lieblich verschlangen sich Sopran und Alt in dem Liede, das einer bekannten und allen sehr lieben Motette des Meisters Buxtehude entstammte. Unter den himmelklaren Tönen der Knaben trat Metteke, das Töchterchen des Bürgermeisters, leise ein, blieb in rührendem Erstaunen hinter den beiden Sängern stehen, faltete die Hände und blickte mit den hellen blauen Augen verwundert auf die Eltern am Kamin. Der Bürgermeister hat die hübsche Gruppe später malen lassen. Die Knaben fühlten selbst, wie innig und begeistert ihre Töne klangen. Als habe eine ganz besondere Lust von innen sie beflügelt, hatten sie zu ihrer eigenen Ueberraschung und Freude die Töne gleich den Zymbel-

stimmen der Orgel in silberner Höhe ohne Schwanken festgehalten und in weicher Kadenz verklingen lassen. Die Hausfrau nahm ihre beiden Köpfe zwischen die Hände und küßte sie auf die Stirn. „Wie die Engel habt ihr gesungen." Dann mußte Metteke, aus ihrer Verwunderung geweckt, köstliche Bisquitstücke holen. Und alles wäre gut gewesen, hätte nicht Tyle sein schlechtes Gewissen gehabt: „Was wird der geistliche Herr Ehrn Klunz dazu sagen?"

Da griff die resolute Bürgermeisterin zu Haube und Pelz, nahm die beiden an die Hände und führte sie zu dem Prediger, der längst auch in seiner warmen Studierstube die Glieder von der kirchlichen Erstarrung löste. Seine alten Augen leuchteteen, als die jugendliche Frau, den frischen Winterhauch ins Zimmer hereinsprühend, mit einem gütigen Lächeln auf das Männerherz unter dem geistlichen Gewande zielte und ihm die beiden jugendlichen Sünder zu besonderer Gnade empfahl.

Da saßen sie an diesem Sonntagmorgen an dem dritten warmen Ofen. Die bürgermeisterliche Gnade wirkte bis in die Küche, aus der die Pastorin einen dampfenden Porzellantopf brachte. Ehrn Nikolaus schenkte ein und sagte: „Nun wärmt euch mal an dem neuen guten Getränk, einem wahren Geschenk des Himmels in so eisiger Jahreszeit!" Dann ging er, die Pfeife zu stopfen. Marquart konnte das Lachen nicht verbeißen. Tyle aber trank tapfer drauf los, indem er alles mögliche Zeug schwatzte. Doch mitten im besten Zuge fing er plötzlich an, über seine eigene Zunge zu stolpern, während die Augenlider ihm herabsanken und der Kopf schräg auf Marquarts Schulter nickte.

Dieser verfiel bei dem Anblick in ein ganz unbegründetes Lachen, wollte aber dem Freunde, um ihn zu ermuntern, noch den Rest des Glases vermitteln, wobei er jedoch das kleine Mißgeschick hatte, von der Bank zu rutschen. Als er darauf noch einen heftigen Lachanfall überstanden hatte, blieb er mit einem seligen Lächeln schließlich sitzen und schlief ebenfalls ein. Ehrn Nikolaus machte sich heftige Vorwürfe, da er wohl wußte, daß er die übliche Mischung des neuen Getränks einseitig zu seinen Gunsten verbessert hatte. Er rief nach der geistlichen Ehestütze, für die armen „erfrorenen" Kinder zu sorgen. Bald lagen sie nebenan friedlich schlummernd im geräumigen Ehebett, beide rosig, lächelnd und selig, auch hier „wie die Engel".

Da ging draußen wieder die Tür. Der Bälgentreter Tydeke Grote erschien, von Kälte und Verzweiflung ganz auseinander und berichtete: „Zwei Chorknaben sind abhanden gekommen." Der Pastor führte ihn an das Bett und fragte: „Sind sie das?" Tydeke rang in betretenem Staunen die Hände. Dann führte ihn der geistliche Herr ins Zimmer zurück, schenkte ihm aus der Terrine ein und fragte, wie ihm das neue Getränk gefalle. Und mit ehrlichstem Zungenschnalzen erwiderte Tydeke, so was Herrliches habe er im ganzen Leben noch nicht getrunken.

Deutschlands Monatsbuch „Volk und Welt"

Inhalt dieses Januarbandes 1943

Abbildung „Winter im Hochgebirge" von Phil. Kester — Seite 1

Abbildung „Deutsche Grenadiere der Ostfront" . . . 2
PK-Aufn. von Kriegsberichter Rutkowski-Wb

Kriegsberichter Dr. Frhr. v. Imhoff: Gewandeltes deutsches Antlitz 3

Richard Euringer: Wer seinen Frieden mit diesem Krieg macht 5

Zwei Abbildungen 7
Seite 7 „Wintersturm am Schwarzen Meer" von Ludwig Schuster, Seite 8 „Stimmungsbild vor Jamaica" von Hanns Tschira

Dr. H. Frieling: Das Gedächtnis im Muskel 11

Heinz Scheibenpflug: Das Wunder des kalten Lichts 14

Zwei Abbildungen „Scheidender Wintertag" von E. v. Pagenhardt und Max Paulus — 17

Professor Dr. Wilhelm Rudorf: Warum Pflanzenzüchtung? 19

Vier Abbildungen „Interessante Vergrößerungen" 23
Seite 23, 25 und 26 von Carl Strüwe, Seite 24 von Scherls Bilderdienst

Hans Christoph Kaergel: Christoph Dohnt und seine Frau 27

Radierung „Aus früher Zeit" von Ottohans Beier — 30

Arnold Beirich: Wir ändern das Programm 31

Sechs Abbildungen „Eidechsen" 35
Seite 35 von Max Göllner, Seite 36 oben vom Mauritius-Verlag, Seite 36 unten von Paula Wehr, Seite 37 von du Vinage-Wegeesch, Seite 38 vom Deutschen Verlag

Bruno Richter: Zwei Aufrechte 39

Wilhelm Backhaus: Schönheit zwischen Maschinen 41

Zwei Abbildungen „Schaffende" 43
Seite 43 „Am Hochofen" und Seite 44 „Aluminium entsteht" von Dr. Paul Wolff & Tritschler

Baron Palle Rosenkrantz: Die Schrotladung 45

Karl Lerbs: Die Ahnfrau 46

Vier Abbildungen „Kinder" 49
Seite 49, 50 und 52 von Prof. Rudolf Koppitz, Seite 51 von Gerhard König

Jürgen Hahn-Butry: Die Wölfe von Kabbetschi 53

Walter von Rummel: Aoka, ein Südsee-Idyll 56

Hans Bütow: Der Maler 59

Vier Abbildungen „Italienisches Leben" . 61
Seite 61 „Villa d'Este in Tivoli" von Dr. Paul Wolff, Seite 62 „Neapel" von Professor Oppermann, Seite 63 „Salone in Padua" von Heinz Stockh, Seite 64 „Mittelalter in Assisi" von Dr. Paul Wolff

Otto Anthes: Fröhliche Geographie der Heimat 67

Hermann Stodte: Grog 69

Abbildung „Maria-Himmelfahrts-Kathedrale in Kiew" von Dr. Alfred Nawrath . . . 73

*

Herausgeber: Prof. Oppermann.

Verantwortl. Hauptschriftleiter: Der Herausgeber. Stellvertr.: Hauptschriftleiter Dr. Werner Freytag, Dr. Ludwig Hartmann. — Berliner Vertretung: Hauptschriftleiter Ludwig Böhr-Charlottenburg. Anzeigenteil derzeit eingestellt. — „Volk und Welt" (Th. Oppermann Verlag). Sämtlich Hannover-Kirchrode. Gedruckt im eigenen Betrieb. — Bezugspreis 3 RM vierteljährl. (zuzügl. Bestellgeld) durch Post, Buch- und Zeitschriftenhandel.

— Nachdruck unserer Beiträge nicht gestattet.

Volk und Welt

Deutschlands Monatsbuch

Preis 1 Mark

Februar 1943

Erscheinungsort Hannover

Über das Heimweh

„Warum hast du denn nicht mehr weiter geschrieben an den Vater?“ fragte die Großmutter, und Christine, die Achtjährige, gab zur Antwort: „Ach, weißt du, die Augen haben mir auf einmal so komisch gebrannt.“ Der Vater aber, dem man dies in seine östliche Einsamkeit hinein berichtet, wird sehr nachdenklich. Er denkt: Was habe ich nun schon für eine große Tochter! Nicht dies ist erstaunlich, daß sie Heimweh empfindet — das wird auch bei Brigitte, ja selbst schon bei Rose, der Jüngsten, nicht anders sein — nein, aber dies: daß sie ihr Gefühl schon zu verstecken, gleichsam abzublenden weiß, daß sie es verwaltet, fast schon wie ein Erwachsenes, wie wir alle es tun und tun müssen, Tag um Tag.

Denn das Heimweh ist eine Urgewalt, ein Vulkan, glühende Lava, es versengt und deckt zu, und das mitten im tätigen Leben, unangekündigt und ohne daß Flucht und Rettung möglich wären. Du sitzest guter Dinge bei Tisch. Vor dem Fenster drüben am blauen Himmel spielen zwei Wolken miteinander; sie fallen aufeinander zu, und das Gebilde gleicht unversehens einer Morgenlandschaft im Herbstnebel, keiner beliebigen, o einer sehr bestimmten, der schwäbischen Landschaft am Fuß des Schwarzwalds, leicht gewelltes Gelände, da ein dunkler Rand, da ein silberner Streifen, die schmale Zeile eines Flüßchens, — und da schüttelt es dich, das Heimweh. Bild auf Bild stürzt herein, sie fallen übereinander, alle die Bilder: Christine, auf der Kirchenstaffel schaukelnd, Brigitte, wie sie eben einen verblühten Löwenzahn ausbläst, Rose als Nackedei im Plantschbecken, die geliebte Frau am Klavier, Mozart spielend, die Buben, die den Reiseschlitten des Ostlandfahrers umstehen, das Nachbarmädchen, wie es am Gartentor winkt — Sommer, Winter, es ist alles einerlei, nur dies: daß es die Heimat ist, die, von der die Soldaten singen: „Weit ist der Weg zurück ins Heimatland, so weit, so weit ...“

Gibt es eine Geschichte des Heimwehs? Nein, es ist zeitlos, es ist dieselbe Empfindung heute wie vor dreitausend Jahren. Der vielgewandte Odysseus ruft: „Vater Zeus und ihr anderen unsterblichen Götter“ und bittet um die Rückkehr nach Ithaka, Penelope trennt ihr Gespinst des Nachts wieder auf, die Heimkehr des Gatten erwartend, und Iphigenie hat ihre berühmte Gebärde: „— und an dem Ufer steh' ich lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend“ — dies alles ist gegenwärtig wie Solveigs Lied und der Brief des Mädchens aus dem Dorf: „Lieber, wann kommst du? Ich zähle die Tage und weiß nicht, wie weit ich zählen muß ...“

Es verschont keinen. Die Geschwister sind zur Tante gebracht worden, und es ist wunderschön bei ihr: welche Steinbaukästen für

Jörg und welch herrliche Puppenküche für Susanne, und zum Abendessen gibt es Pudding und Familientunke, Vanilletunke ist gemeint, aber plötzlich, mitten im Essen, fängt es an, Jörg voraus und Susanne wie auf geheime Uebereinkunft der Seele ihn begleitend: Tränen fließen, Tränen ohne Ende, und: „die Mutter soll kommen, ja, und der Vater auch".

Es ist schlimm, und wenn nicht auch hier der Schlaf das sein würde, was er ist: „erwünschter Tod von jedem Lebenstag, der Mühen Bad, der Balsam wunder Seelen, der zweite Gang im Gastmahl der Natur", so wäre keine Rettung. So aber wird morgen, morgen früh schon, alles wieder anders sein, diese Tränen werden getrocknet und vergessen sein, es wird gut gehen bis zum nächsten Ausbruch des gleichen Vulkans.

Dann kommen für manche Naturen beruhigte Jahre. Man ist im Internat und liegt im großen Schlafsaal. Aber wir sind doch kein Lämmerstall und kein Mädchenpensionat, wir lassen keine Tränen auf Tagebuchblätter fallen, magern auch nicht ab, so daß man uns Eisentinktur verordnen muß und vierzehn Tage Sonderurlaub, nichts dergleichen. Nur wenn man dann hofft, man habe, wie andere Widrigkeiten, auch das Heimweh wirklich unter den Füßen, dann ragt es plötzlich wieder zu Häupten, ein wahrer Aetna. Und keiner, der hier Bescheid weiß, wird ironisch lächeln. Denn das wagende, aufgetane Herz des Siebzehnjährigen ist zwar gewiß nicht ohne die Kräfte, die Wille und Humor darzureichen vermögen. „Alles halb so wild —", sagt man sich da wohl vor, aber „ausgesetzt auf den Bergen des Herzens" ist auch der Kühnste, und gerade der Kühnste ist, wie wir wissen, groß in Gefahr.

Wenige vom Hundert sind es gewiß nicht, die in diesen kritischen Jahren zum erstenmal die Freitodgedanken in sich überwinden und schlafen legen müssen, und oft genug möchten es gute Gesellen mit freier Stirne und blanken Augen sein, die mit solchen Dunkelheiten zu schaffen haben. Wen immer der Weg mit solchen „Gekränkten" zusammengeführt hat, der fragt: welche Hand hat hier gefehlt, welche Stimme, welche Zärtlichkeit oder welche Strenge, und die Antwort ist dann immer und in allen Gestalten die eine, daß es die Heimat ist, die einer für sein Leben braucht, nötiger als das Brot, und die er gerade in den Jahren braucht, in denen er sich die Fremde, den großen Raum aneignen und vertraut machen muß: der Arbeiter das wildtönende Eisenwerk, der Student das hunderttorige Theben des Geistes und das Mädchen den Dienst in Haus und Garten und Acker und Stall, in allem dem fruchttragenden Leben, die eigene Mutterschaft von ferne erwartend.

Kaum aber, daß sie diese Werdejahre und das ihnen eigentümliche Heimweh überwunden haben, werden sie zu Liebenden, und daß ihnen nun das Heimweh von neuem mit Macht ans Fenster klopft, das haben die Dichter wahrhaftig nur eben ausgesagt als etwas, was für alle gilt: so daß denn nun auch diese ihre Gedichte

längst nicht nur das Seeleneigentum seltsamer Einzelgänger sind: „Wer in die Fremde will wandern, der muß mit der Liebsten gehn": das ist das Reiselied aller Liebenden geworden; und wer die zweite Strophe in Hugo Wolffs schmerzensreicher Vertonung kennt, diese: „Was wisset ihr, dunkle Wipfel, / von der alten, schönen Zeit", der singt sie sich auf der Wache in Narvik vor und am Abend in der Ukraine. Und dann Mörike: „Anders wird die Welt mit jedem Schritt, / den ich weiter von der Liebsten mache" — da ist es so sehr genau gesagt, warum es keine Rettung gibt vor diesem Aetna. „Mein Herz, das will nicht weiter mit": es ist der inständige Eigensinn, der sich nicht trösten lassen kann mit der Gewißheit, daß auch anderswo Vergißmeinnicht zu sehen sind. „Ja, die sind schön an jedem Ort, / aber nicht wie dort." Da ist der stockende Herzschlag des Heimwehkranken und seine unerbittliche Drängnis: „Fort, nur fort, / die Augen gehen mir über." Es ist ihnen nicht zu raten, den Heimwehleuten. Sie müssen im Kreis laufen, wie Mignon in ihrem unsterblichen Seufzer immer von neuem zum alten Reim zurückkehren muß: „Nur, wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide —": „leide, Freude, Seite, Weite, Eingeweide", das sind Heimwehreime, Reime unentrinnbarer Verstrickung.

Auch an den Soldaten geht es nicht vorüber, das Heimweh, und längst braucht das keinem mehr das rührende Lied „Zu Straßburg auf der Schanz" zu sagen, „—ins Vaterland mußt ich hinüberschwimmen, / das ging nicht an —", an tausend Abenden hat es ihnen das eigene Herz gesagt; längst auch sind sie nach Soldatenweise ihm zu Leibe gegangen.

Man kann ja mancherlei dagegen tun. Man kann es tief in sich hineinschweigen. Schlaf nur, du gutes, dummes Gefühl, es ist jetzt Schlafenszeit für dich! Nichts von dem, was wirklich in mir lebt, kann mir verlorengehen, auch die Heimat nicht. Und später wird sie noch einmal so hell vor meinen Augen sein. Sag dir das vor... Man kann und wird sich mit dem kategorischen Imperativ verbünden und einige Siege mit ihm erfechten über das wunderliche Herz. Man kann aber auch den ganz entgegengesetzten Weg einschlagen, kann Ja sagen zu dieser Lebensgewalt, und kann dann wohl bewirken, daß sie, die feuerförmige, Gestalt annimmt. Das geschieht, wenn sich die Soldaten von zu Hause erzählen, wenn sie ins einzelne gehen, die Namen der Pferde von daheim sich sagen und die Blumen beschreiben im Hausgarten, von den Frauen die Bilder sich zeigen und vaterstolz von ihrem Aeltesten etwa berichten: „Was mein Klaus ist, ich sag' euch, der Junge wird richtig."

Wieder geschieht, im Grunde genommen, dergleichen, wenn die Maler ihre Wunschbilder malen, den gedeckten Tisch und die Bibliothek, das breite, eheliche Bett mit weißem Linnenzeug und großen, weichen Schlafkissen darin, den Dorfbrunnen und das ganze Dorf und den schwarzen Wald, der wie ein Hüter steht. Was aber die Dichter angeht, nun: sie dichten eben ihr Heimweh, und mancher,

dem da ein zarter Ton gelingt, hat ein festes, unbeklommenes Herz, nicht trotz der Verse, sondern gerade ihretwegen. Denn was er geformt hat, das kann ihn ja hinfort nicht mehr völlig überwältigen: das muß ihm — unter Schmerzen freilich — zu Diensten sein.

Es ist dafür gesorgt, daß das Heimweh nicht erlischt, und es wäre ja auch nicht gut, wenn es geschähe. „Ubi bene, ibi patria", mag eine Landsknechtslosung sein oder eine Weltbürgerdevise, soldatisch ist es nicht, und deutsch ist es erst recht nicht. Soll der Weg des Siedlers weit hinausführen wie in der Vergangenheit so in der Zukunft, und mag ihm auch das Glück einer zweiten Heimat erwachsen, — das „gedenke des Anfangs" wird mit ihm gehen müssen, und wie in dem Gedicht Peter Roseggers werden Blume, Wasser und Erde der Heimat ihren Lebensdienst tun: „Schicke mir Erde aus Steiermark ..."

Heimweh ist eine Antwort der Seele auf den Ruf der Treue. Was da unter Schmerzen geboren wird, ist es nicht das innigere, dankbarer gelebte, das wesentliche Leben? Peer Gynt schwadroniert über den Globus hin und weiß von keinem Heimweh. Als aber die Heimat ihn dann erwartet, die alte Solveig, da begreift er's jäh: „O Gott, hier war mein Kaisertum." Nein, wir schelten es nicht, das lebenschaffende Heimweh, wir glauben zu wissen, daß es unter den mancherlei Schmerzen der Welt gewiß nicht zu den erbärmlichsten zählt.

„Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen": das ist ein Wort von Jung-Stilling, dem Mentor des Straßburger Goethe. Es rührt mit seinem Ewigkeitsklang an jedwedes menschliche Herz. Es macht uns gewiß, daß die hellsten Bilder, die vor der Seele aufgerichtet sind, Bilder der Sehnsucht und der Erwartung sind, Zeichen des „Noch-Nicht", Zeichen der Zukunft und des Verlangens. Davon geben alle Zungen der Welt Kunde, jede auf ihre Weise. Die deutsche Weise ist — wie immer, wo wir vom Deutschen sprechen — ein großer Akkord, voll von Ober- und Untertönen. Nicht zu allen Zeiten klingen alle gleich stark. Einer daraus, auf den immer wieder wohl zu hören sein wird, ist der Ton der deutschen Romantik. In der Sehnsucht nach der „blauen Blume" finden sich von vielen Regionen die Menschen des Heimwehs zusammen, und das geheimnisvolle Prosawerk des Dichters Novalis, der „Heinrich von Ofterdingen", gilt ihnen zu Recht als ein wahres Symbol. Sie vergessen nicht den Tag und die Tat, diese Wanderer, und insofern sind sie den wachen Menschen unserer Gegenwart viel weniger fern, als es den Anschein hat. Aber gewiß vergessen sie auch den Traum und die Ferne nicht, und nicht, daß sie unterwegs sind, auf der Brücke, auf dem Uebergang. Und wenn dann einer von ihnen erschrocken oder wie immer fragt: „Wohin gehen wir denn?", dann entgegnet der andere mit der Antwort ihres Dichters, der vieldeutigen: „Immer nach Hause."

Albrecht Goes.

Tier- und Menschencharakter

Zur Erkenntnis der Stellung des Menschen zum Tier

Von Dr. Heinrich Frieling-Stuttgart

Der kritische Biologe muß es ablehnen, von einer Charakterwertung des Tieres zu sprechen. Bezeichnungen wie „falsch" oder „feige" sind ebenso unangebracht wie „mutig" oder „tollkühn", „klug" und „dumm". Aber die Hühner auf der Straße, der Schrecken jedes Kraftfahrers, sind sie nicht dumm, wenn sie oft fast ins Auto laufen? Nein: in ihrer natürlichen Umgebung — wir denken an das Bankivahuhn, die Stammutter unserer Hühner — gibt es keine Gefahr, die sich auf langen Straßen in raschem Tempo geradlinig nähert, sondern der Hauptfeind wird der Raubvogel sein, der von oben her plötzlich zwischen den Baumkronen oder auf einer Lichtung erscheinen kann. Flucht vor ihm ins Dickicht! In welcher Richtung die geängstigten Hühner dabei laufen, ist völlig belanglos; denn die Hauptsache ist, daß sie überhaupt weglaufen. Durch Kenntnis der eigentlichen Umwelt des Tieres lernen wir alsbald seine uns als Charaktereigenschaften dünkenden Wesenszüge richtig und biologisch werten. So wird uns auch klar, weshalb ein Pferd — obwohl es doch schon so lange dem Menschen untertan ist und scheinbar zur Menschenwelt gehört — immer noch so leicht scheu wird; eine Eigenschaft, die manche Pferde, wenn sie einmal damit behaftet sind, nie verlieren. Von Haus aus ist das Pferd ein Steppentier, das nicht gewohnt ist, plötzlich vor eine Gefahr gestellt zu werden, die scheinbar ungerufen aus der Ebene hervortaucht oder die gar — wie ein donnernder Zug über der Brücke — über ihm sich naht; das Pferd hat ja nur Feinde, die sich fern auf der Steppe zeigen und die das Tier zu erwittern und erspähen trachtet.

Selbst die so viel gerühmte Treue des Hundes ist keine Eigenschaft, die irgendeiner moralischen Wertung standhält, sondern auch sie ist vom Standpunkt der Umweltforschung aus verständlich. Sind die Ahnen des Hundes (wie der Wolf) doch Herdenjäger, die sich stets unterzuordnen bereit sind und die untergehen müssen, wenn sie den Anschluß an die Herde (den „Herrn"!) verlieren. Genau so läßt sich die sogenannte Falschheit der Katze, die „Mordgier" des Wiesels und die „Hinterhältigkeit" einer Spinne aus rein biologischen Umständen erklären. Lebensweise, Bau und „Charakter" sind stets aufeinander abgestimmt und wirken harmonisch in notwendiger Ergänzung.

Und dennoch übersieht der Biologe, der solcherart kritisch an die Betrachtung des Tiercharakters geht, daß eben die Eigenschaften, die wir ganz naiv mit Ausdrücken unserer Charakterkennzeichnung belehnen, dem Menschen keineswegs fremd sind und daß die Natur hier ihren Geschöpfen artmäßig — und nicht individuell verschieden —

ganz bestimmte Wesenszüge aufprägt, die sich für denjenigen, der ein Tier wirklich anzuschauen vermag, auch deutlich genug im Aussehen der betreffenden Tierart ausdrücken. Wer hat nicht schon aus dem feurigen Auge des Habichts mit Recht auf ein tolles und kühnes Wesen jenes Räubers geschlossen, wer empfindet nicht im Blick eines Hundes Hingebung oder gespannte Aufmerksamkeit? Im Amazonas leben die gefräßigsten Raubfische der Welt, die Piranjas. In Sekundenschnelle vermag ein Rudel dieser Fische einen Tierkadaver zu skelettieren. Und wie brutal, wie grausam kalt starrt uns der Fisch an mit dem vorgereckten Unterkiefer, der durch Zurückziehen der Lippen die dolchspitzen Zähne blecken läßt wie vor lauter Mordgier und Gewalttätigkeit. Und selbst bei niederen Tieren scheint sich das Wesen im Bau auszuprägen. Der vergrößert dargestellte Kopf einer Larve des Gelbrandkäfers mit ihren giftröhrendurchzogenen Kieferklauen wirkt wie dämonische Alpdruck-Phantasie. Alles morden, mit einer Vitalität sondergleichen zupacken, töten und wieder töten: das ist denn auch der Lebenslauf jener furchtbaren Bestien des Teiches, die zu unserem Glück nur so klein sind. Und die Fische der Tiefsee? Sind sie nicht ganz Maul geworden? Der Zitteraal dagegen besteht fast nur aus einem Muskelschlauch, dem eigentlichen Schwanz, denn der After sitzt dicht hinter dem Kopf. In diesem Schwanz aber liegt ein elektrisches Organ, das kleine Fische im Nu umzulegen vermag, wenn der Schlag sie trifft, der auch für den Menschen recht unangenehm ist. Und die Otter gar — weiß man, ob sie zupacken wird oder ob sie gleichgültig liegen bleibt? Gefährlich lodert die Zunge aus dem geschlossenen Maul, das Auge blickt starr aus dem geschlossenen, aber durchsichtigen Lid, nur die Zickzackzeichnung verrät die ungeheure innere Triebhaftigkeit des heimtückischen Tieres, in dessen Zähnen tödliches Gift verborgen ist.

Aber es gibt doch zu denken: keine Otter ist freundlich und friedfertig, wie andererseits kein Vogel Gift bereitet, kein Schaf jemals zur reißenden Bestie wird. Der Charakter des Tieres ist feste Erbeigenschaft. Er trat mit der Schöpfung jenes Lebewesens auf und bildet mit ihm und seiner Lebensweise eine geschlossene Einheit.

Recht verschieden der Mensch! Auch hier prägt zwar der Charakter das Gesicht, auch hier sehen wir sofort einem Menschen an, ob er ein Verbrecher oder ein Gutmütiger, ein Faust oder Mephisto ist. Aber die verschiedenen Charaktereigenschaften betreffen doch eben nur die einzige Art oder gar Rasse Mensch. Bei den Tieren ist immer die ganze Art mit allen ihren Angehörigen — in nur geringen Grenzen der Individualität schwankend — bösartig oder gutmütig, feige oder kühn. Der Mensch dagegen hat — ebenso kategorisch als Art betrachtet — alle diese Eigenschaften zur mehr oder weniger freien Verfügung. Gewiß, auch ihm sind sie weitestgehend in der Erbanlage mitgegeben, aber er vermag sie doch durch Erziehung zu lenken, er hat es in der Hand, ob er edel oder gemein

ist, und trägt damit eine ungeheure Verantwortung. Verantwortung vor sich selber? Auch! Aber in erster Linie doch vor Gott, den er als richtenden Maßstab im Herzen trägt. Den Tieren ist es eingegeben, wie sie sich zu verhalten haben. Je mehr der Instinkt, eine angeborene feste Verhaltensweise vorherrscht, desto sicherer muß ein Tier in seinem Betragen sein. Bei höheren Lebewesen gibt es auch einsichtige Handlungen, aber diese stehen doch immer in engem Bezug zu dem angeborenen Wesen. Der Mensch hingegen hat nur wenige Instinkthandlungen: so zum Beispiel das Auffinden der Mutterbrust beim Säugling, und der Saugakt wird gleich richtig durchgeführt. Je weiter wir uns von der Natur entfernt haben, je mehr Kultur und Zivilisation unsere „Natur" ersetzen, desto mehr verlieren wir die Instinktsicherheit in der Beurteilung einer Gefahrenlage, der Genießbarkeit oder Giftigkeit eines Krautes, der einzuschlagenden Wegrichtung usw. Auch hier beginnt die eigene Verantwortung immer mehr zu wachsen, so daß es zum Wesenszug der menschlichen Entwicklung gehört, sich zu verselbständigen und die Gesetze erst zu finden (Entstehung der Wissenschaft erst bei Kulturvölkern), nach denen sich das Leben zu richten hat. Bei den Tieren und auch noch weitgehend bei den Naturvölkern sorgt die Auslese ganz von selbst für die Erhaltung des Tüchtigen und Fortpflanzungswürdigen. Wir aber, die wir durch Hygiene und Medizin auch Schwächliches am Leben erhalten können, müssen erst in der Natur studieren, wie sie es macht, und dann die Gesetze auf uns übertragen.

Ob nun etwas angeboren oder durch Eindringen in die Natur wissenschaftlich erkannt, ob die Lebensgesetzlichkeit religiös oder im „heidnischen Tabu" gewahrt wird, das ist im Endziel das gleiche. Genau so der Charakter: Wir finden im Tierreich wirklich Eigenschaften, die wir — weil wir sie vom ethischen Standpunkt aus beurteilen dürfen — dem Charakter zuschreiben. Und das Interessanteste ist, daß der Mensch tatsächlich alle jene Strebungen und Wesenszüge an sich selber kennt, die er im Tierreich immer wieder findet. Das legt nun den Gedanken nahe, daß in den Menschen — durch die gewaltige stammesgeschichtliche Entwicklung — wirklich alle jene Eigenschaften eingegangen sind, die die Natur beherrschen und die sich dort artmäßig in den verschiedensten Tierarten festgesetzt haben. Man kann das Bild auch so fassen, daß man den Menschen als ein Kompendium der Natur betrachtet, als eine zusammengeraffte Natur, in der die kosmischen und Lebensgesetze zur einzigartigen Einheit gepackt wurden. Der Mensch steht in der Tat der Gesamtnatur, insbesondere dem Tierreich gegenüber als ein „Sammelwerk". Was im Tierreich artenmäßig verteilt und ausgeprägt ist, das ist beim Menschengeschlecht nur auf die Individuen gesammelt. Der volkstümliche naive Blick hat diese Weisheit längst vor aller Wissenschaft erfaßt, denn das Volk spricht vom Menschen in Tiervergleichen, es erkennt, daß der eine im Charakter einem Löwen entspricht, der andere aber einem Esel, einem Bullen oder

einer Schlange. Wahrhaftig, die Vielfalt im menschlichen Wesen ist im gesamten Tierreich ausgebreitet, und das allein ist ja auch die natürliche und organisch begründete Möglichkeit, daß wir es wagen können, in das Tierwesen einzudringen. So fremd uns auch die Hundewelt, die Lebensweise eines Krebses gar erscheinen mögen: irgendwie sind wir den Tieren doch auch seelisch verwandt, wie leiblich durch unseren Körper, der ja seine tierischste Ausprägung im Zerrbild des Menschen, dem Menschenaffen, findet.

So nahe stehen wir den Tieren und doch eben himmelweit und grundsätzlich von ihnen geschieden durch die Verantwortung, die wir über uns tragen. Diese Verantwortung ist Schicksal, Menschenlos — und sie ist schön! Welches Vertrauen muß uns der Schöpfer gegeben haben, daß wir uns selbst, wenn auch in Grenzen, erkennen können, daß in uns das Streben und Wollen der Natur zu einer Höhe gelangte, von der aus wir es wie in einem Kristallspiegel selbst zu erkennen vermögen. Die Gesamtnatur fand in uns ihre Erfüllung. Die Gesetze, die die wunderbaren Gestalten der Kristalle prägten, finden im Menschen durch die Symmetrie und verschiedene Elemente des Grundbauplans ihre Wiederholung; das Werden in der Zeit, wie es das pflanzliche Wachstum symbolisiert, ist auch in uns wieder erstanden, denn der Mensch richtete sich auf vom Erdboden und ragt mit dem Scheitel zum Himmel; sein Wachstum ist zwar begrenzt, aber es führt in die Höhe wie bei der Pflanze, die aus dunklen Erdentiefen zur Fülle des Lichts emporstrebt, das ihr das Leben erst ermöglicht. Und der Geist, der in den wunderbar weisen Verhaltensformen der Tiere, in den Bauten der Ameisen, im Staat der Bienen — den Tieren unbewußt eingegeben — waltet, dieser Geist wird in uns frei und gelangt zur schöpferischen, zur selbstschöpferischen Höhe. Dann ist es kein Wunder mehr, daß auch unsere Technik dieselben Gesetze verwendet, welche die Natur bei Tieren und Pflanzen hatte walten lassen, dann ist es nicht mehr sonderbar, wie wir in der Kunst dieselben inneren Gesetze der Harmonie zum Ausdruck bringen, die auch in der Natur herrschen. Nur kopieren wir sie nicht einfach, sondern wir ergreifen sie an ihrer Wurzel, um selbständig und neu zu schaffen, wohl im Sinne der Natur, im Sinne Gottes, der die Natur erschuf, aber doch der Natur selbständig gegenüberstehend. Und wie Gestalt im Raum, Wachstum in der Zeit, Geist im Schöpferischen in der Natur wie im Menschen ihren Niederschlag fanden, so auch die Seele mit ihren Prägungen zwischen den Urpolen Gut und Schlecht, zwischen Göttlichem und Dämonie.

Das ist wahre, eines Deutschen würdige, organische Weltanschauung, wenn wir uns nicht hoch erhaben und vom Tier durch himmelweite Klüfte geschieden dünken, wenn wir aber andererseits uns auch nicht nur als Endglieder einer langen Stammbaumreihe auffassen, als umgebildete Menschenaffen; sondern wenn wir sehen, wie der Mensch im ganzen der Natur als Gesamtheit gegenübersteht, um sie in ihren eigentlichsten Gesetzen einmalig zu erfüllen.

Weder krank noch gesund!

Von Dr. med. E. Funk

Unter einem Kranken pflegt man sich einen Bettlägerigen vorzustellen, unter dem Gesunden einen Menschen im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte, wobei der erste von Schmerzen geplagt, letzterer völlig beschwerdefrei gedacht wird. In Wahrheit gibt es eine Reihe von Gesundheitszuständen, die weder mit dem Bilde des Kranken noch mit dem des völlig Gesunden in Uebereinstimmung stehen. Ueberhaupt dürfte, medizinisch gesehen, der absolut Gesunde unter älteren Menschen eine Seltenheit sein; als gesund pflegt man im allgemeinen daher schon diejenigen anzusehen, die mehr oder weniger beschwerdefrei ihrer täglichen Arbeit nachgehen können, ohne sich hierbei häufiger in ärztliche Behandlung begeben zu müssen. Für den Alltagsgebrauch mag diese Unterscheidung zwischen gesund und krank durchaus ausreichend sein. Aerztlich gesehen, ist sie mehr oder weniger zu bedauern und daher abzustellen. Denn gerade hierdurch wird eine der schönsten und aussichtsreichsten Aufgaben des Arztes, nämlich die Vorbeugung, die Verhinderung einer sich anbahnenden Krankheit vielfach verhindert. Krankheitsanfänge pflegen in den meisten Fällen ja nur so geringe Beschwerden zu verursachen, daß man wegen solcher Kleinigkeiten nicht zum Arzt gehen möchte. Man wartet so lange, bis die Beschwerden sehr groß sind, daß es unter Umständen für eine schnelle Heilung zu spät ist...

Noch ungünstiger macht sich diese Einstellung bemerkbar, wenn der Arzt durch eine länger dauernde Behandlung die Beschwerde endlich beseitigt hat, ohne die Kranken deshalb schon als völlig gesund entlassen zu können. Sie gehen dann ihrem Arzte vielfach aus dem Wege, meinen, daß sie sich nun wieder etwas zumuten könnten, und kehren erst dann reuevoll in die vernachlässigte Behandlung zurück, wenn ihre Beschwerden die frühere Schwere erreicht haben und der Arzt mit ihnen wieder ganz von vorn beginnen muß. Ganz besonders trifft dies leider bei zahlreichen Menschen zu, die wegen ernsterer, meist chronisch verlaufender Krankheiten in einem Krankenhaus behandelt wurden, dieses beschwerdefrei verlassen haben und nun gar nicht mehr zu ihrem Hausarzt zurückkehren möchten. Sie fühlen sich, ihrem eigenen Befinden nach, völlig wiederhergestellt und schlagen in der Begeisterung über ihre wiedergewonnene Leistungsfähigkeit leider häufig alle Warnungen in den Wind.

Besonders lehrreich ist das Beispiel der Zuckerkrankheit. Ein Mensch, der monatelang Tag für Tag größere Mengen Zucker ausgeschieden hat und dauernd an Gewicht verlor, ist unter Umständen bewußtlos in das Krankenhaus gekommen. Strenge Diät, Insulin und andere Arzneien haben ihn schließlich wieder so weit hergestellt, daß er das frühere Gewicht und sein körperliches

Wohlbefinden zurückgewonnen hat. Er möchte nun auch die erlittene Gehaltseinbuße möglichst schnell einholen. Aber der Kranke selbst stellt den Erfolg seiner Bemühungen schon in dem Augenblick wieder in Frage, in dem er seine Diät nur noch „in der Hauptsache" einhält und die ihm angeratene Beobachtung und Führung durch den Hausarzt vermeidet. Er sieht ebenso wie früher über die ersten Zeichen einer Verschlimmerung so lange hinweg, bis eine neue Krankenhauseinweisung notwendig ist. Denn die Ursache seiner Erkrankung, die der Zuckerkrankheit zugrunde liegende Stoffwechselstörung, hat sich durch die Spitalbehandlung nicht beseitigen lassen. Gebessert hatte sich lediglich das, was man die augenblickliche Stoffwechsellage nennt.

Auch die zahlreichen Fälle von Blutarmut pflegen nach ihrer endlichen Besserung dauernde ärztliche Kontrolle und Behandlung notwendig zu machen.

Nicht minder gilt dies für die weit verbreiteten Kreislaufkrankheiten. Das Herz beispielsweise pflegt sich bei seinem Versagen außerordentlich quälend bemerkbar zu machen. Atemnot, Anschwellen der Beine und unregelmäßiger Herzschlag sind wohl die bekanntesten. Sie gehen bei einer entsprechenden Behandlung — mit Herzmitteln, Diät, Einschränkung der Trinkmenge — fast immer in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder vorüber. Der Herzkranke ist praktisch wieder gesund und arbeitsfähig geworden. Sein Herz aber trägt noch die Narben der überstandenen Erkrankung. Die Erweiterung seiner Kammern, der Klappenfehler, sind, wie man zu sagen pflegt, lediglich einem Ausgleich zugeführt, nicht aber völlig wieder beseitigt worden. Die Voraussetzung bleibender Gesundheit besteht in der Erhaltung dieses Ausgleiches. Dies ist aber nur dann möglich, wenn dem Herzen weiterhin seine Arbeit erleichtert wird. Einhaltung der vorgeschriebenen salzlosen Diät, peinlichste Anwendung der verordneten Herzmittel sind die Bedingungen. Erfüllt man sie nicht, glaubt man, dem Hausarzt aus dem Weg gehen zu müssen, weil man sich nur ungern an seine Krankheit erinnert sieht, so geschieht diese Erinnerung durch das Herz, dessen Methoden dann alles andere als erfreulich sind.

Aber auch für die leichteren Erkrankungen von Magen, Darm oder Galle gelten diese Gesichtspunkte. Magenschleimhautentzündungen beispielsweise pflegen sich nur deshalb zu wiederholen, weil sich die Menschen über alle Diätvorschriften leichtsinnig hinwegsetzen, die ihnen während des Krankenlagers anerzogene Ruhe beim Essen aufgeben und somit ihre alten Fehler zu neuen Krankheitsursachen werden. Auch das Entstehen von Gallensteinen könnte mancher Mensch unmöglich machen, wenn er sich nach einer einmal überstandenen Gallenblasenkrankheit regelmäßig beobachten ließe, ehe ihn wiederholte Koliken zum Arzt jagen.

So müssen, ärztlich gesehen, gerade jene Zustände als besonders bedeutungsvoll bezeichnet werden, die weder als Krankheit noch als Gesundheit anzusehen sind.

Dem Tschma lungma entgegen!

Erlebnis von E. L. v. Brandt

Wir waren in Kalkutta, der Hauptstadt Indiens. Langsam fuhr ich durch die Straßen. War ich wirklich in Indien? Englische Denkmäler und Bankhäuser, ein europäisches Geschäftsviertel mit meist englischen Läden. Englische Festungen, britisches Militär. Elegante Damen und Herren mit jener herablassenden Haltung, die Engländern in ihren Dominien eigen zu sein pflegt. In stillen armseligen Straßen aber spielte sich das Eingeborenendasein ab. Nirgendwo auf meiner sechsmonatigen indischen Studienreise habe ich die Willkürherrschaft Großbritanniens über das einheimische Volk so schmerzlich empfunden wie gerade in Kalkutta.

Wie eine Befreiung von seelischer Bedrückung begrüßte ich am nächsten Frühmorgen meine Abreise nach Dardschiling (Darjiiling), dem berühmten Luftkurort auf den Vorbergen des Himalaja. Von dort aus wollte ich die höchsten Berge der Erde sehen, den 8840 Meter hohen Mount Everest und den Kintschindschinga, der 8600 Meter emporragt.

Die schmalspurige Gebirgsbahn setzt sich in Bewegung. Der Horizont verliert seine fahle Dämmerungsbläße und rötet sich leicht. Rubinfarbene Schleier breiten sich über Reisfelder und Obstpflanzungen. Gedämpft klingen Vogelstimmen aus der Ferne herüber. Die Sonne bricht hervor. Wir steigen. Die Luft ist klar und rein. Wir fahren durch die bengalische Ebene, vorüber an Dschungeln, niedrigen breiten Sträuchern, undurchdringlich, alles verbergend, was in ihnen lebt und kämpft. Tiere treten hervor, mißtrauisch umherspähend. Noch ehe wir feststellen können, ob es Tiger, Büffel oder Zebus sind, verschwinden sie im Dickicht. Es ist still. Nur unsere kleine Lokomotive schnauft in mühevoller Arbeit. Weiter! Höher! Affen spielen miteinander in heißer Sonne, von Ast zu Ast springend. Fast betäubend ist der Duft der Mimosen. Ein Bambuswäldchen. Adler fliegen auf, verlieren sich im Aether. Banyanbäume breiten mächtige Zweige aus, Götterarmen gleich. Andächtig beten Pilger im Schatten. Ein Hain von Gummibäumen. Strahlend grün erglänzen ihre langen steifen Blätter in der flimmernden Sonne. Akazien, Feigen, Maulbeeren. Steil fährt unser Zug bergan. 5500 Fuß über der Meeresfläche. Blühende Mandelbäume, knospende Pfirsiche. Rebhühner in Scharen. Kastanien und Eichen. Riesen-Baumfarne. Dichte dunkle Sträucher, Teeplantagen. Ein Ruck, ein anderes Gleis. Wir sind am Ziel.

Meine Erwartung, die Giganten des Himalaja sofort nach Eintreffen in Dardschiling zu sehen, erfüllt sich nicht. Schwere Wolken hängen danieder. Frei aber ist die Aussicht auf die Villenstadt, die Residenz des Gouverneurs von Kalkutta. Hohe Zypressen

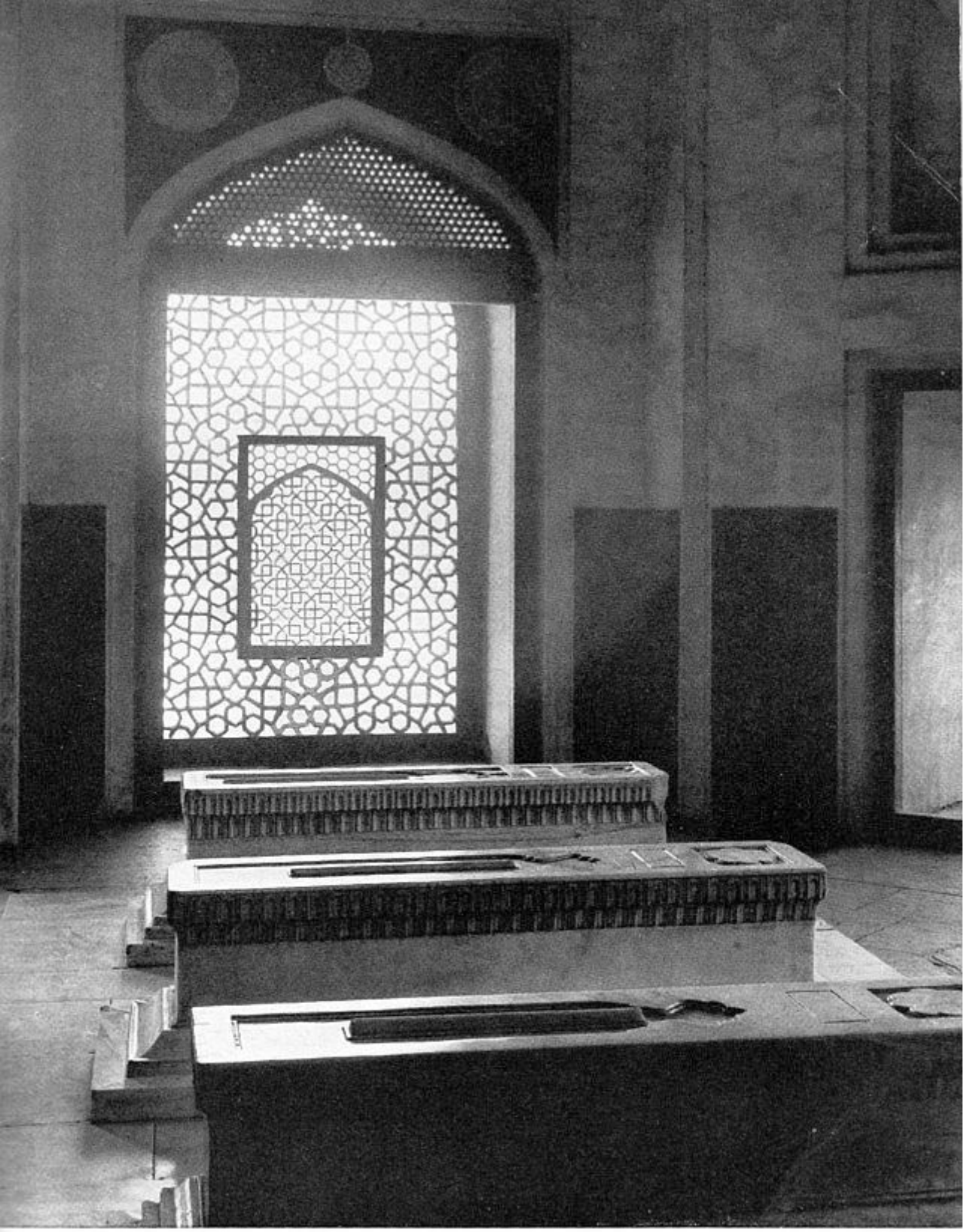
wechseln mit blühendem Rhododendron. Den botanischen Garten füllt ganz die seltsame herbe Flora des Himalaja. Im malerischen tibetischen Dorf Bhutia Basti betrachten wir den buddhistischen Tempel mit den neun Gebetsmühlen. Die einheimische Bevölkerung zeigt schon den Typus des nahen Tibet, ein starkknochiges breites Gesicht von gelblicher Farbe, jedoch durch die kräftige Bergluft etwas belebt; der Körper ist breit und groß, die Brust etwas eingefallen.

Die Tage gehen hin. Ich habe von den Bergen noch immer nichts gesehen. Es regnet fast ununterbrochen. Das kleine Feuer im Kamin brennt schlecht. Der Sonntag kommt heran. Ich benutze den Vormittag, um mir den Bazar anzusehen. Den indischen und tibetischen Schmuck der Frauen habe ich schon öfter rühmen hören. Und dann sehe ich sie: Lange goldene Ohrgehänge, ziseliert und mit Türkisen verziert; silberne Ketten, in immer länger werdenden Reihen aneinander geschmiedet; silberne Spangen und Armbänder. Händler bieten kostbare Felle und Teppiche feil.

Dardschiling liegt, wie gewöhnlich, im Nebelregen. Plötzlich um die Mittagsstunde öffnet sich die graue Wolkenwand hoch droben. Massive Schneeberge, Gletscher zeigen sich, an ihrer einen Seite der Kintschindschinga — eine Eisstadt aus Märchenland. Dieses Erlebnis hat in uns die Sehnsucht geweckt. Wir wollen dem höchsten Berg der Welt näher sein, und wir beschließen, am nächsten Morgen nach Tiger Hall zu reiten, das fünfhundert Meter höher liegt.

Es ist drei Stunden nach Mitternacht, als wir aufbrechen. Zwei Eingeborene begleiten uns. Der eine geht mit einer Laterne voran, denn es ist noch stockfinster. Der andere läuft hinter den Pferden her, die im Schritt traben. Wir sind voll gespannter Erwartung. Man hatte uns gesagt, daß wir vom Mount Everest nicht viel sehen würden, da er nur von Tibet aus völlig sichtbar sei, also von einem Lande, das fremden Reisenden verschlossen ist. Der Mount Everest, den französische Jesuiten aus China entdeckt haben, trägt seinen Namen merkwürdigerweise nach einem englischen Beamten, der einst die Landesvermessung in Bengalen leitete, den Bergriesen jedoch niemals gesehen hat. Die ursprüngliche tibetische Benennung ist schöner und sinnvoller: „Göttin-Mutter des Landes — Tschomolungma." Die Worte kennzeichnen die Verehrung der Tibeter für ihre heiligen Berge.

Die Dämmerung weicht. Unvergleichlich weiß und rein schimmern die Berge im erwachenden Morgen. Mehr und mehr treten sie hervor. Der Mount Everest ist durch seine Nachbarn halb verdeckt. Er sieht fast unscheinbar aus. Man gewahrt nur ein Zipfelchen von ihm. Aber dann wird uns ein gnadenreicher Augenblick zuteil: Den Kintschindschinga trifft, so hoch wie wir ihn erblicken können, der erste Sonnenstrahl. In wenigen Minuten senkt er sich tiefer und tiefer über das ganze Eismärchen, eine Stadt aus reinstem Golde schaffend, in ihrer Mitte einen Dom, urriesenhaft, von übernatürlicher Schönheit!



Mauſoleum des Mogul-Kaiſers Humayan, ſeiner Schweſter und ſeiner Lieblingsfrau, errichtet 1572 in Delhi von ſeinem Sohn Akbar

Grab des Vaters – Thron des Sohnes

Dieser Pfeiler im Palast von Fatschpur Sikri trug den Thron „Akbars des Großen"

Menschen am Fluß

Erzählung von O. F. Heinrich

Als Kind schon hatte Kristina an den schillernden Wassern gestanden, am Fluß, der die unermeßlichen Wälder mit dem fernen Meer verband. Die Wälder kannte sie, waren sie doch nichts anderes als das große, dunkle Haus der Heimat, das Raum genug gab für viele Jahre und manchmal für ein ganzes Leben. Später, als dann die Flößer dem jungen Mädchen zuwinkten, so oft es am Ufer entlangschritt, war der Fluß vertrauter Freund ihrer Gedanken. Denn weit hinab wanderte ihr Sinnen, langsam wie der Strom, der die Wälder verläßt und das Meer sucht, unaufhörlich einer geheimen Macht folgend.

In die Stadt war sie nur einmal gekommen, als ihre Schwester heiratete, sonst eigentlich nur immer nach dem kleinen Marktflecken, wo sich Holzfäller, Fischer und Flößer mit Handelsleuten trafen. Das Haus des Vaters, der hoch droben in den Bergwäldern Holz schlug und oft tagelang wegblieb, betreute sie nach dem Tode der Mutter ebenso gut, wie die viel zu früh Verstorbene es getan hatte. Wenigstens sagten es die Leute, die Kristina von Kind auf kannten.

Sie wunderten sich, als Sven eines Tages das Haus Arne Bergrens betrat und hernach öfter mit dem jungen Mädchen am Ufer saß. Von den Städten im Süden des Landes erzählte Sven. Die Leute aber meinten, er sei nicht ihres Schlages, er sei ein Unruhiger, auf den kein rechter Verlaß ist, und Arne Bergrens Tochter wohl zu schade für ihn.

Kristina dagegen lauschte dem Klang seiner Worte, denn zu Sven gehörte die Sehnsucht nach der Ferne wie das nächtliche Rauschen zum Wald, jene gewaltigen Stimmen, die irgendwoher kamen und die ewige Melodie des Flusses begleiteten.

Wie Sven gekommen war, so blieb er nach einem langen Sommer weg, das nächste Jahr und viele andere hinterher. Den Leuten war es recht, sie behandelten ihn wie einen Abtrünnigen und sahen es lieber, daß er nichts mehr von sich hören ließ.

Kristina verstand ihn. Wenn sie dennoch wartete, so geschah es ohne brennenden Schmerz. Es war ein zielloses Warten, denn Sven hatte auf seltene Art von ihr Abschied genommen. „Ich werde an einem frühen Morgen weggehen, ohne dir etwas zu sagen. Dann will ich kein Versprechen mitnehmen und auch keins geben. Aber fort muß ich, glaub es mir!“

So war es auch geschehen. Kristina schwieg auf alle Fragen, mit denen die Leute sie in ihrer ein wenig neugierigen Art trösten wollten. Und Jahre darauf versprach sie mit stummem Mund Einar Larsson, dem Flößer, ihm eine gute Frau zu sein. Einar, der von Sven nur so viel wußte wie die anderen auch, war es genug. Er gehörte zum

Wald und zum Fluß und freute sich, wie Kristina seinen schweren Alltag umsorgte. Trotzdem entging es dem wachen Auge des Flößers nicht, daß seine Frau den Blick ins Weite gehen ließ, wenn sie abends vor dem Haus redeten. Das eine Mal hatte er gefragt, was sie habe, und als sie lächelnd den Kopf senkte, einen Augenblick nachher sogar dankbar zu ihm aufschaute, meinte er rasch noch: „Ich kann dir doch helfen, Kristina? ... Wenn du willst", setzte er mühsam hinzu.

Sie sah auf seine Hand, die auf ihrem Knie lag, und dachte daran, wie behutsam die grobe Flößerhand vor Monaten noch ihr Haar berührt hatte. Warum tat er es seither nicht? Spürte er ihr geheimes Sehnen, wenn der Strom der Küste zurauschte und der Wind dieses Lied zum Haus emportrug? —

Als Sven plötzlich im Dorf auftauchte, erschrak Kristina. Einar tat so, als habe er längst damit gerechnet, daß es den Unruhigen zurückwehen würde. Die Leute indes glaubten, es sei ihm in der Fremde schlecht ergangen, weil er so mir nichts, dir nichts wieder da sei. Das war der erste Gedanke, als sie ihn sahen; der zweite galt Einar Larssons Frau.

Sven mied das Haus am Walde. Vielleicht wäre es gescheiter gewesen, hinaufzugehen und den beiden zu erzählen, wie es draußen in der Welt aussieht. Doch Sven blieb am Ufer unten, half den Flößern, zog auch mit den Holzschlägern in die Berge. Und doch schlich sich mit ihm eine Unruhe unter die Menschen am Fluß, die ja Kristina und Sven von früher her kannten.

War Einar ein, zwei Tage unterwegs gewesen und stelzte er mit seinen langen Beinen hinauf zum Haus, so sprach keiner zu ihm darüber. Aber es wagte auch niemand, Sven zu fragen, was ihn denn zurückgerufen habe; die Welt da draußen sei wahrhaftig weit genug. Fast nahmen sie es Einar übel, daß er sich von den Holzhändlern für länger als einen Tag verpflichten ließ und sein Floß gar so weit stromab steuerte, anstatt am nächsten Stapelplatz Feierabend zu machen und umzukehren. Ob denn das nötig sei? Vergebens bat ihn Kristina darum, ja, nach den letzten schweren Wettern holte sie sich sogar die aufgeregten Wasser zu Bundesgenossen: „Einar, weiter unten weißt du noch nicht so Bescheid wie hier oben!" Das sagte sie ihm, wenn die Wälder stöhnten und der Strom die Stämme krachend gegeneinanderhetzte.

„Als ob du nicht wüßtest, daß ich mit dem da unten allemal fertig geworden bin", erwiderte Einar mit gleichgültigem Blick auf den Fluß. „Morgen fährt übrigens Sven mit. Er hat mich darum gebeten. Es ist ihm langweilig in unserer Gegend."

„Sven?" fragte Kristina, die hinter ihrem Manne stand.

Einar wandte sich nicht um, sondern nickte nur. Nach einer geraumen Zeit meinte er, Svens Wunsch käme ihm gelegen, denn im Hafen warteten die Schiffe schon eine halbe Woche auf Fracht, es sei endlich Zeit, Holz hinunterzubringen, soviel wie irgend möglich, hätten die Reeder sagen lassen. — Es werde schon alles gut ausgehen.

Kristina war die Angst mühelos am Gesicht abzulesen.

„Warte doch noch einen Tag", sagte sie leise, „das Wetter ist jetzt zu wild."

„Ich habe es versprochen."

Am selben Abend lief Kristina hinunter zum Fluß. „Ihr dürft nicht fahren", rief sie Sven entgegen, bevor sie ihm noch die Hand reichte, „übermorgen schon eher."

„Kommst du doch einmal zu mir?"

„Sven, weshalb willst du auf Einars Floß? Nächste Woche fährt Eilif, der nimmt dich gern mit, sicher auch einer von den anderen, die von oben kommen."

„Dein Mann ist ein ausgezeichneter Flößer. Warum soll ich nicht mit ihm fahren? Und mein Leben ist mir immerhin etwas wert, auch jetzt noch", gab er zurück.

Wie Sven redete! Mit ganz anderen Worten als früher. Kristina löste die Hand, die Sven festhalten wollte, und schaute ihn mit ihren klaren Augen an. Sven wurde gewahr, wie sie mehr sah als nur sein Gesicht, wie sie seine Gedanken suchte, die damals unstet gewesen sein mochten, aber doch so, daß man sie greifen konnte.

Sie unterhielten sich, doch es war nur ein sprunghaftes Hin und Her.

„Was willst du eigentlich von Einar?" fragte sie mit einem Male.

„Daß er mich mitnehmen soll, weiter nichts. — Um wen sorgst du dich nun mehr? Mir kannst du es ja sagen."

„Um euch beide", erwiderte Kristina ruhig.

Das sei für ihn zu wenig, meinte Sven und warf unwillig einen Stein ins Wasser. Nun war es heraus, nun wußte sie es. Oder erriet sie noch mehr? Daß ihm die wilden Wasser gerade recht kamen, je schäumender desto besser, denn auf dem Wege zum Hafen hinunter würden sie das Floß schon tanzen lehren. So weit fanden seine Gedanken einen halbwegs geordneten Pfad. Was sich dahinter verbarg, mündete in einen bösen Taumel. Sven verwünschte sein Leben. Die Welt hatte ihn betrogen und er sich selber auch, als er damals Kristinas Neigung gegen unklare Hoffnungen eintauschte und fortzog. Sein flatternder Haß, aus dunkler Ungewißheit hervorbrechend, zügellos geisternd, suchte nach einem Halt und erreichte ihn am ehesten bei Einar, dem Kristina nun gehörte.

„Weshalb läufst du weg, was habe ich dir denn getan?" rief er ihr nach. Sie hörte ihn nicht mehr, denn sie war schon weit oben am Haus, als der Wind ihr ein paar Wortfetzen nachwarf.

„Einar!" — Der Mann trat vor die Tür. Er wußte, wo sie gewesen war, saß doch der andere noch unten am Wasser.

„Fahrt allein! Sven taugt nicht zum Flößen. Ich verstehe nicht, daß du ihn mitnehmen willst."

„Wie zerfahren du sprichst!" entgegnete Einar streng. Als er in ihr von Angst überhelltes Gesicht sah, setzte er begütigend hinzu: „Hast du denn gar kein Vertrauen zu mir?"

Das müßte ich dich fragen, dachte die Frau bei sich und fühlte die Wärme seiner Hände auf ihren Schultern. —

Während der zwei Tage, die das Floß unterwegs war, zehrte sie von seinem guten Wort, hörte es immer wieder, draußen vor dem kurzen Wiesenstück, wenn sie die Ziegen melkte, drinnen im Haus, wenn alles ruhig war und nur der Fluß rauschte... Viel später erst erfuhr sie von zwei Flößern, die Einar besuchten, was am Abend des ersten Tages vor sich gegangen war. Denn Einar selber hatte nur berichtet, Sven käme nicht mehr in die Wälder, er habe sich im Hafen anheuern lassen.

„Daran tut er besser", meinte der eine Flößer. „Würde er hier oben..."

Einar schnitt ihm das Wort ab: „Was du sagen willst, Eilif, weiß ich vorweg. Wie dem auch sei, ich glaube daran, daß alle häßlichen Wünsche sich schließlich vor den guten beugen müssen. Vielleicht haben die Wasser das Floß auseinandergerissen. Stark genug waren sie an diesem Abend."

Eilif gab sich nicht zufrieden. „Um so stärker hast du dann die Hölzer gekuppelt, die du führst, aber Sven hast du nicht jede Minute beobachtet!"

Kristina wartete auf Einars Antwort, doch der schüttelte nur den Kopf. Wie so oft in den letzten Tagen mußte er an Sven denken, den er mit unsäglicher Mühe aus dem Strudel lose gegeneinandertreibender Stämme gerissen und so lange festgehalten hatte, bis der Rest des Floßes ans rettende Land gestoßen war.

„Uns hat es den Atem verschlagen, doch vom Ufer aus konnten wir nichts ausrichten", ergänzte mit entschuldigender Geste der andere Flößer.

Einar lächelte. Als ob das alles so wichtig sei! Viel wichtiger schien ihm, daß Sven nun seinen Weg erkannt hatte, und der führte nach solcher Entscheidung nicht mehr in die Wälder zurück, wo Kristina wohnte. So war auch kein Wort des Dankes für Einars Tat gefallen. Es wäre an des Flößers tieferem Erkennen abgeglitten, hatte doch Kristinas Mann in den wenigen Sekunden vor der Fahrt, als sie zusammen am Ufer standen, viel zu lange in Svens unruhig flackernde Augen gesehen, hatte diese Augen immer wieder vor sich gehabt, auch wenn Sven am anderen Ende des Floßes schaffte, als daß er das Geschehnis allein dem zornigen Strom hätte zuschreiben können.

„...und du hast ihn trotzdem gerettet", sagte Kristina ohne jeden äußeren Zusammenhang, mitten in der Nacht, während sie beide wach lagen. Sie tastete nach der Hand ihres Mannes und hielt diese furchtsam und glücklich zugleich.

„Es stand nicht bei mir, war wohl eine Fügung", erwiderte Einar, und das ungewisse Dämmern bannte die Worte lange im Raum, den eine helle Nacht umfloß. „Wäre es anders gekommen, hättest du es schwerer und ich mit dir. So ist alles gut, Kristina."

Der Pfeilschuß

Erzählung von Hermann Eris Busse

Die zwei Brüder Georg und Konrad, Grafen auf der Ulrichsburg und der benachbarten Giersburg im Elsaß, waren unzertrennlich. Sie liebten einander wie selten zwei Brüder. Der ältere, Georg von Ulrichsburg, hatte den jungen Konrad von Giersburg nach dem frühen Tod der Eltern sorgfältig erzogen und betreut und ihn vor allem in Manneszucht und ritterlicher Art unterwiesen, ihm auch alle Künste des Fechtens, Reitens und Jagens beigebracht, bis er mündig war und seine Burg als ein edler Herr bewohnen konnte.

Die Liebe zu gemeinsamem Reiten oder Jagen führte sie jeden Tag schon morgens in der Frühe zusammen. Keiner wollte jemals allein dieser Lust dienen, daher beschlossen sie eines Tages, einander ein Zeichen zu geben, wenn sie ausreiten wollten. Eines tüchtigen Pfeilschusses Weite lagen ihre Schlösser auseinander, wer also zuerst erwachte, sollte seinen Laden öffnen und einen weckenden Pfeil in den Fensterladen des andern jagen.

In der Schlucht zwischen beiden Burgen trafen sie sich dann mit ihrem Gefolge. Die Brüder immer selband, auf weißem Roß der milde Jörg, auf schwarzem Hengst der wilde Konrad, trennten sich selten, selbst im Getümmel hinter flüchtendem Hirsch oder Eber. Es schien auch, als könne keine Frau sie trennen; denn von einer Liebsten des einen oder des andern wußte niemand etwas.

Eines Tages verirrten sich die Brüder im Dickicht des starken, weglosen Waldes, da sie ungestüm der Spur eines alten, wundervollen Hirsches gefolgt waren, der fast weißgrau schien. Der Hirsch entkam jedoch, und seine Jäger hatten ihre Gesellschaft verloren.

Es herrschte große Hitze. Sie stand selbst im sonst so kühlen Wald schwül und schwer, und die beiden Brüder litten unter großem Durst. Sie lauschten, ob nicht ein Quellwasser irgendwo übers Gestein klinge, doch vernahmen sie nichts dergleichen. Lange ritten sie vorwärts. Da die Sonne schon untergegangen war, konnten sie die Richtung nicht feststellen. Um nicht nutzlos umherzureiten mit den ohnedies abgehetzten Rössern, beschlossen sie, unentwegt in der gleichen Richtung sich zu halten; einmal nahm der Wald ein Ende.

Es ging auch nicht lange, da lichtete sich das Dämmer, das bereits im Forst herrschte, und erstaunt aufatmend erkannten die Verirrten, daß sie sich vor ihrem eigenen Städtchen befanden. Sie schienen also lange Zeit im Kreise geritten zu sein.

Vor der Brücke am Wallanger trat ein großes Mädchen aus einem Acker, ländlich geschürzt, so daß man den roten Unterrock unterm Kleid hervorblicken sah, wo die feinen Fesseln des Mädchens in weißen Strümpfen die Blicke auf sich lenkten. Die Schöne sah scheu auf die beiden müd herantrabenden Reiter und trat am Brunnen

vor der Torbrücke schnell seitwärts auf den Rasen, sie vorüberzulassen. Die Brüder hielten jedoch an, nicht nur wegen ihrer anmutigen Erscheinung, sondern um zu trinken und auch die Pferde zu tränken.

Der Aeltere, Georg, tauchte vorsorglich die Hand in das untere Becken des Brunnens, die Kühle des Wassers zu prüfen wegen der Pferde. Es war lau genug, der Brunnen hatte sicher bis vor kurzem noch in der Sonne gelegen.

Konrad aber begann mit dem Mädchen ein Gespräch und erfuhr nur, sie heiße Birgit. Sie lachten miteinander und sahen sich in die Augen, während Jörg gelassen den Pferden zum Trinken half und sich selber labte und wusch. Konrad, der vorhin am meisten über seine ausgedörrte Kehle gejammert hatte, schien an den Durst nicht mehr zu denken, bis die Abendglocke vom Kirchturm beierte und das Mädchen erschrocken eiligst Abschied nahm, um durch das Tor zu kommen, ehrbar, ehe der Abendsegen ausgeläutet hatte.

Verträumt ließ der Junge das Wasser über seine Handgelenke rieseln, trank, schwieg, stieg zu Pferd und ritt hinter dem müden Bruder drein zur guten Herberge, wo sie noch eine Weile in froher Gesellschaft ausruhen und essen wollten.

In der Herberge trafen sie indessen nur den Wirt an, die Gäste seien bereits auf die Ulrichsburg geritten, ehe das Gewitter käme, das ja in der Luft liege seit der Morgenfrühe mit aller Schwüle und Schwere. Die Mücken seien doch stechlustig wie nie.

Der Konrad konnte es nicht lassen, nach der Birgit zu fragen. „Nach der Birgit?" — „Nach der und keiner andern."

Jörg lachte harmlos: „Die hat dir's, scheint mir, angetan."

„Ja, das hat sie."

Der Wirt nahm das Käppchen vom kahlen Kopf und kratzte sich im grauen Haarkranz, der übriggeblieben war.

„Gnädiger Herr, die schlagt euch aus dem Kopf, mit Verlaub. Die Birgit bringt Unglück. Drei ihrer Freier sind schon gestorben. Den einen nahm die Seuche weg, der zweite fiel durchs Tennenloch und brach sich das Genick, den dritten stach ein Betrunkener im Streite nieder. Sie hat was an sich, das Unglück bringt. Die schwarzen Augen zum hellen Haar."

„Und grad die schwarzen Augen, die kann man nicht vergessen", sagte Konrad, benommen vom ungekannten Gefühl der Neigung zu dem Mädchen. Georg legte ihm ein wenig hart die Hand auf die Schulter. „Verlier dich nicht, Bruder, komm, wir müssen hinauf zur Ulrichsburg! Die anderen warten." — „Verliert euch nicht, gnädigster Herr Graf!" murmelte beschwörend der Wirt.

Unterwegs ritten sie wieder dicht beisammen, und die Birgit, des Falkners Tochter, der auch ein Pfeifer gewesen, wurde nicht mehr erwähnt. Sie sprachen von dem seltsamen weißen Hirsch, und daß dies vielleicht kein rechter Hirsch gewesen sei, sondern ein Spuk, ein Gespenst, das irgend ein Unglück bedeute. Konrad lachte.

„Was machst du dir für Grillen, Bruder! Die Schwüle setzt dir zu, dünkt's mich."

Aber auch über seine heitere Seele sprang plötzlich ein Schatten, ohne daß er nennen konnte, was ihn so ernst berührte. Er schwieg wie sein sonst stets schweigsamer Bruder, und sie ritten müd in die laute Burg ein, die von Gästen wimmelte. Es wetterleuchtete von allen Seiten, und die Luft stand ohne Hauch. Die Gäste tilgten aus Riesenhumpen ihren großen Durst. Bald waren auch die Brüder in die allgemeine Fröhlichkeit hineingezogen, sangen und lachten mit.

Das Wetter brütete bis gegen Mitternacht über Burgund und dem Schwarzwald zu gleicher Zeit. Es war, als wolle keines der düsteren Gewölke dem anderen Raum geben, und so hielten sie einander im Gegendruck fest wie zwei gleichstarke, gleichgeartete Heere.

Auf der Ulrichsburg trug sich dann inmitten der fiebernden Gemüter der erste harte Streit zwischen den Brüdern zu. Als nämlich der junge Konrad, bereits ein wenig trunken, wegen eines derben Witzes auflachte und dabei den Kopf in den Nacken warf, geriet er unversehens in den Blick eines Mädchens, das an der Mauer des Burggartens lehnte, hell gewandet im Halbdunkel der Nacht, und ihm schien, es müsse Birgit sein. Er sprang auf und schrie über den Tisch mit den Zechkumpanen hin: „Das sag ich euch, diese Birgit nehm ich mir zum Weib, und müßt ich sie aus der Hölle holen!"

Sie fuchtelten mit den Humpen und schrien dagegen: „Tu das nicht, du weißt nicht, was du redest!" und ähnliche Abmahnungen, aber er lachte nur eigensinnig und wiederholte seinen Schwur.

Da trat Georg vor ihn hin, dicht und Aug in Aug, sagte eindringlich, leise: „Bruder, denk daran, sie ist nicht ebenbürtig. Und dazu in der Leute Mund. Verlier dich nicht!"

Konrad, der in die Ferne starrte, sah, daß das Mädchen an der Mauer wegwehte, als öffne sich im Gestein lautlos eine Tür.

Ein übles Wesen quoll in ihm auf, augenblicksschnell trug es sich dann zu, das unsäglich Düstere, aus satanischem Grund heraufgezuckte alte Unheil. Konrad stürzte sich auf den Bruder, den er plötzlich zu hassen glaubte, und schlug ihm die Faust ins Gesicht, daß er hintenüber taumelte und über den Hocker fiel.

„Immer beherrschst du mich, immer gängelst du mich. Das hab ich satt. Ich bin mein eigener Herr."

Die Gäste hoben den Gestürzten auf, der sich schnell erholte. Ein Teil ermahnte den glühenden Jungen, sich zu mäßigen, und Georg, Herr von Ulrichsburg, weiß im Gesicht, daß es durch das Dämmer leuchtete mit deutlichen Zügen, trat abermals dicht vor den Bruder hin und verfluchte ihn. Er sprach leise und heiser, tief verletzt durch den Undankbaren, dem er die Kindheit behütet, die Jugend geleitet hatte wie ein Vater, und den er vielleicht im Innersten, voll Eifersucht und Furcht, verlassen zu werden, niemandem gönnte.

So standen sich die beiden in blindem Hasse gegenüber, die bisher weithin im Land ein Beispiel der friedlichen Brüder gewesen, und

starrten einander in die fremd gewordenen Gesichter, bis dem Jüngeren plötzlich ein kalter Hauch über die Schultern ging, der ihn vom letzten Schleier des Rausches befreite. Erwacht, sah er ihre gemeinsame Not aus dem Dunkeln wachsen, wie ein Griff nach ihren Herzen, und er fiel dem Bruder um den Hals, bat ihn zu verzeihen und zu vergessen, was er in der Trunkenheit angerichtet.

Und auch Georg bat den Bruder, ihm den Fluch zu verzeihen. Die Gäste traten, still geworden, herzu, nahmen einen letzten Trunk, die Versöhnung zu bekräftigen, dann gingen sie auseinander. Konrad ritt mit den Seinen zur Giersburg. Das Gewitter hing jetzt im Süden gegen die Schweizer Berge, im Osten tagte es bereits. Ein kühler Wind ging dem Morgen zu. Anderntags wollten sie abermals mit dem Gefolge verreiten auf die Suche nach dem hellen Hirzen.

Lange lag der ältere Bruder wach, die böse Stunde überdenkend, ihm war seltsam bang zumut. Er war froh, als der Tag sich in der Burg regte, Pferdewiehern und Hundegebell im Hof ertönten, die Knechte sich zuriefen, Mägde lachten und der große Pfau im Burggarten unter dem Gemäuer seinen heiseren Schrei ausstieß, an den sich der Aberglaube hing, im herrlichen Gefieder des Vogels stecke eine böse Macht und der Pfau bringe vielen Leuten Unglück.

Am Schrei des schillernden Vogels wurde Georg von Ulrichsburg gänzlich wach, sprang aus dem Bett, griff zur Armbrust und legte den Pfeil auf, der Konrad wecken sollte. Er wollte nicht zögern, den Bruder zu wecken, aus Sorge, der könne wähnen, die Versöhnung sei nicht wahrhaftig gewesen. Er sprang zum Laden, stieß ihn auf ... aber da schwirrte es schon von drüben her im Sonnenschein mit blitzender Spitze auf ihn zu ... Georg sah den Tod kommen in Pfeilschnelle, erstarrte vor Entsetzen! Seine Hände, die die Wehr hielten, senkten sich gelähmt, aber ein Schrei, ähnlich dem des Vogels vorhin, eilte gräßlich hinüber zum Fenster der Giersburg, wo Konrad im Banne des Schreckens stand. Auf seinem Gesicht war das Lächeln geblieben, mit dem er den Laden aufgezogen hatte in jugendlichem Ungestüm, den gekränkten Bruder drüben rasch zu wecken, um bald mit ihm wie ehedem vereint zu sein.

Drüben lag die Gestalt des Bruders längst in die Arme seines Dieners und der alten Amme gebettet, als Konrad in atemloser Hast hereinstürmte. Georg öffnete nur noch einmal die Augen, schaute den Bruder traurig an und starb.

Das Jagdgefolge drunten im Burghof wußte jedoch noch nichts von dem Unglück. Der Leibjäger stieß ins Horn, zum Aufbruch mahnend. Da stürzte Konrad aus der Kammer hinab, schwang sich auf sein abgehetztes Roß und schrie der erstaunten Jagdgesellschaft zu: „Die Jagd ist aus, die Grafen sind tot!“

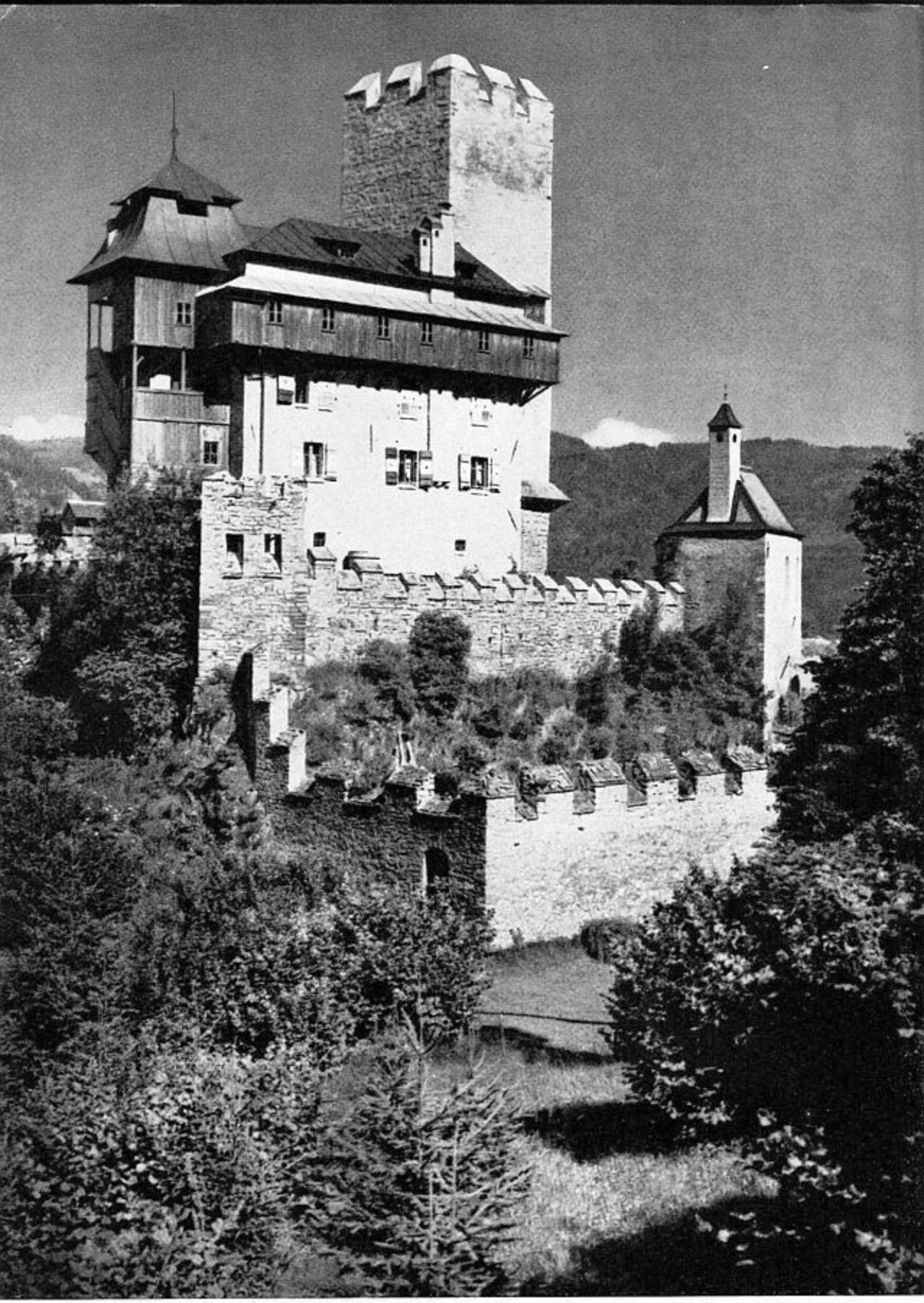
Er ritt wie auf der Flucht, ritt und ritt. Seine Hunde, die ihm gefolgt waren, stürzten hinter ihm drein. Er ritt ohne Rast und Ruh durch den Wald um ihre ehedem so glücklichen Burgen, doch es sah ihn niemand mehr. Er blieb verschwunden.

Aggstein (Niederdonau)

Süddeutsche Burgen

Burg Heimfels im Puſtertal (Tirol)

Feste Lichtenstein in Niederdonau



Die Geiersburg bei Friesach in Kärnten

Liebe im Alter

Von Professor Dr. Erich Franz

Liebe im Alter, Blume im Schnee? Liebe gehört zusammen mit Jugend, wie Wärme mit Feuer, Begeisterung mit Genialität. Aber ist Liebe ein ausschließliches Recht der Jugend? Ist Jugend immer nur die geringe Zahl der Jahre? Ist Alter nur ein Abnehmen, Absinken und Verdämmern? Noch in hohem Alter hat Goethe im „Westöstlichen Diwan" und in der „Marienbader Elegie" wunderbare Zeugnisse einer Liebeskraft gegeben, die durch die Akzente des Alters und der tragischen Entsagung zu unvergleichlicher Höhe gesteigert wird. Auf dunkler Wolkenwand leuchtet der helle Regenbogen: „So sollst du, muntrer Greis, / Dich nicht betrüben! / Sind gleich die Haare weiß, / Doch wirst du lieben." Der frischen Jugend Suleikas, ihren üppigen braunen Locken kann er freilich nichts Aehnliches entgegensetzen, nur eins, das auch dem Alternden nicht mangelt:

„Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna dir hervor..."

Indes Goethe ist ein Ausnahmemensch, ein kraftbegabtes Genie, kein Muster für andere. Wirklich? Sollte in diesem Falle die Ausnahme nicht darin liegen, daß echt Menschliches bei ihm nur stärker und deutlicher hervortritt? Mit Behagen gibt er eine Anekdote weiter: Ein älterer Mann wird getadelt, daß er einem jungen Mädchen den Hof mache. Er erwidert: „Ich habe kein anderes Mittel, mich jung zu halten."

Die Liebe ist immer und unter allen Umständen die Krone des Lebens, ihr Kern und Mittelpunkt. Wo sie dem jungen Menschen fehlt, ist das Leben nicht vollwertig. Aber warum sollte sie unter allen Umständen dem Aelteren versagt bleiben? Weil sie für den unbeteiligten Zuschauer lächerlich wirkt? Den Zuschauer? Jean Paul macht mit Recht geltend: „Da dem gemeinen Menschen eigentlich a l l e Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuschauer und nicht Gegenstand ist, schon in der rechten Blütezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erscheinen, so schreibt er sich desto mehr Recht zu seiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahreszeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft."

Wilhelm Raabe, der den wunderlichen und oft so versteckten Verzweigungen des Liebesstromes liebevoll nachgeht, bietet hier im Kampf mit dem Philistertum seinen Humor auf: „Wie viele treue, besorgte Blicke aus lieben Augen gehen einem verloren, während man auf das Zwinkern, das Schielen und Blinzeln der Welt rundum nur zu genau achtet und sich sein Teil Aerger, Kummer, Sorgen, Verdruß und Verzweiflung daraus holt."

Jakob Grimm hat in seiner vielgerühmten „Rede auf das Alter" — neben all dem Wehmütigen, welches das Alter zweifellos mit sich bringt, — auch auf das innere Reifen des Menschen an Charakter und an Liebesfähigkeit hingewiesen. Mehr als die Jugend empfindet das Alter mit vollem Bewußtsein die Schönheit des Lebens, die Intensität der Farben, das Glück der Gesundheit. Man findet an älteren Leuten, daß sie „schöner werden", „daß der lange Verkehr des durchlaufenden Lebens sie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdrossene Stimmung der Seele hervorgebracht" habe. Und sollte ein solches innerlich lebendiges Alter die Liebe, das Leben des Lebens, entbehren müssen? Wieviel heimliche Kämpfe, wieviel verborgene Tragik gibt es auf diesem Gebiete!

In Börries v. Münchhausens Ballade „Die Aehren des Albertus Magnus" wird die späte Liebe des alten Meisters verherrlicht, dem die junge Nonne begegnet ist. „In achtzigjähr'gen Augen / glänzt auf der runde Edelstein ..." Beide Liebenden sehen klar, aber beide schweigen und tragen das Bild des andern still im Herzen. „Was will ich sonst auf Erden? / Bleib bei mir, du mein spätes Licht!" In das vom Leben durchfurchte Antlitz des großen Gelehrten graben sich nur neue Linien ein:

„Wer kann die Runen kennen in eines Helden Angesicht?
Nur einer kann sie nennen, doch der da oben fragt ihn nicht."

Die verständnisvollsten Bemerkungen über unser Thema finden sich bei Jean Paul: „Die Liebe tröstet und wärmt vielleicht öfter ein altes Herz, als sie sich ausspricht, was auch nicht immer zur Liebe nötig ist. Wer im Alter ganz die Liebe missen kann, der hatte in der Jugend die rechte nicht ... Aber die Liebe wird sich oft verhehlen und einen Teil ihrer Wärme verschämt hinter Kindern und Enkeln verbergen, und die letzte Liebe ist vielleicht so verschämt wie die erste."

Sollte die Liebe des alternden Menschen, der die Macht blühender Sinnlichkeit fehlt, unnatürlich und lächerlich sein? „Warum soll das Liebesleben, das bei den besseren Menschen stets nur geistig, nur mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern schließen dürfen? Ist es denn so lächerlich, wenn dich ein altes Auge seelenvoll anblickt und die Erinnerungen alter Frühlinge erraten läßt? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn sie damit kein anderes Zeichen geben will als dies: Auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir! Denn die Jugend des Geistes ist ewig, und die Ewigkeit ist Jugend."

Vieles muß das Alter entbehren, die einst gewohnte Kraft, die leichte Biegsamkeit oder stete Gesundheit; aber es bleibt doch etwas bestehen. Im Westöstlichen Diwan heißt es:

„Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnesspieles,
Erinnerung des allerliebsten Tandes ...
Nun wüßt ich nicht, was dir Besondres bliebe?
Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!"

Der Major von Kleist

Erzählung von Walter Bauer

Der Marsch währte bis in die Dunkelheit hinein. Dann kam der Befehl zum Lagern; aber zugleich hieß es, es dürften weder die Zelte errichtet noch Feuer angezündet werden. Nun war es gewiß: die Schlacht lag vor ihnen. Die Generale wurden am Abend zum König befohlen; er gab ihnen die Schlachtordnung bekannt, und die Offiziere erhielten die ihnen zukommenden Befehle. Schweigend lagen die Soldaten auf der Erde. Aus den Wiesen schwebte der Duft des Sommers. Unermeßlich kam der Sternenhimmel hervor, wie eine glänzende himmlische Stadt. Der Major Ewald von Kleist löste sich aus dem Kreis der Offiziere und sah die Nacht an. Sie war alles: Leben und Tod, Geburt, Erlöschen. War es nicht so, daß alles Leben auf eine Stunde zulief, in der es sich sammelte, aufglühend in einem alle Dinge eigen erhellenden Licht, so, wie sich die Sonnenstrahlen durch das Brennglas in einem Punkte vereinigen?

Er war es zufrieden, daß er allein war, er hatte sich von allem getrennt, nur zur Armee gehörte er noch, zum König — zur Schlacht. Einen einzigen hätte er gern bei sich gehabt; mit dem hätte er sprechen oder schweigen mögen, wie es sich ergab: Lessing. Im Grunde war Lessing der einzige Mann gewesen unter so viel Schwärmern, Schönrednern, Wichtigtuern auf dem weiten Feld der Literatur. Auch Gleim mußte da zurücktreten — obgleich er ihm verdankte, für Gedichte aufgetan worden zu sein, damals, als er, ein junger Leutnant in Potsdam, schier verzweifelte in der Wiederkehr des gleichen. Er hatte sich wegen einer unsinnigen Liebesgeschichte in ein Duell gestürzt, war verwundet worden und lag allein in seiner Stube. Da trat der junge Gleim, der Hauslehrer beim Obersten, herein, sprach mit ihm, las ihm Gedichte vor, eigene Verse, brachte ihm neue Bücher. So hatte es begonnen, langsam, von ihm selber kaum geglaubt: daß, wenn er einsam durch den Park ging, Wort zu Wort sich fügte — Verse entstanden, und dann war es, nach Jahr und Jahr gleichförmigen Dienstes, ein Bändchen geworden: „Der Frühling." Ein Offizier, der Gedichte schrieb. — Er hatte geschwiegen, um von den Kameraden nicht zu einem heillosen Narren erklärt zu werden. Aber hier und da hatte man von ihm gesprochen, und dann war sein Name in vieler Menschen Mund gewesen, die er verehrte. Damals, im Jahre 1750, war er auf seiner Werbereise durch Süddeutschland bis nach Zürich gekommen. Die Besten hatten ihn willkommen geheißen — ihn, den Dichter vom „Frühling", den Melancholiker mit den ewig wiederkehrenden Wolken im Gemüt.

In dieser Nacht übersah Kleist sein Leben. Er stand unter den Bäumen und hörte die Nacht leise mit den Bäumen flüstern, hörte das Atmen der Soldaten. Lessing — an den dachte er am liebsten.

Als der Krieg ausbrach, war er nicht ins Feld gekommen. Er war Major geworden und leitete das Lazarett in Leipzig. Und da war der junge Lessing gekommen. Kleist war nicht Lessing mit diesem stählern leuchtenden Wesen, er war ein Offizier, der mit sich selber auszumachen hatte, was er seinem Stande und seinen Gedichten zu geben hatte, und den es zuzeiten in Abgründe der Finsternis schleuderte. Lessing hatte ihn erkannt, er hatte ihn auf die Schulter geschlagen, ihn ermutigt —, ihm eigentlich hatte er die „Ode an die preußische Armee" zu verdanken, die seinen Ruhm erhöht hatte. Vielleicht war es gut, ihm noch einmal zu schreiben, ihm das zu sagen — nein, genug mit alledem.

Alles das, Schreiben, Sprechen, führte auf die Dinge zurück, die hinter ihm lagen. Er hatte die Harfe aus den Händen getan. Hatte sie geklungen? War ihr Lied rein gewesen? Man sagte es. Doch jetzt hatte der Degen das Wort. Keine Sehnsucht nach irgend etwas, nicht nach der Frau, die ihm endlich den Abschied geben mußte, weil er nicht weiterzukommen schien als bis zum Leutnant, nicht nach den Freunden, nicht nach einem langen Leben. Gleim, ja, der würde achtzig werden, die ewig Tändelnden wurden so alt. Ihm waren vierundvierzig Jahre genug. Kein Verlangen nach dem Ruhm; nichts. In sich selbst ruhend, frei, leicht — so war ihm zumut.

Gegen zwei Uhr morgens kam der Befehl zum Aufbruch. In völliger Stille nahmen die Abteilungen den für sie im Schlachtplan bestimmten Ort ein. Sonst begrüßte der Ruf der Hähne das Kommen des Lichtes; jetzt ertönten die ersten Schüsse. Als der Morgen sich mit leuchtendem, unzerstörbarem Antlitz über den Wiesen und Hügeln des Oderlandes erhob, begann die Schlacht bei Kunersdorf.

Die Abteilungen, zu denen der Major v. Kleist gehörte, gingen durch den Sumpf vor, der auf den Karten Hühnerfließ genannt war, und warfen die Russen auf Kunersdorf zurück, aber im Talgrunde stießen sie auf russische Verstärkungen, und die feindlichen Batterien begannen ihr Todesspiel. Kleist, nach dem Befehl zu Pferde hinter der vorrückenden Front, sprengte vor, als er den Kommandeur des Regiments nicht mehr sah, und hob den Degen. Er sah die Sonne wie ein trübes Auge durch den flatternden Dunst, die Spitze seines Degens, die plötzlich erglühte, die Gesichter der Soldaten — so frei war ihm, so leicht, er hatte sich in das Meer geworfen, und die Woge hob ihn empor. Plötzlich riß es an seiner rechten Hand, es zuckte in seinem Leib, er sah Blut aus der Hand quellen, und neben sich sah er die hellblaue Fahne, getragen von einem jungen Fähnrich. Er riß den Degen in die linke Hand und flog weiter in einen weiten, offenen Raum, wie ihm schien. Er sah die russischen Geschütze, als seien alle auf ihn gerichtet, er hörte das Brüllen nicht, es trug ihn nur mit einem Male vom Pferde. Mit der linken Hand hing er am Zügel, sein Leib schleifte an der Erde. Dann ließ er den Zügel los und sank hin. Alles nun geschah wie auf einem anderen Stern: das Schreien, Schießen: die Schlacht.

Eisbahn
verboten!

Er fühlte sich emporgehoben und sah drei Soldaten bei sich. Sie trugen ihn aus dem Gefecht, einer lief nach dem Arzt und brachte ihn. „Oh, Sie sind es, Kiehn", sagte Kleist und lächelte, „ich glaube, Ihre Kunst reicht nicht mehr aus."

Der Arzt beugte sich nieder, riß eine Binde hervor — Hüfte und rechtes Bein sind zerschmettert", sagte er. Plötzlich sank der Arzt mit dem Kopf nach vorn, hob sich ein wenig empor, als wollte er nach der Sonne sehen, und brach zusammen. Kleist drehte sich herum. „Kiehn!" rief er, „was ist denn?" Inmitten des wachsenden Getöses verspürte Kleist ein grenzenloses Schweigen, dessen Quell und Mitte der Tote war, und danach versank er in einem glühenden Wirbel. Er sah nicht, was geschah: das Herandröhnen von Laudons Reiterei, das Zurückgehen der Preußen — die Niederlage. Er fühlte sich nur aus einem Abgrund hervorgezogen, und als er die Augen aufschlug, war es Abend. Er sah Kosaken. Sie zerrten ihm die Uniform ab, raubten ihn aus, bis auf die nackte Haut.

In der modrigen Kühle lag er zwischen Wachsein und Fieberflammen bis abends um zehn. Da fanden ihn russische Husaren, hoben ihn auf, brachten ihn an ihr Lagerfeuer. Er spürte die Wärme. Sie gaben ihm Brot und Wasser. Einer stand auf, holte einen Mantel und deckte ihn zu. „Wie steht es?" fragte Kleist. — „Schluß mit euch, Brüderchen", sagte einer, „in acht Tagen sind wir in Berlin." Sie logen nicht. Am Abend der Schlacht war Preußen dem Ende nahe. Er lag am Feuer. Er spürte die Schmerzen — aber sie waren so seltsam fern — wie das Kommen des Morgengrauens, der Aufgang des Lichtes, so strahlend, so jung — ja, das würde immer sein: Beginn und Verlöschen des Lichtes — und das war gut.

Die Husaren brachen auf.

Er wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, da rissen ihn wieder Kosaken empor, zerrten ihm den Mantel weg und ritten weiter. So lag er den ganzen Tag. Die Träume, die ihn überkamen bei offenem Auge, zu bannen, stand nicht in seinem Vermögen. Er wunderte sich, daß er lebte. Er sah die Sonne und dachte: ist das die Sonne? Die Vögel sangen — das kam wie vom obersten Rande des Weltraumes her.

In der Dämmerung wurde Kleist aufgefunden. Er wurde in die Oderstadt ins Haus des Professors Nicolai gebracht. Die letzten Tage glichen einem Strom, er trieb darin immer weiter fort vom Gewesenen und sah die Ufer in einem magischen Licht. Er sah alle, die ihm einst begegnet ... Er sah sie am Ufer stehen, er grüßte sie und trieb vorbei. Was gewesen war, trat zu ihm hin, nannte sich noch einmal, und er sah es an und sagte: Gewesen ...

Im Morgengrauen des 24. August 1759 starb der Major v. Kleist.

Einige Zeit später erhielt auch Lessing die Nachricht vom Tode des Freundes. Er hatte sein dunkles, gefährdetes Leben erkannt, er als einziger. Er hatte gewußt, daß Kleist sterben wollte. Er schrieb an Gleim: „Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen

Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann dasteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — — sehen Sie, manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon; warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich beiseitegemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zuviel tue."

Später rief er den Toten noch einmal an und gab ihn der ganzen Nation ins Gedächtnis für immer. Er nannte ihn Major v. Tellheim. In seinem Stück „Minna von Barnhelm" beschwor er das Wesen seines einzigen Freundes, der mit einem Lächeln, in der Gehaltenheit eines Edelmannes, die Felder seines dunklen Lebens verlassen hatte.

Das Wunderkind

Eine Geschichte von Erich Limmert

Der bekannte Wiener Musiker und Klavierlehrer Czerny besuchte eines Tages Beethoven in seinem Schwarzspanierhaus. Er kam nicht in eigener Sache, sondern wollte den schwer zugänglichen Meister auf das ungewöhnliche Talent eines seiner Schüler, eines elfjährigen Knaben, aufmerksam machen. Aber Beethoven sträubte sich lange, das Wunderkind anzuhören. Sein Lebtag habe er nichts wissen wollen von kindlichen Virtuosen, meinte er. Warum solle da der Schüler Czernys eine Ausnahme bilden? Nur die Beteuerung stimmte ihn schließlich um, daß es für den Knaben von entscheidender Wichtigkeit sei, mit dem Urteil des einzigen und weltberühmten Beethoven in die Welt hinauszuziehen. Mit den Worten: „Also bringen Sie mir in Gottes Namen den Racker!" verabschiedete der Meister den hartnäckigen Gast.

So kam es, daß an einem verlockenden Frühlingstag des Jahres 1823 gegen zehn Uhr morgens ein kleiner Jünger der Kunst zaghaften Herzens das berühmte Schwarzspanierhaus betrat. Sein Lehrer und väterlicher Freund hatte ihn auf dem Wege liebevoll ermutigen müssen. Jetzt, da sie zusammen die Treppen des Hauses emporstiegen, wurde ihnen ordentlich bange. Der Wunderknabe hatte zwar da und dort schon mit Auszeichnung vorgespielt. Ob er aber die Gunst des größten Meisters der Töne erringen werde?

Zögernd klopfte Czerny an die Tür. Da keine Antwort kam, traten die beiden leise ein. In der verstaubten Unordnung des Arbeitszimmers war von Beethoven nichts zu sehen. Welch seltsamer Eindruck ging von diesem Zimmer aus! An den Wänden waren auf einer Stellage viele Bücher und Schriften aufgestapelt. Davor lagen auf einem Kasten mehrere Hörrohre und zwei Saiteninstrumente. Am Fenster stand ein langer Tisch, auf dem ein großes Tintenfaß

inmitten unzähliger Notenblätter hervorlugte. Auch auf den beiden nebeneinander stehenden Klavieren, sogar auf dem Fußboden lagen Skizzenblätter verstreut. Ueber der Klaviatur des einen Flügels war ein merkwürdiges Instrument aufgebaut, einem Souffleurkasten ähnlich. Czerny flüsterte dem Knaben etwas von einem Schallfänger ins Ohr, der dem Schwerhörigen die Töne zu verstärken habe ...

Da trat Beethoven im blauen Rock mit Messingknöpfen und einem weißen Halstuch brummend und gestikulierend aus einem hinteren Gemach. Er schien ungehalten über den Besuch zu sein, denn er fuhr sich aufgeregt durch die grauen wirren Haare und blickte die ungleichen Gäste eine Weile finster an, ehe er festen Schrittes an Czerny herantrat und mit ihm umständlich einige flüchtige Worte mit Hilfe eines Hörrohres wechselte.

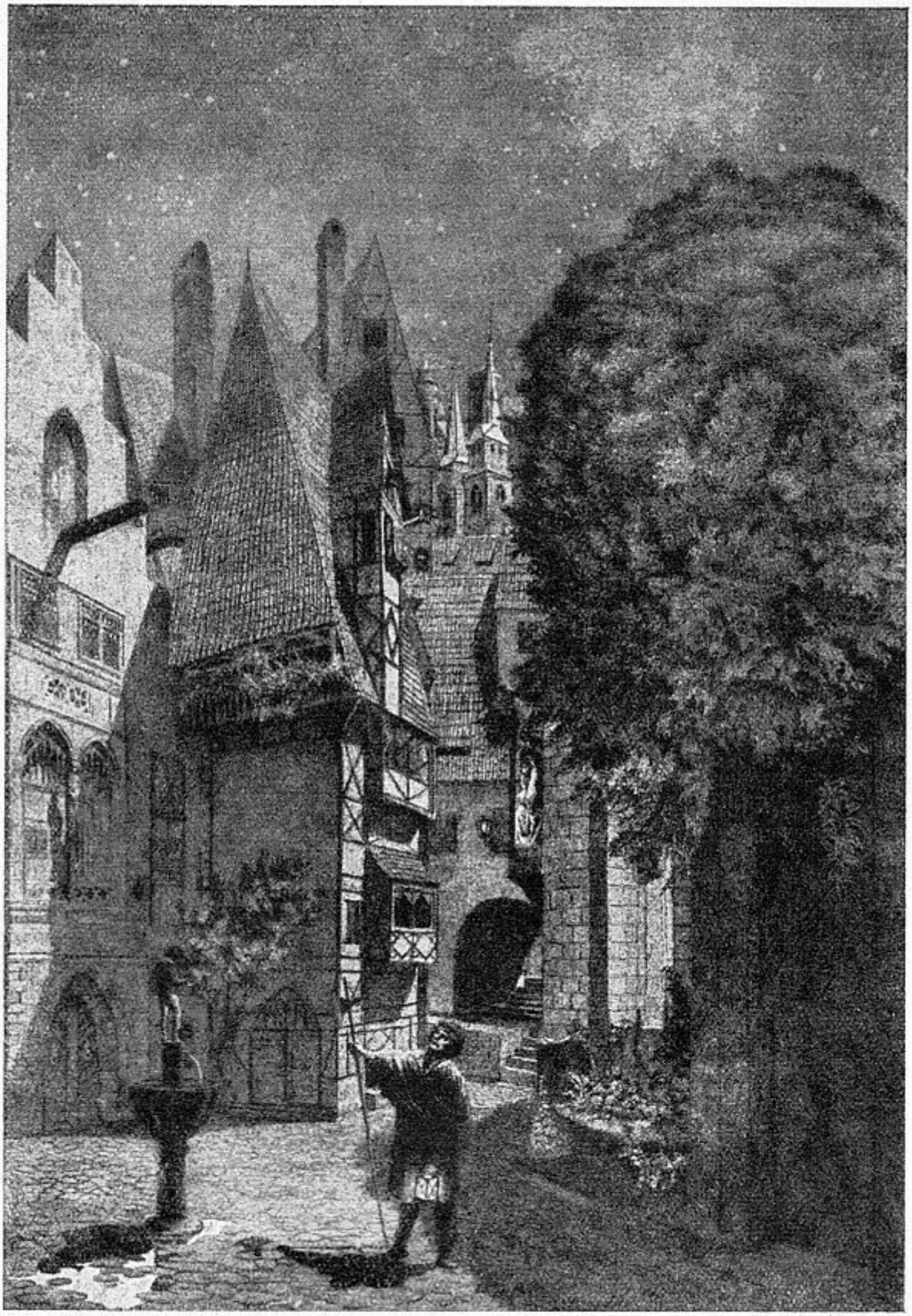
Beethoven hieß die beiden Platz nehmen und setzte sich selbst auf einen altmodisch verzierten Stuhl. Bedrückendes Schweigen lastete sodann im Zimmer.

Da war es an der Zeit, daß der gute alte Czerny seinen Günstling mit ermunterndem Lächeln an den Flügel winkte. Auf dem breitbeinigen, behäbigen Stuhl vor dem großen Instrument nahm sich die zierliche Gestalt des Jungen sonderbar aus. Befangen glitten seine kleinen Finger über die Tasten, als er mit einem Stück von Ries die peinigende Stille durchbrach. Angestrengt horchte Beethoven in sein Hörrohr. Nachdem der kleine Spieler geendet hatte, fragte der Meister ihn sogleich, ob er eine Bachsche Fuge auswendig vortragen könne. Der Knabe rückte zunächst unruhig auf dem Stuhl hin und her, wählte dann aber die zweite Fuge aus dem wohltemperierten Klavier, mit deren graziöser Gemessenheit er sich wohlvertraut zeigte. Nach dem wuchtig erfaßten Orgelpunkt auf dem Ton C setzte er siegessicher den Schlußakkord in die Tasten. Dieser schwebte noch durchs Zimmer, da fragte Beethoven schon wieder, ob er das Stück sogleich in eine andere Tonart zu transponieren verstehe. Auch das brachte der kleine Mann mit erstaunlichem Geschick hinter sich.

Als er nach dem letzten Ton aufblickte, spürte er den dunkelglühenden Blick des verehrten Meisters durchdringend auf sich ruhen. Doch plötzlich glitt ein mildes Lächeln über die düsteren Züge. Beethoven stand auf und kam ganz nahe zu dem Knaben heran, legte ihm die Hand auf den Kopf und fuhr ihm streichelnd mehrmals übers Haar. „Teufelskerl!", so sprach er lebhaft und laut, „was bist du für ein Racker!"

Nun schien dem Knaben erst recht der Mut gekommen zu sein, denn er wagte sogar die kecke Frage, ob er jetzt vom Meister selbst etwas spielen dürfe. Beethoven nickte freundlich. Da musizierte der kleine Virtuose die Soli des Einleitungssatzes zum ersten Klavierkonzert mit einem so inbrünstigen Feuer, wie er bis dahin noch kein anderes Werk vorgetragen hatte.

Nachdem der Knabe die perlenden Läufe mit beinahe verwegener Bravour zum majestätischen Ende geführt hatte, kam Beethoven



Nachtwächterlied in „Meistersinger"

Radierung von Professor Ferdinand Staeger

feierlich auf ihn zu, faßte ihn an beiden Händen, küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Jetzt nenn mir endlich deinen Namen!“

Der Spieler glitt von seinem hohen Klavierstuhl herunter und erwiderte stolz: „Ich heiße Franz Liszt!“

Wie leuchtete Beethovens Antlitz, als er freudig erregt ausrief: „Du hast mir ein großes Vergnügen bereitet. Geh! Du bist ein Glücklicher! Denn du wirst viele andere Menschen beglücken und erfreuen! Es gibt nichts Besseres und Schöneres!“ —

Nach diesem stolzen Erfolg im Schwarzspanierhaus in Wien fuhr der kleine Franz Liszt überglücklichen Herzens nach Paris, wo er kurze Zeit nach dieser denkwürdigen Begegnung das erste Konzert seines Lebens gab.

Vor dem Auftritt

Von Ilse Molzahn

Ein kalter Wind fegt über die Straßen. Der graue Vormittag empfängt mittägliches Licht. Drei einsame Frauengestalten stehen vor einem säulengeschmückten Haus. Unter einer die steinerne Lyra haltenden Göttin leuchtet in goldenen Buchstaben „Beethovensaal“.

Die Frauengestalten eilen fröstelnd über den Hof mit den Müllkästen. Sie stehen vor riesigen Flügeltüren, die geschlossen sind. Sie gelangen auf Umwegen in das düstere Haus, wo Reinemachefrauen werken und nur spärlich an den Treppenabsätzen kleine Lämpchen brennen.

Rote Läufer und samtene Portieren. Hier ein dunkler Saal, durch den man sich mühsam zwischen Stuhlreihen hindurchwindet. Tageslicht dringt durch Vorhangritzen und tastet über einen goldglitzernden Kronleuchter. Hämmern und Pochen. Ein Scheinwerfer fällt plötzlich auf die Orgel im Hintergrund. Sie wird gerade mit schwarzen Tüchern verhängt. Trittleitern werden hin und her geschoben, das Podium wird durch Vorhänge in eine Tanzbühne verwandelt.

Die Frauengestalten stehen sich in einem hellerleuchteten Gang fremd gegenüber. Sie suchen das Künstlerzimmer, sie suchen die junge Tänzerin, die am Abend ihr Debüt hat. Sie muß längst anwesend sein, denn die Generalprobe wurde auf halb zwölf Uhr festgesetzt.

„Wo bleibt sie nur?“

Das Künstlerzimmer ist hell. Ein warmer, gemütlicher, katakombenähnlicher Raum. Rotes Plüschsofa, davor ein Tisch, ein paar Stühle. Ein großer Spiegel, ein Schminktisch, im Hintergrund ein Waschraum und ein Klavier.

Die Künstlerin ist noch nicht da. Zwei Männer schleppen einen riesigen Garderobenständer herein. Eine der Frauen wickelt ein Bügeleisen aus.

„Wo sind die Kostüme? Oda bat mich, daß ich ihre Kostüme noch mal aufbügele." Die Frauen setzen sich. Während die eine nach einem Anschlußschalter für ihr Bügeleisen sucht, sorgfältig den Tisch prüft, ob er als Unterlage zum Plätten der Gewänder zu gebrauchen ist, zieht die andere ein Notizbuch aus der Tasche und öffnet es. Sie kommt von einer Zeitung, möchte dieses und jenes über die junge Tänzerin wissen.

„Haben Sie schon ein Programm? Dann kann ich mir die Reihenfolge der Tänze notieren." — „Nein, die Programme sind noch in der Druckerei." Nun, Oda muß gleich erscheinen. Die Frauen horchen voller Spannung. Da ist sie! Hochgewachsen, den federnden Körper gestreckt, steht sie mit zwei schweren Koffern beladen in der Tür. Unter dem turbanähnlichen Kopftuch quellen die schwarzen Locken hervor. Ihr Gesicht glänzt, sie lächelt mit den Augen, aber über dem ganzen Antlitz liegt Erschöpfung.

Die Frauen nehmen ihr den Koffer ab. „Nein, kein Taxi zu bekommen. Da bin ich zu Fuß gekommen." Odas Stimme ist ruhig, aber ihre Bewegungen sind hastig und nervös. Sie öffnet die Koffer, reißt die Kostüme heraus, hängt sie der Reihenfolge nach eines neben das andere an den großen Ständer. Aber als nun ihr Blick auf die Stoffe fällt, auf den Glanz der Seiden, der bunten Farben, auf golddurchwirkte Tücher, auf Paillettengeglitzer und zuletzt auf die Masken, die sie sorgsam auswickelt, da fallen alle Widrigkeiten und Hemmungen des Alltags von ihr ab, da ist sie wieder die vom Genius beflügelte Tänzerin, die sich bemüht, Gewalt über ihre Nerven zu bekommen, um der Aufgabe willen, zu der sie sich berufen fühlt.

„Sind die Beleuchter fertig? Kann ich anfangen?"

„In einer halben Stunde", ertönt es vom Saal herüber, „uns ist einer krank geworden, es fehlt ein Mann."

Auch das noch. Die Tänzerin ist dem Weinen nahe. Eine der Frauen reicht ihr einen Apfel. Nein, gegessen hat sie noch nichts. Sie beißt mit ihren blitzweißen Zähnen in die Frucht. Kaum hat sie sie hastig verspeist, so kramt sie in ihrer Tasche, sucht Nadel und Faden. Ein Blättchen löste sich von einem silbernen Lorbeerkranz. Sie näht und stichelt. Der Kranz knistert. Inzwischen ist der Klavierspieler gekommen. Er wird auf die Bühne beordert. Oda entkleidet sich. Ihr schlanker brauner Körper zeigt seine feste, federnde Grazie. Weiße Seide umrauscht die nackten Knie. Ein Rokokofestkleid für den ersten Tanz. „Ob ich die weiße Perücke dazu aufsetze?" Alle erklären sich einstimmig für die weiße Perücke.

Oda eilt zum Saal. Die Scheinwerfer sind bereits an Ort und Stelle, aber die Rampenbeleuchtung fehlt noch. Wieder eine Pause. Jemand legt der jungen Tänzerin einen Mantel um die nackten Schultern. Die Frau mit dem Notizbuch beginnt ihr Interview.

„Ich bin in Danzig geboren und habe dreizehn verschiedene Schulen besucht. Zuerst widmete ich mich der Bildhauerei und kam von dort aus zum Tanz. Ich liebe den Tanz mit der Maske. Die

Maske ist undurchdringlich und überpersönlich. In ihrer Starre scheint sie mir besonders geeignet, den Ausdruck der Bewegung, der Geste zu erhöhen und zu vertiefen. Ich arbeite meine Masken selbst. Sie sind zum Teil aus Papiermaché, zum Teil aus Stoff, aus Flitter Tüll oder Spitze."

Hier wird die Tänzerin unterbrochen. Ein Kritiker, der zum Abend nicht erscheinen kann, bittet um Einlaß. „Hat die Probe noch nicht angefangen?" — „Leider nicht." — „Fertig!" tönt es aus dem Saal. Alle springen wie erlöst auf. Der Klavierspieler läßt den Flügel erklingen. Die Frauen eilen in den Saal, die Tänzerin zur Bühne.

Scheinwerfer geistern. Sie tasten über die leeren Stuhlreihen zur Bühne. Der Saal ist noch kalt. Während die Tänzerin vorn an der Rampe steht, klappen Türen. Einzelne Gestalten huschen herein, verteilen sich in dem leeren Raum. Es sind Freunde, Verwandte der zum erstenmal Auftretenden, die es nicht abwarten können und teilnahmsvoll klopfenden Herzens der Generalprobe beizuwohnen wünschen.

Aller Augen sind auf die Bühne gerichtet, wo die Tänzerin mit improvisierten Schritten den Boden prüft, sie sucht den Kontakt zu der abgeschrägten Fläche zu bekommen, streckt die Arme und durcheilt den Raum. Sie muß wissen, wie weit und wie groß dieser ist, und sie sucht die Stellen, die ihr als feste Punkte dienen werden, von denen aus sie die Bewegung steigern kann und zu denen sie zurückkehren wird, wenn der Höhepunkt des Tanzes abklingt.

Derweilen halten die Beleuchter auf den Rängen, wie Erzengel an den vier Ecken des Saales verteilt, die bunten Glasscheiben bereit. Die Kostüme müssen für den Abend „angeleuchtet" werden, je nach Art der Tänze und Stoffe. „Rechts oben, bitte, blau, links unten rot, die Rampe weiß!" ertönt eine helle energische Stimme aus dem Dunkel des Saals. Die Lehrerin und Meisterin der Debütantin ist erschienen und dirigiert ihren Erfahrungen entsprechend mit scharfem Blick, voll Ruhe und Sicherheit das buntgleitende Farbenspiel der Scheinwerfer, in dem sich die Tänzerin bewegt, lichtblind wie ein seidenzarter Schmetterling, der eben sein Kokon verlassen hat.

Die Beleuchter arbeiten. Sie rufen sich gegenseitig die Titel der Tänze zu. „Hast du aufgeschrieben, Willi? Drei: Erscheinung im Dämmerlicht, vier: Verhängnis, fünf: An die Erde." Farblichter schießen auf die Bühne. „Zu hell, zu dunkel, nicht so rot, ja, so kann es bleiben!"

Die festgelegten Beleuchtungseffekte werden notiert, unsere junge Tänzerin hetzt hin und her. Zu ihrer eigentlichen Arbeit kommt sie noch nicht. Da die Beleuchter keine Zeit haben, müssen die Kostüme nacheinander vorgeführt werden. Die Zeit verrinnt. Dennoch halten die wenigen Zuschauer den Atem an. Von der Bühne, auf der nichts anderes geschieht als mühsame Kleinarbeit, geht dennoch eine seltsam beschwingende und beglückende Erhebung aus. Wie eine Blüte

vor der Entfaltung bewegt sich die Künstlerin, die da kommt und geht, einmal rot und einmal blau angestrahlt wird, durch Masken und Kostüme immer neu verwandelt und immer eine andere, bis sie endlich mit einem Aufatmen das Zeichen gibt, daß die Probe beginnen kann, daß das Programm tausendfach durchgespielt und geprobt, nach unendlichen Mühen und Kämpfen zu seiner jetzigen, endgültigen Form gebracht, zum letztenmal vor dem Auftritt in Szene gehen kann.

Es ist ganz still im Saal. Die Beleuchter sind verschwunden. Nüchtern ist der halbe Lichtschein der Kronleuchter, der auf die Bühne fällt. Aber all das kann unserer Tänzerin nichts anhaben. Sie schreitet zwischen den Vorhängen hindurch wie ein junges, sprungbereites Tier, voll gesammelter Kraft, durchglüht von Erwartung, erfüllt von der Aufgabe, für die sie gelebt, gearbeitet, gedarbt, gehungert und gefroren hat.

Und während sie nun tanzt, entrückt sie den Freunden und Verwandten. Sie kennen sie nicht mehr, da sich ihr gewöhnliches Menschsein zu der künstlerischen Leistung erhebt. Da sie ihr eigentliches Reich betritt und voller Eigenwilligkeit, in straffer Führung und leidenschaftlich gelöster Hingabe selig dahintanzt. Und doch ist da noch die Wirklichkeit, in der sachlichen Stimme der Lehrerin: „Liebling, du mußt bei dem letzten Zusammensinken ein wenig näher der Rampe kommen, man sieht dich sonst nur halb, und das stört!"

Letztes Ausfeilen des Programms, und die Probe ist beendet. Die Zuschauer enteilen. Die drei Frauen finden sich im Künstlerzimmer wieder ein. Hier steht die Tänzerin mit hochatmender Brust und schweißglänzender Stirn. Sie hat es geschafft, aber sie kann nicht mehr nach Haus. Es ist so spät geworden, aber sie muß noch eine Stunde schlafen. Nun ist es drei Uhr, und um sechs Uhr beginnt ihr Abend.

Während sie das vorbringt, sind ihre Hände schon wieder voller Tätigkeit. Eine Falte riß, ein Stückchen Saum blieb an einem unbeachteten Nagel hängen. Noch einmal Nadel und Faden, aber die Hände, die da hantieren, zittern.

Eine dringliche Einladung zum Mittagessen wird energisch abgelehnt. „Ich habe noch so viel zu tun. Der Schminkkasten muß ausgepackt werden, das Schminken dauert eine gute Stunde."

Da erbarmt sich eine der Frauen, huscht davon und kommt stolz mit einem Päckchen wieder. „Für den schlimmsten Hunger." Es sind zwei Brötchen und ein paar Scheiben Wurst. Die Tänzerin dankt beglückt. Sie, die eben noch als holde Priesterin Terpsychore diente, beginnt nun aus Tüte und Papier sich ihr kärgliches Mittagessen einzuverleiben.

Danach kehren Glanz und Freude wieder in ihr müdes, abgespanntes Gesicht. Die Freundinnen betten sie auf das Sofa und decken sie vorsorglich zu. Das Licht wird abgeblendet — und nun mag sie schlafen, sich neue Kraft holen für den ersehnten Auftritt.

Münchhausens Erdenleben

Von Paul Otte

Wir haben ein jeder unsern Münchhausen inwendig.
E. G. Kolbenheyer.

Eben jener heimliche Münchhausen, den der gewitzte Menschenkenner Kolbenheyer nach der philosophischen Meditation seiner Novelle „Münchhausen über uns" versteckt in unser aller Brust spuken sieht, scheint es zu sein, der sich das Bild des volkstümlichsten aller Aufschneider auf eigene Faust immer wieder neu zusammenfabuliert. Er scheint sich besonders dagegen zu sträuben, daß gerade der Himmelsstürmer unter den überragenden Flausenmachern dieser Welt auch nur eine Stunde seines Lebens der Erdenschwere des Alltags untertan gewesen sein könnte. Der Münchhausen in uns möchte es nicht wahrhaben, der selbstherrlich Knie und Rücken durchdrückende Reiter auf glatter Kanonenkugel könne seinen Fuß etwa am holperigen Pflaster der Gasse wundgestoßen, der verteufelt geschickte Jäger des Kirschbaumhirsches auch nur ein einziges Mal nicht schärfer noch als ins Schwarze getroffen haben. Freiherr Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen ist so sehr den Zonen des Irdischen entrückt und als legendäre Erscheinung dem Zauberreich des komödialen Spuks einverleibt, daß die Frage nur zu verständlich erscheint: Ist er denn überhaupt leibhaftig über diese Erden gegangen?

Kaum anders läßt sich das aus Skepsis, Neugier und Gruseln wunderlich gemischte Gefühl erklären, das manchen überlaufen mag, der im Weserstädtchen Bodenwerder auf das jäh aus grauer Mauer hervorschießende schmiedeeiserne Schild stößt: Münchhausens Geburtshaus. Weiß auf schwarz erscheinen die beiden Worte: als nicht zu deutelndes Zeichen, die Heimat des „Lügenbarons" nur ja nicht auf dem von ihm so schwärmerisch angehimmelten Monde vermuten zu wollen. Es dürfte nicht viele berühmte Geburts- und Sterbehäuser unter der Sonne geben, auf die mit ähnlich verstohlenem Zwinkern in den Augenwinkeln reagiert würde. Und da liegt es nun: ein grundsolider, kerngesunder Fachwerkbau, der einem stattlichen Pfarramt zum Verwechseln ähnlich sieht. Wo einst ein lackgrüner Schutzwall scharfblättriger Wacholderbüsche dem neugierig hervorquellenden Blick oft genug aufgescheuchter Kleinstadtseelen wehrte, breiten sich heute die farbig lodernden Beete kurparkähnlicher Gartenanlagen aus. Eine wohllöbliche Gemeindeverwaltung hat sich 1936 mit Schreibtischen, Pulten, Schemeln und Akten dort ausgebreitet, wo einst das Sorgenkind einer kleinstädtischen Verwaltungsbehörde als Hausherr über die knarrenden Dielen stolzierte: der Aktenwüterich und Prozeßfanatiker Münchhausen, der unter diesem Dache am 17. Mai 1720 geboren wurde und am 22. Februar 1797 erlöst in die ewigen Jagdgründe davontrottete: 76 Jahre 9 Monate

alt, ohne ehelichen Erben. „Krampf und Schlagfluß" sind in der Sterbeurkunde als Todesursache vermerkt. „Für eine große Leiche ist noch Platz", mußte erst der sehr aufgebrachte Hochgraf in einem geharnischten Amtsbefehl verfügen, um die aufsässige Gemeinde in Kemnade zu bewegen, den „Lügenbaron" in seiner angeblich so überfüllten Familiengruft beizusetzen. „Eine große Leiche?" Leiche eines Großen! Die Kleinen ließen es ihm noch im Tode entgelten, daß er im Leben seinen eigenen Kopf hatte.

Der alternde Münchhausen, der sich verbittert, wortkarg, einsam und leidend, immer mißtrauischer vor der Welt verbarg, der Mann der besten Jahre, der als Edelmann, Landwirt und Jäger heiter seinem Tagewerk und als gastfreier Hausherr seinem Feierabendvergnügen übermütig als Zecher, Plauderkünstler und Improvisator nachging, der Baron als Junge, von dem uns nicht ein einziger Streich zuverlässig überliefert wurde — es ist schon ein lust- und mehr noch leiderfülltes Menschenschicksal, das sich auf dem sorglich von Mauerwerk umfriedeten Schauplatz eines kaum zweitausend Seelen zählenden Städtchens abspielte. Und nicht weniger erstaunlich: die Phantasie braucht nicht sonderlich strapaziert zu werden, sich den nachmünchhausenschen „Zierat" aus dem Städtchen wegzuträumen, es hat sich im Stadtkern kaum verändert in den letzten beiden Jahrhunderten. Wenn in taukühler Frühe der Stellmacher mit rissig brauner Faust Wagenräder vor sein grünes Werkstattor rollt, der blasse Schneider spitz seine Nase aus dem Fenster steckt und die ersten Hausfrauen im Umschlagtuch aus der Tür treten — dann könnte getrost der Baron auf seinem Schimmel vorübersprengen, ohne wie eine Gespenstererscheinung zu wirken.

Fast 77 Jahre währte das Leben Münchhausens — über 60 davon wurden in Bodenwerder zugebracht. Von 1738 bis 1750 stand er als Offizier in russischem Hof- und Kriegsdienst. Durchforscht man dieses Leben nicht nur nach seinen Schatten-, sondern auch nach seinen Lichtseiten, nach seiner glücklichsten Zeit, dann muß wohl beim Jahre 1763 haltgemacht werden: bei der Errichtung der Berggrotte am Hopfenberg, jenes nicht ungraziösen Mauergefüges aus grauem Feldgestein, das als geheimnisumwittertes Münchhausenparadies zu erspüren, zu erfühlen auch dem flüchtigen Passanten ohne Mühe gelingen dürfte. Dort kehrte er den querköpfigen Bürgern seines Städtchens, mit denen ihn vorwiegend zwar allerlei leidige, aber anfangs noch erträgliche juristische Tüfteleien und Streitigkeiten „verbanden", den Rücken, dort zog er genießerisch die geliebten Düfte des Kanasters aus seiner klobigen halblangen Pfeife und der meisterlich gebrauten Feuerzangenbowle ein, sah seinen wenigen Zechkumpanen verheißungsvoll blinzelnd in erwartungsvolle Augen, um sich dann von seinen eigenen Abenteuern, die er mit erregender Plauderkunst zu dramatisieren verstand, im Geistesfluge entführen zu lassen. Was konnte sich mit dem beseligenden Glück dieser phantasiedurchglühten Stunden noch messen? Vielleicht ein halbstündiger

scharfer Ritt zur verräucherten Teufelsmühle, wo er für einen Wacholderschnaps einige kleine Münzen weniger auf die Tischplatte zu klimpern brauchte als auf heimatlichem hannoverschem Boden, vielleicht auch noch eine Jagd mit edelblütigen Hunden und zünftigen Standesgenossen!

Jagd, Reise, Feldzug — das waren die Lebensinhalte der Standesherren der damaligen Zeit. Pferde, Hunde und Waffen konnten sie bis in die letzten Seelenwinkel ausfüllen. Bücher, Dichter, Künstler und Kunstwerke? Es muß ein seltsames Zusammentreffen zwischen Münchhausen und Gottfried August Bürger in Bad Pyrmont gewesen sein, demselben Bürger, der dann später die in England unter so enormem Aufsehen vom landflüchtigen Kasseler Professor Erich Raspe herausgebrachten Reiseabenteuer Münchhausens nach der vierten Ausgabe ins Deutsche übertrug — und damit den Zorn ihres Urhebers Münchhausen in Bodenwerder so sehr heraufbeschwor, daß der fast daran zugrunde ging. Mehrfach beklagte er sich tiefverletzt darüber, daß er „durch der Herausgeber Bosheit vor aller Welt prostituiert werde". Läge das Pyrmonter Treffen der beiden nach dem Erscheinen des Büchleins, man könnte meinen, sie wären sich über gesprochener und geschriebener Literatur in die Haare geraten, hätten sich zerstritten, ob es recht oder unrecht sei, eine guterzählte Anekdote auch auf dem Papier festzuhalten. Zwei Umstände wollen uns heute auch kulturgeschichtlich nicht ohne eigenwillig reizvollen Unterton erscheinen: Gottfried August Bürger hat für seine „Uebersetzung", die ja viel mehr als nur das ist, nie einen Heller Honorar gesehen. Und dann: im Kreise der Göttinger Intellektuellen, in dem die Bearbeitung durch Bürger besprochen wurde, saß auch als beweglichster, witzigster Kopf der Philosoph Lichtenberg, der gewiß manchen gesellschaftskritischen Sarkasmus der „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande" nur zu gern auf sein Gewissen nahm.

Die letzten elf Jahre seines Lebens hat sich Münchhausen mit der 1786 herausgebrachten und ihm anonym flugs von mehreren Seiten gleichzeitig zugestellten „Schandschrift" herumgeschlagen. Bis in seine Träume verfolgte sie ihn. Von Stunde an verstummte der begnadete Erzähler — und nur sein Leibjäger, der sich dabei auf den Spuren seines Herrn und Meisters bewegte, versuchte sich mißvergnügt als einsamer Aufschneider, nachdem er früher unzählige Male von ihm herausgefordert worden war, es ihm gleichzutun, ihm nachzueifern. Er blieb der wehmütig kümmerliche Nachklang eines plumpen Stümpers.

Eine graulackierte Reisekiste, die mit ihren starken schwarzen Eisenbändern so manchem russischen Kriegs- und Reiseabenteuer widerstehen konnte, ein paar pfundschwere Pistolen und Pfeifen mit unförmigem Kopf — es fehlt in den Schaukästen im Münchhausen-Zimmer im Rathaus zu Bodenwerder nicht an Erinnerungsstücken. Die höchst dekorativen Pistolen liegen auf ihrem Samtpolster, als warteten sie nur auf einen kräftigen Männergriff — etwa auf den

von Hans Albers, der ja in einem Farbfilm den Münchhausen spielt. Bodenwerder ist der Ort, wo der alternde Münchhausen sich seiner Abenteuer erinnert, wo sie einst wirklich ersonnen, erzählt — und fiebernd vernommen wurden. Und eben die Weserlandschaft ist es, die in Münchhausens Leben so wunderlich und geheimnisvoll widerklingt. Als Landschaft, die wie wenige zum Fabulieren und Spintisieren verlockt. Noch heute soll es dort Leute geben, die sich an den Hinterkopf greifen, wenn sie sich grüßend begegnen — an jene Stelle, wo Münchhausen der berühmte Zopf saß, mit dem er sich selber aus dem Sumpfe zog. Sollten die geheimnisvollen Sektierer der Weserberge damit meinen: Gemach, gemach, wir werden uns schon aus dem Dreck des Lebens zu ziehen wissen? Der Münchhausen in uns möchte es nur zu gern glauben — und dazu lächeln.

Ferne Zeiten – nahe Zeiten

Ferne Zeiten werden nahe Zeiten,
wenn sich erst der Kreis zum Schließen neigt.
Sollst du dich zum Ausklang vorbereiten,
während doch die Quelle endlos steigt?

Kann ein Ton wohl von dem Liede scheiden,
der gerade voll gesungen ward?
Kann der Lichtstrahl diese Mondnacht meiden,
drin sich so viel Liebe offenbart?

Heilger Mondstrahl, göttlich tiefes Singen,
ewig zugehört euch dieses Ich.
Frohes Spiel von Anfang und Vollbringen,
dem ich keinen Augenblick entwich:

Lieb ich diese Schmerzen, diese Wonnen,
leb ich Pflicht und Seligkeit zugleich,
und noch in den fernsten dunklen Sonnen
blüht mir Glück aus holdem Machtbereich.

Unser Jugendbildnis ist schon Alter,
denn Aeonen haben dran gewebt.
Graue Urwelt schwebt mit diesem Falter,
doch ich selbst hab früher schon gelebt.

So bist du mit mir hervorgegangen
aus demselben frommen Mutterschoß.
Als die Engel unsre Bogen schwangen,
schwangen sie uns auch dasselbe Los.

Nahe Zeiten werden ferne Zeiten,
springt der kaum geschlossne Kreis schon auf.
Nunmehr kannst du nur die Arme breiten
und empfängst den Gott im vollen Lauf.

Jakob Schaffner

Das Kind von Oland

Erzählung von Waldemar Auguſtiny

Um Mittag hatte Timm den Rückweg von ſeines Vaters Hallig zur Inſel Oland angetreten, den Weg, den er viele hundert Male gegangen und der ungefährlich war, ſolange nur das Licht blieb. Und der Mittag war ſo hell geweſen, wie ein Wintertag um die zwölfte Stunde ſein kann: das Blau des Himmels wurde nicht vom Hauch einer Wolke getrübt.

Timm und der Vater kannten ſich aus mit dem Wetter, aber keiner von ihnen hatte es für möglich gehalten, daß Nebel kommen würde. Der Vater war noch bis über das Vorland der Hallig mitgegangen und rief ſeinem Sohn durch die hohle Hand nach, auf die Korallenkette achtzugeben, die ein Geſchenk für Meta, Timms Frau, war. Dies war die einzige Sorge des Alten, der Junge könnte in die Taſche greifen und mit der Kette ſpielen, denn Timm trug auf der Bruſt, im Winkel ſeines Arms Heino, ſeinen Sohn. Außerdem trug er einen Rucksack mit Geſchenken; Heino, der kleine, hatte Geburtstag.

Anfangs hatte Timm rüſtig Schritt vor Schritt getan auf dem feuchten Sandboden, der ſich unabſehbar weit erſtreckte und auf dem die Inſeln, kleine grüne Erdhügel, wie fruchtbare, wohnliche Oaſen lagen. Die Zeit der hohlen Ebbe war freilich vorbei, aber noch brandete draußen an fernen Bänken die See, und es würde Stunden dauern, bis die weite Sandfläche überſpült und die grünen Erdhügel wieder richtige Inſeln mitten in grauen, ſchwer rollenden Wellen ſein würden. Um dieſe Zeit aber würde Timm lange ſchon zu Hauſe und in der warmen Stube ſein, denn der Weg nach Oland dauerte nicht viel länger als eine Stunde.

Timm war ja ſo froh geweſen, als er losmarſchierte. Die gewaltige, donnerähnliche Stille über den weiten Watten, die er alltags nicht weiter wahrnahm, heute hörte er ſie; ſie verkündete der Welt, daß Sonntag war.

Und Heino? Er griff nach ſeines Vaters Naſe, er ſpielte mit dem Kaſpar Verſtecken, denn der Kaſpar, der aus dem Rucksack herausſah, ſchlug hin und wieder den Kopf zurück und meinte, jetzt könne Heino ihn nicht ſehen; darüber jauchzte Heino, daß es klang wie das erſte Aufjubeln einer Lerche. So ſchritten ſie, der Vater mit dem Sohn auf dem Arm, dahin, ein winziger Punkt im endloſen Graubraun der Sandflächen, wohlgemut beide, und jetzt hob ſich die Bockmühle von Oland, ein feiner Strich noch, aus dem Himmel; eine kleine halbe Stunde noch, und ſie waren beide zu Hauſe.

Plötzlich aber trübte ſich die Sonne, blaß und kühl ſtand ſie über dem Horizont, und ein Schauer wehte über das Watt. Timm hob die Naſe und ward beſorgt: Es würde doch nicht Nebel kommen? Und Heino wollte weinen, als der Schauer ihn anfaßte, als die Sonne gar kein liebes Geſicht mehr zeigte und der Kaſpar ſeine

frohen Farben verlor. Aber hier fand sich gleich ein anderes Spiel. An Vaters Hals hing am Bindfaden eine Uhr, eine merkwürdige Uhr, die nicht Tick-tack sagte und nur einen Zeiger hatte, der aufgeregt wie ein kleiner Fisch zitterte; er fingerte so lange an der Uhr herum, bis sie seiner Hand entfiel. Da neigte er seinen Kopf ein bißchen gegen Vaters Arm, und die Augen fielen ihm zu.

Timm indes beobachtete den südwestlichen Himmel. Da wölkte und quirlte es grau herauf, unheimlich rasch war der ganze Himmel in kaltes Grau getaucht.

Timm ging rasch, er lief, so beschwerlich das war mit dem Pack auf dem Rücken und dem Jungen im Arm; er lief mit dem Nebel um die Wette. Dann aber kam der Augenblick, wo die Inseln alle von grauer Hand fortgewischt waren und nur noch zwei atmende Menschen mit warmem Blut auf der Welt waren. Heino und er.

Jetzt mußte er nach dem Kompaß wandern. Er griff nach seiner Brust — aber der Kompaß, lieber Himmel, er hatte doch am Bindfaden an seinem Hals gehangen — „Heino, wo ist der Kompaß?"

Der kleine Junge weinte, als in der lautlosen Stille die Stimme des Vaters aufschrie, aber Timm setzte das Kind einen Augenblick nieder, suchte in den Taschen — die Korallenkette war da, aber der Kompaß ...

Jetzt wußte er, daß er verloren war. Kein Mensch ohne Kompaß, vom Nebel überrascht, hatte je heimgefunden. Timm fühlte Frost über seine Haut rinnen, er fühlte eine feuchte eiskalte Hand nach seinem Herzen greifen. Dann bückte er sich, um das Kind aufzuheben, und nun mußte er lachen. Wie warm der Junge sich anfühlte, wie hell das Blondhaar sich aus der Fellmütze ringelte — nein, er war nicht verloren!

Er ging weiter und schaute oft zurück. Denn er wußte, daß, wer vom Nebel überrascht war, im Kreise ging; er paßte auf, daß seine Fußstapfen immer schön gerade Richtung hielten. Hier tauchte aus dem feuchten Grau der Besenstrunk auf und kam näher, der Pfahl, der das Siel ankündete. Gottlob, es war die gefährlichste Stelle.

Timm ging und ging. Färbte nicht der Abend schon den Nebel schwarz? Wie lange hätte er zu Hause sein müssen, und immer noch ging er, und immer die feuchte kalte Wand um ihn her. Jetzt tauchte ein dunkles Gespenst, der Besenstrunk, vor ihm auf — also war auch er im Kreise gelaufen; alle, die der Nebel im Watt überraschte, waren im Kreis gelaufen, bis die Flut sie holte.

Timm ging weiter. „Ich hab dich ja im Arm", sagte er und beugte das Gesicht zu dem Kinde herab, das in seinem Arm schlief, da sank ihm das eine Bein bis über den Stiefel in Wasser: der Priel! Er sprang zurück, machte eine Wendung, lief weiter, weiter ... Die Beine wurden ihm schwer, aber er sagte zu sich: Du trägst ja das Kind, um des Kindes willen mußt du aushalten, bis du angelangt bist. Weiter! Flache Wellen spülten um seine Füße, die Flut stieg, die Flut würde seine Hüften erreichen — jetzt sah er es grün auf sich

zuschwanken, gedunsen das Gesicht, Tang und Muscheln im Haar, Anna Bohle, die auch im Watt umgekommen war.

Timm lief wieder, als säße das Gespenst ihm auf den Fersen. Jetzt! Griff es nicht mit kalter Hand nach seinem Gesicht? Eine Stimme zischte ihm ins Ohr: „Setz das Kind nieder, lauf! Rette dein Leben!“ Timm entsetzte sich, daß so etwas gedacht werden konnte, dennoch — leichter würde er sich retten, wenn er allein war und wenn er seine Glieder frei gebrauchen konnte.

Er wechselte den Arm, beide Arme waren steif und lahm geworden, denn das Kind hatte sein Gewicht, aber gut, daß er es bei sich hatte! Er würde es heimbringen, und alle würden sich freuen, denn sie warteten auf das Kind.

Schon rauschte das Wasser um seine Knie, aber er ging weiter, so matt er sich fühlte. Ich bring dich nach Hause, dachte er immerzu. Er hörte das Keuchen und Pfeifen seiner Brust, die Augen, fühlte er, quollen ihm aus dem Kopf, aber er trug ja das Kind, und sie warteten alle, Junge und Alte, auf dieses Kind. Er ging, und das Wasser rauschte ihm an den Beinen herauf, er ging mit seiner letzten Kraft, und endlich hörte er Musik. Das war doch die Orgel der Kirche zu Oland? Ja, Orgel und Geige, Posaune und Trommel jubelten, und sie standen beisammen und warteten auf das Kind. Die Tür springt auf, alle treten zurück. Er geht an den Menschen vorbei auf den Tisch zu; ein Tisch mit glänzenden Früchten steht im Kreis der Menschen. Vorsichtig schiebt er das Kind auf den Tisch, und dann weiß er nichts mehr, als daß jubelnde Stimmen, Posaune und Trommel wie Wellen über ihm zusammenschlagen.

Das Kind, das sah er nicht mehr, wurde von Händen aufgenommen, die gehörten Meta, seiner Frau. Denn Meta war in ihrer Angst, als Mann und Sohn immer noch nicht kommen wollten, zum Anleger gelaufen, hatte gerufen und die Hände gerungen und hörte endlich nach wie langer Zeit eine Stimme, die sagte: „Das Kind, das Kind!“ Und zugleich wurde ein Bündel auf die Brücke geschoben, darin lag, in Wolle gewickelt, Heino, der Junge. Da schrie Meta auf, und alle Männer auf Oland, die getrommelt und Trompete geblasen hatten, dem Wattengänger die Richtung zu weisen, liefen herzu, sie suchten in der Flut mit Stangen und Forken, sie sprangen ins Wasser und holten endlich auch ihn, den Vater, der bewußtlos zurückgesunken war.

Zwei Kameraden, Porrenfischer, wie er einer war, trugen Timm, der stumm wie ein Toter und schwer wie ein Toter war, sie trugen ihn ins Haus. Meta brachte den Jungen.

Als Meta den Jungen auswickelte, fiel der Kompaß aus der Decke. „Gut, daß er den Kompaß hatte“, sagte sie. „Ohne Kompaß hätte es ihn geholt“, sagten die Männer von Oland.

Aber Timm, aus seinem Schlaf erwachend, flüsterte: „Den hatte ich verloren. Aber ich hatte ja das Kind ... Und hier, von meinem Vater, die Korallenkette.“

Deutschlands Monatsbuch „Volk und Welt"

Inhalt dieses Februarbandes 1943

Abbildung „Fliegereinsatz bei Nacht" Seite 1
von Kriegsberichter Günther Thiede

Abbildung „Treibeis auf der Weser
bei Vlotho" von Hans Wagner 2

Albrecht Goes: Ueber das Heimweh . . . 3

Zwei Abbildungen von Otto Martens . . 7
„Seeadler" und (Seite 8) „Kuttengeier"

Dr. H. Frieling: Tier- und Menschencharakter 9

Dr. E. Funk: Weder krank noch gesund! . 13

E. L. von Brandt:
Dem Tschma-lungma entgegen! 15

Zwei Abbildungen „Grab des Vaters —
Thron des Sohnes" 17
von Dr. Alfred Nawrath

O. F. Heinrich: Menschen am Fluß . . . 19

Zwei Abbildungen 23
Seite 23 „Gent" von Gerhard Schiffel
und Seite 24 „Neuyork" von K.L.H.-
Studio Dillan

Hermann Eris Busse: Der Pfeilschuß . . 25

Vier Abbildungen „Süddeutsche Burgen" . 29
Seite 29 von Hans Retzlaff, Seite 30
und 31 von Professor Rudolf Koppitz †
und Seite 32 von B. Habernal

Professor Dr. Erich Franz:
Liebe im Alter 33

Walter Bauer:
Der Major von Kleist 35

Zwei Abbildungen „Tiere im Schnee" . . 37
Seite 37 von E. Meerkämper,
Seite 38 von Scherl

Erich Limmert:
Das Wunderkind 40

Radierung
„Nachtwächterlied in Meistersinger" . . . 42
von Professor Ferdinand Staeger

Ilse Molzahn:
Vor dem Auftritt 43

Zwei Abbildungen „Tänzer" 47
von S. Enkelmann

Paul Otte:
Münchhausens Erdenleben 49

Jakob Schaffner:
Ferne Zeiten — nahe Zeiten 52

Waldemar Augustiny:
Das Kind von Oland 53

Abbildung „Die Domtürme von Münster" . 57
von Friedrich Reinert

*

Herausgeber: Prof. Oppermann.

Verantwortl. Hauptschriftleiter: Der Herausgeber. Stellvertr.: Hauptschriftleiter Dr. Werner Freytag, Dr. Ludwig Hartmann. — Berliner Vertretung: Hauptschriftleiter Ludwig Böhr-Charlottenburg. Anzeigenteil derzeit eingestellt. — „Volk und Welt" (Th. Oppermann Verlag). Sämtlich Hannover-Kirchrode. Gedruckt im eigenen Betrieb. — Bezugspreis 3 RM vierteljährl. (zuzügl. Bestellgeld) durch Post, Buch- und Zeitschriftenhandel. — Nachdruck unserer Beiträge nicht gestattet.

Volk und Welt

Deutschlands Monatsbuch

Preis 1 Mark

März 1943

Erscheinungsort Hannover

Die Dämonie der Geschichte

Einer der merkwürdigsten Vorgänge in der neueren Geistesgeschichte knüpft sich an Spenglers „Untergang des Abendlandes". Der Erfolg dieses schwer, aber glänzend geschriebenen Werkes war beispiellos, die Hypothese, welche ihm zugrunde lag, falsch; was der Verfasser meinte, wurde fast überall mißverstanden, doch die geistige Befruchtung, die von ihm ausging, ist nicht nur beträchtlich, sondern erstaunlicherweise eine positive gewesen. Das ganze Faktum erinnert an die Meerfahrt des Kolumbus, der auszog, um Indien westwärts zu entdecken, auf einen neuen Kontinent stieß, ihn aber bis zum Lebensende für etwas hielt, was er nicht war.

Spenglers geschichtliche Tat wird man vor allem darin sehen müssen, daß er als erster die Historiologie von den Spezialwissenschaften ablöste und, indem er große Räume und verschiedene Kulturen gleichzeitig überblickte und miteinander verglich, zum Schöpfer der polyphonen Geschichtsschreibung wurde. Er beschrieb nicht Geschichte in ihrem kausalen Ablauf, sondern begriff, daß jedem geschichtlichen Verlauf, ob er sich nun in Bauten, Kriegen, Kulten oder Erfindungen ausdrückt, eine Gesetzlichkeit zugrunde liegt. Mit dieser richtigen Erkenntnis wollte er die Tür zu einem neuen Verstehen und Erleben der Gegenwart, die ja auch Geschichte ist, öffnen. Doch er hatte den falschen Schlüssel in der Hand. Die Hypothese von dem in sich abgeschlossenen pflanzenhaften Charakter der großen Kulturen, die letztlich miteinander unvergleichbar seien und wie ein Baum welken und sterben müßten, um einem ganz neuen Weltgefühl Platz zu machen, war unrichtig. Dennoch kann eine falsche Theorie richtige Bewegungen auslösen, und gerade an Spengler beweist es sich wieder, daß es weit weniger darauf ankommt, was gesagt wird, als wer etwas sagt.

Die verschiedentlich ausgesprochene Ansicht, daß Spengler mit seiner pessimistischen Weltdeutung erst eine Untergangsstimmung geschaffen habe, ist in dieser Form unsinnig. Ein gesunder Körper, der durch eine Krise läuft, kann daran nicht zugrunde gehen, daß der Arzt eine falsche Diagnose stellt. Dennoch war etwas Richtiges in Spenglers Untergangstheorie enthalten: ein Zeitalter, dies spürte er mit der Instinktsicherheit des genialen Historikers, ging wirklich zu Ende. Wenn viele seiner Prophezeiungen (etwa die nahende absolute Technifizierung und Militarisierung der Menschheit) tatsächlich eintrafen, so geschah dies nicht, weil er als Prophet die Dinge im ganzen sah, sondern weil diese große Wendung vom demokratischen Individualismus zum nationalen Kollektivismus, die das gesamte Abendland ergriff, eben das Mittel war, dessen sich der „Weltgeist" bediente, um mit dem revolutionären Zerbrechen aller Tafeln den Raum für das Entstehen neuer Lebensvorgänge frei zu machen. Ein Sterben

dieser Art, wie wir es heute „erleben", ist niemals mit organischem Tode gleichzusetzen, sondern, so paradox es klingt, gerade sein Gegenteil: Ausdruck einer neuen, ungeahnten und in seiner Größe kaum bestimmbaren Befruchtung und Neugeburt.

Der Tod einer Kultur hat sich, soweit wir die Menschheitsgeschichte zu überblicken vermögen, niemals mit Vorgängen von derart elementarer und vitaler Kraft verbunden, sondern ist jedesmal als bleierne Erstarrung und kalte Routine, als lebensmüde Erschöpfung und Alterssiechtum auf den Plan getreten. Die einzige mir bekannte Ausnahme ist der Untergang des byzantinischen Reiches, der, von außen betrachtet, auf eine glorioſe Art erfolgte: Die Griechen Konstantinopels kämpften mit ihrem Kaiser an der Spitze bis zum totalen Verbluten und im vollen Bewußtsein des Unterganges gegen die türkischen Eroberer. Doch man soll sich von solchen heroischen Bildern, die unvergängliche Bewunderung verdienen, nicht darüber täuschen lassen, daß sie nur Ausdruck eines tapferen und großen Volkes sind, das eben heldenhaft zu sterben weiß. In seiner kulturellen und nationalen Substanz war 1453 das byzantinische „Reich" (geographisch nur noch ein winziger Stadtstaat) leergebrannt, erstarrt, dem Tod geweiht. Sein Ende war biologisch absolut unaufhaltsam. Auch ein Greis kann mit dem Schwert in der Hand als ein Mann sterben und muß den Tod nicht unbedingt stets im Bett erwarten. Dagegen hat sich innerhalb eines Völkerschicksals die Ablösung vom überlebten Gestern stets unter vulkanischen Beben vollzogen. Den Menschen freilich, die als Zeitgenossen in diese terrestrische Umwälzung hereingerissen werden, muß sie als Vernichtungswerk erscheinen, was sie aber nur in einem bestimmten Sinn und partiellen Verstande ist: etwa wie die Zusammenbrüche der griechischen Kleinstaaten in der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts den Hellenen als Untergang Griechenlands erschienen, während sie, wie ich das im „Reich der Dämonen" nachzuweisen versuchte, zugleich den Aufgang des Weltzeitalters der hellenischen Kultur bedeuteten und ein Befruchtungsphänomen erster Ordnung einleiteten.

Aber man soll Spengler um seiner verkehrten Hypothese willen nicht gram sein. Er hat die Menschen aufgeweckt und sie ihr Leben in großen, überpersönlichen Zusammenhängen sehen lassen. Bis dahin erlebte man seine Zeit politisch, aber nicht geschichtlich. Spenglers mächtige Schau hat dem einzelnen das Auge für den organischen Zusammenhang aller politischen Ereignisse im Sinne eines fortlaufenden und gesetzlich begründeten vitalen Prozesses geöffnet und demgegenüber alles private Wünschen und Hoffen als vollkommen belanglos und nichtig offenbart.

Doch worin ist der Grundfehler seiner Theorie zu erblicken?

Zweifellos nicht in dem, was man ihm aus dem Gesichtswinkel eines oberflächlichen Optimismus zum Vorwurf machte: daß er „Untergang" sagte, wo man so gern „Unsterblichkeit" gehört hätte. Ist nämlich eine Kultur ein Organismus, so muß sie auch sterblich

sein, genauer: so muß der organische Träger dieser Kultur sterblich sein. Ersichtlich lag der Fehler darin, daß Spengler Wesen und Lebensdauer dieses Riesenorganismus verkannte. Aber er lag in noch einem anderen Fehlschluß, der mir weit bedenklicher zu sein scheint, weil er grundsätzlich das Wesen eines Volksorganismus mißdeutet. Als ich mich mit dem Studium jener Weltphase befaßte, in der das Römische Reich „starb", das Christentum seiner großen Lehrerin, der hellenischen Philosophie, den Garaus machte, als im Osten das zweite Byzanz aufblühte, während auf römischem Boden die jungen Goten- und Vandalenvölker Wurzel schlugen, stieß ich immer wieder auf zwei Erscheinungen von rein biologischem Charakter: struktureller Tod und geistige Befruchtung. Strukturmäßig starb die hellenische Welt wie ihre etwas jüngere Schwester Rom; sie machten neuen, noch strömend weichen und formlosen Völkergebilden Platz, aus denen sich dann die „mittelalterlichen" germanisch-fränkischen Reiche erhoben, während im Osten auf griechischer Erde das „zweite Hellas", das christlich-byzantinische Reich, entstand. Daß es „nur" rund elfhundert Jahre alt wurde und sich zudem dauernd für römisch hielt, hat bis heute die Geschichtswissenschaft veranlaßt, in ihm nur einen Ableger Roms, „eine kurze, greisenhafte Nachblüte der antiken Kultur" zu erblicken. Jede neue Kultur verdankt ihre Existenz einer älteren, und so wie selbst das größte Genie nicht als fertiges Original in die Welt springt, lebt auch eine neue Kultur vom Erbe ihrer Ahnen, das sie zunächst einmal erwerben muß, um es zu besitzen und weiterzubilden im eigenen Geiste. Auch mit dem Tode der gräko-latinischen Welt verband sich eine ungeheure Saat, so kraftvoll und belebend, daß auch das germanisch-christliche Kaisertum sich noch jahrhundertelang „römisch" nannte, weil es politisch, rechtlich und methodisch das Erbe Roms angetreten hatte. Die Autorität der heidnischen Antike war viel zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, sich ihr zu entziehen. So stark sich das Eigenleben der neuen Völkerfamilien entwickelte, so heftig sich in den Religionskriegen ihr christliches Element ausprägte, ihre Wissenschaft, Kunst, Rechtsprechung erneuerte sich dauernd aus den griechisch-römischen Quellen. In der Renaissance hatte es einen Durchbruch der Leidenschaft für die Antike gegeben, der sich sogar die Päpste nicht versagen konnten. Und wie sehr die Neuzeit auf allen Gebieten des Lebens ihre geistmäßige Verwandtschaft mit der hellenischen Kultur dartut, von der Philosophie bis zur Baukunst, von der Plastik bis zum Sport, wäre einer Untersuchung wert, zu leugnen ist die Tatsache selbst in keinem Fall.

Was durfte man daraus schließen? Daß Kulturen sich nicht als abgeschlossene, pflanzenähnliche Gebilde von unverwechselbar eindeutiger Spezies darstellen, wie Spengler annahm. Man muß in ihnen vielmehr Erscheinungen von biologischem Charakter sehen, die nur in ihrer Struktur dem Gesetz alles Reifens, Welkens und Vergehens unterworfen sind. Als geistig-seelische Makroorganismen vererben sie ihr „Unsterbliches" auf die von ihnen befruchteten Völker,

die dann bei aller entschiedenen Eigenwüchsigkeit morphologisch den „Vätern" gleichen. Diese Angleichung wirkt dort besonders frappant, wo die neuen Völker auf alter Erde siedeln, also etwa bei der mittelindischen Kultur, die mit dem Einbruch der turanischen Szythen in das Pantschab beginnt. Oder bei der modernen chinesischen Kultur, die nach der tungusischen Völkerwanderung (dem Zeitalter der „drei Reiche") etwa um 300 v. Chr. einsetzt. Sie erinnert auch insofern an unsere abendländische Geschichte, als an ihrem Anfang der Buddhismus steht wie am Anfang unserer Kultur das Christentum. Von europäischer Ferne aus betrachtet, gleichen diese nachfolgenden Tochterkulturen den vorangegangenen so stark, daß man sie lange als Einheit betrachtet hat, wie dies auch noch Spengler tut. Mit demselben Recht müßte dem kenntnislosen Blick eines Chinesen die abendländische Kultur als eine bloße Fortsetzung der gräko-lateinischen erscheinen.

Noch deutlicher wird uns das Gesagte, wenn wir uns Italien zuwenden. Die Aehnlichkeit des modernen Italien mit dem antiken Rom ist keineswegs nur eine Folge faschistischer Staatsführung, zumal sie sich bereits im Mittelalter unter dem großen Hohenstaufen Friedrich II. deutlich ausprägte. Sie ist ebenso eine Folge der Erdkräfte, die so lange formend wirken, als Menschen auf ihr leben, die sich mit Stolz zu ihren Ahnen bekennen. Biologisch gesehen stellt Italien natürlich ein vollkommen neues Gebilde dar und gehört untrennbar dem Organon der großen nachantiken mitteleuropäischen Völkerfamilie an, das durch die Ueberflutung des alten Bodens mit germanischen Stämmen entstand. Rußland dagegen gehört biologisch diesem kulturell einheitlichen abendländischen Europa nicht an. Es ist mit ihm nur sozusagen „verschwägert". Seine Kindheitsgeschichte verbindet sich, wie die Geschichte aller Großreiche, mit dem Ueberwältigtwerden der Ureinwohner durch wandernde Stämme, aber dann, zu Ende des ersten Jahrtausends, nahm Byzanz, das zahllose Barbaren zu Kulturvölkern erzogen hat, es in seine strenge Schule. Es wurde von Konstantinopel mit dem griechisch-christlichen Geiste befruchtet, der Religion, Philosophie und Kenntnis durchdrang.

So skizzenhaft diese Schilderungen sind, sie lassen erkennen, daß von einem abgeschlossenen Wachstum der Kulturen nicht die Rede sein kann. Im Gegenteil. Die Weltgeschichte drängt unserem Auge geradezu das Riesengemälde eines ungeheuren Befruchtungsprozesses auf, in dessen Verlauf Kriege nicht die Völker trennen, sondern miteinander verbinden und weit eher einer sexuellen Vergewaltigung gleichen als einer Scheidung. Das schwächere Volk wehrt sich gegen das stärkere wie eine Frau mit Krallen und mit Zähnen, aber am Ende sieht es die glücklichen Folgen dieser schmerzlichen Umarmung. Auch die Schnelligkeit, mit der Kriege vergessen werden, läßt darauf schließen, daß das Unbewußte der Völker sie nicht als das empfindet, was sie in unseren Augen zu sein scheinen. Dieser ungeheuren

Vorfrühling

Zeugung, Verschmelzung und Vermischung steht als höchst bemerkenswert die Tatsache gegenüber, daß die Eigenart bestimmter Gruppen über lange Zeiträume hin streng bewahrt bleibt und innerhalb dieser wieder jedes Volk, ja jeder Stamm seine rassisch und geistig klar erkennbaren Züge aufweist und zu erhalten bestrebt ist. Endlich, daß die Geschichte aller Völker Lagen aufweist, in denen menschlicher Einsicht nach ihr Untergang unausbleiblich sein müßte, während jedesmal der Weltgeist mit Ueberraschungszügen dem Spiel eine vollkommen neue Wendung gibt. Meist in der Form, daß gleichsam aus dem Nichts ein Retter entsteht. Besonders die byzantinische Geschichte ist reich an solchen phantastischen Wendungen, die unserem Auge schlechthin als Wunder erscheinen. Können wir in diesen Vorgängen, die Vergewaltigung und Verschmelzung, Niedergang und Neugeburt so nahe aneinanderrücken, einen gesetzmäßigen Verlauf erkennen?

Das alles gliche einer willkürlichen und turbulenten Häufung von notdürftig miteinander verknüpften Zufällen, wenn man ein Volk oder eine Kulturgemeinschaft von Völkern wie die abendländische nicht in genau demselben Verstand als Organismus begriffe, wie dies ein Mensch ist. Mit dem Menschen verglichen, stellt ein Volk freilich den weit höheren dar. Es ist nicht die Summe seiner Träger, sondern ein Integral aus der ungeheuren Fülle geistiger Leistungen und seelischer Substanz, die ihm den eigentümlichen Charakter gibt, um den jeder weiß, der zu ihm gehört. Auch das „Wunder" seiner Rettung aus furchtbaren Lagen erscheint nur dem menschlichbegrenzten Hirn als unverständlich. In Wirklichkeit entquillt es der nahezu unerschöpflichen Lebenskraft des Riesenorganismus, dessen Unbewußtes mit seinen blitzartigen „Einfällen" stets richtig handelt — nämlich im Sinne seines Dämons, der es immer nur auf dem biologisch vorgezeichneten Weg halten kann. Erst wenn seine Uhr abgelaufen, sein Herzschlag stillsteht, kann es auch kein Wunder mehr vor dem Tod bewahren. Aber dieser Tod ist mit Spenglers „Untergang" nicht identisch! Tod ist metaphysisch begriffen niemals absolutem Ende gleichzusetzen, sondern nur dem Ende individuellen Bewußtseins und physischen Lebens. Eine Kultur ist aber — und hier liegt das Mißliche jedes Vergleiches mit menschlichen Lebensabläufen — wesensmäßig kein physiologischer, sondern ein seelisch-geistiger Organismus. Das Erlöschen seiner Seele bedeutet daher niemals das Erlöschen seines Geistes. Freilich, wenn, wie Spengler in seiner monadischen Geschichtsdeutung annimmt, jede Kultur sich allein durch ein besonderes, unübertragbares Wesensmerkmal ausdrücke, das bis zu ihrem Untergang bewahrt, nicht aber vererbt werden könne, dann wäre Völkertod wirklich — „Tod". So sah er im „Faustischen" das Charakteristikum der abendländischen Menschheit. Demgegenüber wies der Völkerbiolog Hartmut Piper nach, daß die Geschichte jedes Völkerlebens (wie auch jedes bedeutenden Menschenlebens) durch eine „faustische" Periode führe. Seine vergleichenden Völkerbiographien haben dann auch die biologische

Verwandtschaft aller Kulturen im Sinne unabänderlich sich wiederholender charakteristischer Epochen dargestellt. Wohl sei alles Entstandene als solches unweigerlich dem Sterben unterworfen, denn in ihm wirke das Entropiegesetz der allgemeinen Ausgleichung, physikalisch gesprochen, des Kältetodes. Diesem Entropiegesetz entspreche aber das noch unentdeckte „Ektropiegesetz" der Befruchtung, Sichvermehrung und Wandlung, demzufolge das Leben in alle Ewigkeit neues Leben zeuge. Der drohende „Untergang" Europas sei somit nichts anderes als das Ende eines Lebenszeitalters, obendrein noch eines relativ frühen im Gesamtverlauf der abendländischen Geschichte, nämlich des Ueberganges von der Vollreife zur Spätreife. Sein Parallelvorgang in der griechischen Geschichte ist im Verschmelzen der griechischen Kleinstaaten zum alexandrinischen Weltreich zu sehen, also in der revolutionären Epoche des Auftretens der großen Makedonierkönige.

Betonte Spengler ungebührlich das Unvergleichbare jeder Kultur, so stellt Piper das allen Gemeinsame zu stark in den Vordergrund. Das geradezu unbegrenzt Komplexe des geschichtlichen Lebens läßt schließen, daß diese biologisch nur als Bild mit dem Leben des Menschen verglichen werden kann, in sich selbst aber eine organische Sonderart darstellt, die eine ihr genau gerecht werdende wissenschaftliche Analyse noch nicht erfahren hat. Wie auch immer, was im Menschenleben nur in einer kurzen Krise seinen Ausdruck sucht, vollzieht sich im Völkerleben in der Form mächtiger sozialer, geistiger und kriegerischer Beben. Der einzelne sieht in der Neugeburt eines Zeitalters nur zu leicht die private Not. Nun, das ist menschlich zu verstehen, denn er sitzt ja nicht auf dem Jupiter und schaut dem zu, was sich hier tut. Doch er will auch nach dem Trägheitsgesetz am liebsten beim Gewohnten verharren und nicht hinausgetrieben werden in die harte und beißende Luft einer neuen Zeit. Da ist denn das Dümmste, was er tun kann: rückwärts schauen. Es hilft dem Mann nichts, wenn er sich nach der verlorenen Jugend sehnt, und will er sie obendrein künstlich erhalten, so macht er sich nur zum Narren. Unsere Freiheit ist — mit Lagardes Worten —, nicht zu tun, was man will, sondern zu wollen, was man soll. Denn die Gesetze der Geschichte sind unbeugbar und wirken in uns selber jeden Tag und jede Stunde.

In einer Zeit, da so viel schweres Sterben durch die Welt geht, tut man gut, sich daran zu erinnern, daß Blut Samen und vielleicht der fruchtbarste ist, der je in die Erde fiel. Städte werden zertrümmert, Kunstwerke verbrennen, aber der Geist aus dem das Abendland seine Welt errichtete, ist unvernichtbar. Ueberlebtes stirbt, aber nichts Großes geht in der Geschichte jemals verloren. Was unsere Vorfahren wirkten und schufen ist unsterblich. Es wird von einer jungen Generation durch den feurigen Vorhang des Krieges unzerstört in eine neue, große und friedliche Welt getragen werden.

Frank Thieß.

Inſelwolken und Korallenriffe

Geographiſches Bild des Stillen Ozeans

von Profeſſor Dr. Ernſt Tieſſen

Als am 15. September 1513 der ſpaniſche Ritter und Konquiſtadore Vasco Nuñez de Balboa nach der Durchquerung der Landenge von Panama den Golf von San Miguel erreicht hatte, mag er mit faſſungsloſem Staunen auf die unendliche Meereswüſte geſchaut haben, die ſich zu ſeiner völligen Ueberraſchung gegen Süden ſeinem Blick öffnete. Er nannte ſie vorläufig Meer des Südens (Mar del Sud), ohne im mindeſten zu ahnen, wo in dieſer Himmelsrichtung oder den anderen ihre Grenzen liegen könnten. Er hatte damit den Stillen Ozean für Europa entdeckt, aber auch nicht entdeckt. Denn auf der Gegenſeite, freilich durch Tauſende von Seemeilen getrennt, hatten ſchon ſeit Jahrtauſenden ungezählte Augen auf die Gewäſſer dieſes Ozeans geſchaut, und Jahrhunderte vor ihm ſicher auch Vertreter der ariſchen Raſſe, die vom Näheren Orient her, zuerſt von Arabien aus, durch den Indiſchen Ozean die Geſtade und Inſeln Hinterindiens und Chinas erreicht hatten. Dort aber hatte man ſich, wohl hauptſächlich wegen der ſich ſelbſt genügenden Kultur und Wirtſchaft dieſer oſtaſiatiſchen Randgebiete um das Weſen der jenſeits gelegenen Meeresfläche nicht gekümmert, ihren Charakter als Ozean nicht erkannt.

Es vergingen nur wenige Jahre bis zur Löſung des Rätſels der „Südſee", das vor den Augen von Balboa aufgedämmert war. Von 1519 bis 1521 vollbrachte der Portugieſe Fernao Magalhaes eine der größten Ruhmestaten der Entdeckungsgeſchichte, indem er Südamerika durch die nach ihm benannte Meeresſtraße umfuhr und dann den Ozean in ſeiner größten Breite durchſegelte. Wegen des auffallend ruhigen Wetters, das ihn auf dieſer Reiſe begünſtigte, nannte er das Meer Mare Pacifico, den Stillen oder eigentlich Friedlichen Ozean. Freilich endete die Unternehmung für ihn keineswegs friedlich, ſondern er wurde auf einer der Philippineninſeln 1521 erſchlagen, und nur wenige ſeiner Begleiter erreichten die Heimat. Aber der von ihm erfundene Name des Stillen Ozeans hat ſich erhalten und ſich bis ins 20. Jahrhundert auch in übertragenem Sinne bewährt, denn vor dem Ruſſiſch-Japaniſchen Krieg (Tſuſchima) und dem Weltkrieg (Coronel) ſind größere Seeſchlachten auf ſeinen Gewäſſern kaum geſchlagen worden.

Daß der Stille Ozean von der amerikaniſchen Seite her wenig Anziehung ausübte, erklärt ſich einfach aus der Inſelarmut oder faſt Inſelleere ſeiner Oſthälfte. In den nördlichen Teilen kommt dazu die Häufigkeit und Gewalt der vorzugsweiſe aus Weſten wehenden Stürme. Daß aber die größte aller Inſeln des Gebiets, das Feſtland Auſtralien, erſt, wie man es auf der Schulbank gelernt hat, in den

letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts „entdeckt" wurde, ist eine seltsame, freilich auch nicht buchstäblich richtige Tatsache. Man sollte meinen, daß man von Südostasien her nur von Insel zu Insel zu tasten brauchte, um in Australien zu landen, was denn auch wahrscheinlich schon zuvor geschehen war. Aber nicht nur Wagemut und Abenteuerlust bestimmen die Ausweitung der menschlichen Unternehmungen, und es gab auch, nachdem sich europäische Menschen in beiden Indien, Indonesien und den ostasiatischen Randgebieten eingenistet hatten, dort genug zu tun, zu erwerben und zu handeln, um die Sehnsucht und Habsucht nach weiterer Ausdehnung einzudämmen.

Die Wissenschaft ist kühn genug, die Frage nach der Entstehung des Stillen Ozeans aufzuwerfen. Am interessantesten und am kürzesten anzudeuten ist vielleicht eine Hypothese von Osmond Fisher (1889), der in diesem Hohlraum die Wunde erkennen wollte, die der Mond bei seiner Ablösung aus der Erde diesem Planeten geschlagen und hinterlassen hat. Wie es sich damit auch verhalten mag, jedenfalls ist das Becken des Stillen Ozeans ein Kessel von ungeheuren Ausmaßen und auch (obschon nicht erheblich) größerer Durchschnittstiefe als das der anderen Ozeane. Es liegen sichere Anzeichen dafür vor, daß sich dieses Becken im Verlauf der Erdgeschichte noch mehr und mehr vertieft hat, denn die Erscheinungen an seinen Rändern wie noch manche andere Tatsache innerhalb des Ozeans lassen sich auf keine andere Weise deuten.

Gerade diese so akademisch anmutenden Fragen führen mitten hinein in die Welt des Stillen Ozeans. Um sie zu klären, muß man sich nach „Stützpunkten" umsehen, und diese sind nur an den Küsten und Inseln zu finden. Die Inseln müssen in zwei verschiedene Gruppen geschieden werden: die festlandsnahen (kontinentalen) und die ozeanischen. Die kontinentalen Inseln sind fast ausschließlich auf der westlichen Seite gelegen, und zwar in höchst eigenartiger Anordnung, die schon im Norden ansetzt. Dort nämlich zieht die Inselreihe der Alëuten von einer langvorgestreckten Halbinsel Alaskas in elegantem Bogen bis in die Nähe der großen asiatischen Halbinsel Kamtschatka hinüber. Die USA. haben diese Inseln zusammen mit Alaska 1867 von Rußland für die lächerliche Summe von 7,2 Millionen Dollar gekauft, mehr, weil sie ihnen geradezu angeboten wurden, als in Voraussicht eines erheblichen Nutzens in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Später sah die Sache bald anders aus, denn in Alaska wurden große Funde in Gold und Kupfer gemacht, und die Alëuten wurden treffliche Stützpunkte für Fischfang und Robbenschlag. Seit den Zeiten der Morgenröte des amerikanischen Imperialismus aber bekam die auf Asien gerichtete Pfeilspitze der Alëuten eine neue Bedeutung, die für alle Welt und besonders für Japan durch die Anlage und den Ausbau des mächtigen Kriegshafens Dutch Harbour auf dem größten Eiland der Gruppe verdeutlicht wurde.

Ostasien ist nun weiterhin umzogen von Inselgirlanden, die sich — ein einzigartiges Schauspiel auf der Erdoberfläche — aneinander-

schließen und eine entsprechende Zahl von Randmeeren einrahmen. Von der Südspitze Kamtschatkas, also im Anschluß an die Alëuten, läuft die schon seit 1875 ganz in japanischem Besitz befindliche Inselreihe der Kurilen bis zur Nordostspitze der nördlichsten japanischen Hauptinsel Hokkaido. Mit dieser großen Insel beginnt, eigentlich die Richtung der in ihrem südlichen Teil gleichfalls japanischen Insel Sachalin fortsetzend, ein neuer Bogen, der in der japanischen Hauptinsel Nippon nach dem Südende von Korea hinüberschwenkt. Die südlichste der altjapanischen Inseln Kiuschiu setzt sich dann in dem Bogen der Riukiu bis Formosa fort. Weiter nach Süden lockert sich die Strenge der reihenartigen Ordnung der Inseln im Bogen der Philippinen, mit dem der Anschluß an die noch weit regellosere Gruppe der sogenannten Indonesischen Inselwelt gewonnen wird. Von jenen fünf Inselkränzen, die nacheinander das Beringmeer, das Ochotskische, das Japanische, das Ostchinesische und das Südchinesische Meer gegen den Ozean abriegeln, sind jetzt alle außer dem nördlichsten in japanischem Besitz. Entstanden sind sie sowie die genannten Randmeere nach der wissenschaftlichen Auffassung durch Zerrungen, die durch die fortschreitende Senkung des Ozeanbodens bedingt wurden und Teile des asiatischen Küstengebiets vom Festland abgerissen haben. Diese Erklärung erhält einen weiteren Anhalt in dem durchgehenden Auftreten meist noch tätiger Vulkane und auch häufiger und starker Erdbeben, wie sie durch Spaltenbildungen in der Erdkruste hervorgerufen werden.

In Inselindien, dieser merkwürdigen Brücke zwischen Asien und Australien, zeigt sich eine klare Reihe von Inseln fast nur in dem Bogen, der überhaupt als die Grenze gegen den Indischen Ozean betrachtet wird, mit Sumatra beginnt und mit Timor endet, also nach dem nördlichen Australien und nach Neuguinea hinüberweist. Auch hier sind die großen Inseln sämtlich kontinental, das heißt ehemalige Bestandteile eines auseinandergebrochenen Festlandes. Dies Haufwerk von Inseln nennt der Geograph auch den australasiatischen Archipel, und es ist, vom negativen Standpunkt gesehen, ein Durchgangsmeer, da zwischen den Inseln sich überall teils größere, zum Teil tiefe Meeresbecken, teils Straßen öffnen, die sich freilich westwärts zum Indischen Ozean in die einzige enge Straße von Malakka zusammenziehen, wo daher das spätere England aus einigen Fischerhütten sein Gibraltar des Fernen Ostens, Singapur, schuf. Nach der Eröffnung des Seewegs nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung strömten hier alle seefahrenden Völker Westeuropas ein, zuerst die Portugiesen und Spanier, dann die Holländer, und erst nach ihnen Engländer und Franzosen. Alle suchten, fanden und erwarben Stützpunkte an den Küsten und Inseln, zunächst aus wirtschaftlichen Gründen und Absichten. Später folgte dem Handel die Flagge, und es war selbstverständlich dem zuerst nach politischer Weltherrschaft strebenden Albion vorbehalten, die wirtschaftlichen Stützpunkte durch solche kriegerischer Art zu sichern. Zuletzt, nachdem sogar schon die

USA. durch den Vernichtungsschlag gegen das spanische Weltreich von Osten her über den Stillen Ozean eingedrungen waren, kam das Deutsche Reich, mußte sich aber mit dem begnügen, was übriggeblieben war. Seine Stützpunkte fand es erst in der um Australien herum liegenden Inselwelt. Auch diese ist in der näheren Umrahmung kontinental. Diese Festlandsinseln ziehen sich von Neuguinea im Bogen zunehmenden Abstands und mit großen Lücken um die Ostseite Australiens herum: Neukaledonien (französisch), Neuseeland. Hier fand das Deutsche Reich nur in der nördlichen Hälfte der größten Insel Neuguinea noch Platz, weitere Stützpunkte lagen erst außerhalb noch bereit. Alle diese Inseln sind, im Gegensatz zu den kontinentalen, ozeanisch, das heißt sie steigen ohne Festlandssockel unmittelbar aus dem Meeresboden auf, sind also Geburten vulkanischer Vorgänge. Um diese amphitritischen Vulkane bauen in jenen warmen Gewässern die winzigen Korallentierchen ihre mächtigen Wohnungen aus Kalk und umgeben jene mit einem Ring von Riffen. Da nun der ganze Stille Ozean ein großes Senkungsfeld ist, so sind auch manche dieser Vulkane mit ihrem Gipfel wieder unter den Meeresspiegel getaucht, und so kommt es, daß nur noch die munter weiterbauenden Korallen sich über Wasser gehalten haben. So sind die reinen Koralleninseln entstanden, darunter die Atolle, die in einem ringförmigen Korallenriff mit einer Lagune darin bestehen.

Die ozeanische Inselwelt des Pazifik wird gegliedert in drei Gruppen: Melanesien (die Schwarzen Inseln, nach der Hautfarbe der Eingeborenen), Mikronesien (die Kleine Inselwelt) und Polynesien (die Viel-Inselwelt). Melanesien schließt sich an die australische Festlandsinsel an. Mikronesien mit starker Zersplitterung kleiner Elemente über einen großen Raum, lehnt sich weiter nördlich an die Außenseite der ostasiatischen Inselbögen (Philippinen, Japan). Polynesien, auch schlechthin Ozeanien genannt, ist die große „Inselwolke", die sich östlich von Australien und seinen Kontinentalinseln mit noch kaum genau ausgezählten Einheiten in lockerem Schwarm, aber auch in einzelnen dichteren Gruppen über die ungeheure Weite des Ozeans gegen Osten ausbreitet, nur winzige Vorposten in größere Nähe von Südamerika aussendend. Ueber die Stützpunkte der USA. und ihre Anordnung zu mehreren nach den Philippinen und gegen Ostasien hinzielenden Reihen ist jetzt so oft und gründlich geschrieben worden, daß eine Wiederholung lästig wäre. Es verdient nur, betont zu werden, daß sie sämtlich ausschließlich politische und strategische Stützpunkte sind, also zu keinem wirtschaftlichen oder überhaupt friedlichen Zweck, sondern nur zur Förderung und Sicherung der imperialistischen Ziele ausgewählt und ausgebaut wurden. Die Hawai sind übrigens außer den Philippinen der einzige Außenbesitz der USA. im Stillen Ozean, bei dessen Erwerb die Aussicht auf wirtschaftlichen Gewinn wesentlich mitgesprochen haben kann und muß, da diese ganz vulkanischen Inseln sich zu hohen wirtschaftlichen Erträgen emporgearbeitet haben.

Der rätselhafte Stoff

Von Professor Dr. H. Wohlbold

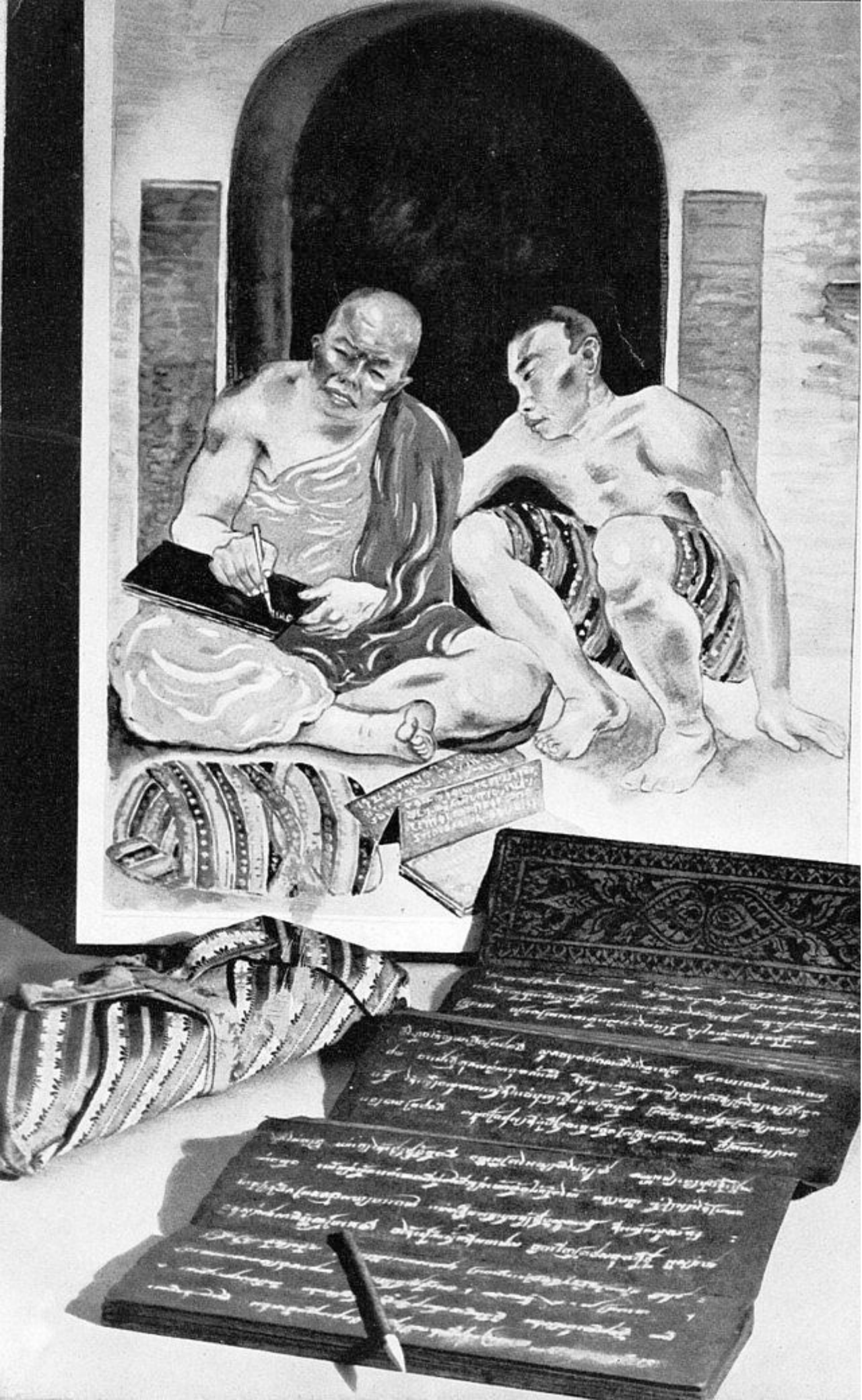
Jedes lebende Wesen, sei es Mensch, Tier oder Pflanze, ist aus mikroskopisch kleinen Bausteinen zusammengesetzt, aus Zellen. Diese bestehen aus einer zähflüssigen Substanz, dem Protoplasma, das sich in fortwährender innerer Bewegung befindet. Es nimmt aus der Umgebung Stoffe auf, so daß es immer etwas anderes und doch immer das gleiche ist. Ohne Protoplasma gibt es kein Leben, es ist die wichtigste Substanz auf dieser Erde und zugleich auch die rätselhafteste unter allen. Wir wissen ebensowenig etwas über seinen inneren Aufbau, seine Struktur, wie über seine chemische Zusammensetzung. Zu etwa 70 v. H. besteht es aus Wasser. Außerdem enthält es verschiedene organische Verbindungen, von denen die Eiweißstoffe oder die Proteine an erster Stelle stehen. Früher sagte man einfach: Die Zelle besteht aus Protoplasma, und das Protoplasma ist eine Eiweißverbindung. Aber die Dinge liegen viel komplizierter.

Unter dem Mikroskop erscheint das Protoplasma als eine gallertartige, kolloidale Masse, vergleichbar etwa einer dünnflüssigen Leimlösung. Es gibt mehrere Anschauungen über den Feinaufbau des Protoplasma, von denen die Waben- oder Schaumtheorie am meisten Anklang gefunden hat. Nach ihr wäre das Protoplasma eine schaumige Masse, etwa so wie Seifen- oder Oelschaum. Der Seifenschaum umfaßt viele Waben oder Kämmerchen, die mit Seifenwasser angefüllt sind. Im Protoplasma sollen nach der genannten Theorie die Zwischenwände aus Eiweiß- oder Fettstoffen bestehen, der Inhalt aus dünnflüssigen Lösungen anderer Eiweißstoffe, aus Fettsäuren, Kohlehydraten, Zucker- und Salzlösungen usw. Eine einzige mikroskopisch kleine Zelle soll aus etwa zwanzigtausend Waben bestehen. Jede von ihnen hat einen anderen Inhalt und wählt das für sie Passende aus den ihr zuströmenden Stoffen aus.

Wenn wir die chemische Zusammensetzung des Eiweißes kennen würden, so wüßten wir von dem Protoplasma sehr viel. Es bereitet dem Chemiker keine Schwierigkeit, die im Protoplasma oder in seinem wichtigsten Bestandteil, dem Eiweiß, enthaltenen chemischen Elemente festzustellen. Nach neueren Feststellungen kommen in jedem lebenden Wesen mindestens 32 Elemente vor, außerdem andere, die nur in bestimmten Tieren oder Pflanzen oder nur in dem einen oder anderen Organ enthalten sind. Grundlegend für den chemischen Aufbau der Eiweißkörper sind Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, Schwefel und Phosphor, um die sich die anderen noch vorhandenen Elemente im Molekül gruppieren. Es kommt vor allem auf den Aufbau des Moleküles an. Unter allen Molekülen ist das der Eiweißkörper am kompliziertesten gebaut. Die Atome sind in Gruppen angeordnet, die gewissermaßen die Bausteine des Moleküles

bilden. Emil Fischer und Abderhalden stellten fest, daß diese Bausteine verhältnismäßig einfache chemische Verbindungen sind, nämlich Aminosäuren. Die verschiedenen Eiweißkörper unterscheiden sich dadurch voneinander, wie diese miteinander zusammenhängen und wie sie angeordnet sind. Gerade deshalb ist es so außerordentlich schwierig, das Rätsel des Eiweißes zu lösen. Man kennt etwa 27 Aminosäuren. Aber es sind viel mehr. Nimmt man nur 20 Aminosäuren an, so sind unter ihnen insgesamt 20 Quadrillionen Kombinationen möglich. Das ist eine Zahl mit 25 Nullen! In Wirklichkeit gibt es aber noch unendlich viel mehr Möglichkeiten. Natürlich kommen nicht alle in der Natur vor. Man nimmt an, daß nicht nur jede Pflanzen- oder Tierart, sondern sogar jedes Individuum sein besonderes Eiweiß hat. Wir können uns nicht vorstellen, welche Wege der Organismus findet, gerade das für ihn richtige Eiweiß aufzubauen. Er nimmt zunächst fremdes Eiweiß auf, und dieses ist für ihn Gift. So oft wir essen, vergiften wir uns. Im Darm werden die fremden Eiweißkörper wahrscheinlich zunächst zu Aminosäuren abgebaut, daraus wird dann ein neutrales „Normaleiweiß", und dieses erst wandelt sich in das dem betreffenden Tiere spezifische Eiweiß um, das in das Blut übergeht. Wenn ein Mensch zum Beispiel rasch hintereinander mehrere rohe Eier ißt, so kann das ganze Eiweiß nicht schnell genug aufgespalten werden. Ein Teil davon geht in das Blut unverändert über, und das führt zu Vergiftungserscheinungen.

Das Eiweiß ist also ein ungemein rätselhafter Stoff, und noch rätselhafter ist das Protoplasma, dessen Hauptbestandteil es bildet. Zu allem anderen kommt noch hinzu, daß die chemische Untersuchung schon deshalb außerordentlich schwierig ist, weil das Eiweiß oder das Protoplasma sich sofort verändert, wenn es aus dem lebenden Körper entfernt und in die Retorte gebracht wird. Ebensowenig läßt sich durch die Untersuchung des Protoplasma ein Einblick in das Triebwerk der lebenden Zelle gewinnen. Wir rühren damit an das Rätsel des Lebens. Entgegen älteren Vermutungen fassen wir Heutigen ein Lebewesen nicht mehr als die Summe seiner Teile und seine Funktionen nicht als die Wirkung der Zelltätigkeit auf, sondern als ein Ganzes, das in allen seinen Teilen wirkt. Das Leben ist nicht das Ergebnis des Chemismus der Zellen, sondern der Organismus lebt als ein Ganzes, und durch seine Lebendigkeit wird die unendlich komplizierte und rätselhafte Substanz des Protoplasma zur Tätigkeit angeregt. Das Leben wirkt gewissermaßen bis hinunter in die letzten und kleinsten Bausteine des lebenden Körpers, und das Protoplasma ist in den Rhythmus des großen Ganzen eingegliedert. Seine innere Beweglichkeit, sein Abbau und Wiederaufbau sind nur der letzte, sichtbare Ausdruck dafür, daß der Mensch oder das Tier als ein Ganzes lebt; und die Fähigkeit, mitzuleben, verdankt das Protoplasma seiner hochkomplizierten chemischen und physikalischen Struktur, in der die Materie bis zur letzten Möglichkeit aus ihrer Erstarrung gelöst ist, so daß sie eben zum Träger der Lebensvorgänge werden kann.



Rechengenies

Von Carl Graf v. Klinkowstroem

Die Geschichte hat uns zahlreiche Beispiele von hervorragenden Gedächtnisleistungen überliefert. Seneca erzählt von sich selbst, er habe zweitausend Verse nach einmaligem Vorsprechen fehlerlos wiederholen können. Vom König Cyrus, vom Kaiser Hadrian und von Scipio Africanus wird uns berichtet, sie hätten alle Soldaten ihrer Armeen beim Namen gekannt. Der gelehrte Joseph Scaliger soll in drei Wochen den ganzen Homer und innerhalb von vier Monaten alle griechischen Dichter auswendig gelernt und behalten haben. Uffenbach sah 1710 zu Hannover einen blinden Magister namens Libbes, der mit Leichtigkeit tausend Namen oder Zahlen, die man ihm vorsprach, in der richtigen Reihenfolge wie auch umgekehrt wiederholen konnte. Ebenso gab er nur einmal gehörte Predigten wörtlich wieder.

Von der Verwendung eines solchen überdurchschnittlichen Gedächtnisses zur Erledigung von verwickelten Rechen-Operationen hören wir aber erst im achtzehnten Jahrhundert. Da lebte im Jahre 1751 zu Elmton bei Chesterfield ein einfacher und nicht gescheiter Mann namens Jedediah Buxton, der sein ausgezeichnetes Gedächtnis auf allerhand kopfrechnerische Leistungen trainiert hatte. Zum Beispiel auf die Frage nach der Anzahl von Gerstenkörnern, die nebeneinandergelegt eine Länge von 8 Meilen decken würden, gab er in eineinhalb Minuten die Zahl 1 520 640 an. Oft waren die ihm gestellten Aufgaben weit verwickelter, aber stets vermochte dieser Tagelöhner im Kopf die Rechenarbeit zu bewältigen. Die Resultate behielt er monatelang im Gedächtnis.

Die gleiche Fähigkeit besaß der siebzigjährige Neger Thomas Fuller, der 1789 in Virginia (USA.) lebte. Auf die Frage, wieviele Sekunden jemand gelebt habe, der 70 Jahre, 17 Tage und 12 Stunden alt geworden sei, gab er nach eineinhalb Minuten die Antwort: 2 210 500 800. Einer der Anwesenden, der zur Kontrolle auf dem Papier mitrechnete, meinte, die Summe sei nicht ganz so groß, wie Fuller angegeben habe, worauf dieser sagte: „Ich wette, Sie haben die Schaltjahre vergessen" — was sich als richtig erwies.

Im neunzehnten Jahrhundert hat sich insbesondere Martin Zacharias Dase aus Hamburg (geboren 1824) einen Namen gemacht, der schon im Alter von fünfzehn Jahren öffentlich auftrat. Er multiplizierte beliebige vielstellige Zahlen und konnte acht Stunden lang rechnen, ohne zu ermüden. Im übrigen war er geistig nicht besonders befähigt und verstand nichts von der höheren Mathematik. Aber in den vier Grundrechnungsarten blieb er lange unerreicht. — Erst der 1848 geborene Kaufmann Friedrich Albert Heinhaus kam ihm wieder nahe. Sein Programm umfaßte unter anderem: Einmaleins bis 200; Multiplikation drei- und vierzifferiger

Zahlen mit sich selbst; Angabe der Gesamtsumme von etwa acht bis zehn beliebigen drei- bis vierstelligen Zahlen, sobald die letzte auf der Tafel steht; Ermittlung des Wochentags eines beliebigen Datums.

In unserer Zeit war es insbesondere der 1929 als Fünfzigjähriger verstorbene Deutsche Dr. Gottfried Rückle, der durch seine Vollendung und Vielseitigkeit als Rechenkünstler alle in Erstaunen versetzte. Der Kutschersohn erhielt auf dem Frankfurter Gymnasium eine Freistelle. Im Alter von 21 Jahren machte Rückle in Gießen seinen mathematischen Doktor. 1904 zeigte sich der Vierundzwanzigjährige auf einem Pariser Kongreß allen anwesenden Rechenkünstlern weit überlegen. Zwanzig Jahre später blieb er in Berlin bei einem Wettrechnen mit elektrisch betriebenen Rechenmaschinen ebenfalls überlegener Sieger. Von Rückle werden Rekordzeiten mitgeteilt, die zu seinen Lebzeiten wohl nicht überboten worden sind. Zum Quadrieren dreistelliger Zahlen brauchte er eine halbe Sekunde. Eine Reihe von 504 beliebig ausgelosten Ziffern, die ihm vorgesprochen wurden, vermochte er innerhalb von 34 Minuten und 39 Sekunden auswendig zu lernen und fehlerlos zu wiederholen. Rechentricks wendete er nicht an. Sein Gedächtnis ließ ihn auch auf anderen Gebieten nicht im Stich. Als Alkoholiker arbeitete er am besten, wenn er nicht mehr ganz nüchtern war.

Der bekannte Dr. med. et phil. et rer. pol. Fred Brauns ist ihm in den Leistungen nicht unähnlich. Schon als Kind hat er seine Lehrer verblüfft. Als praktischer Arzt berufstätig, zeigte er seine Fähigkeiten als Rechen- und Gedächtniskünstler nur in Freundeskreisen, bis die Inflation sein Vermögen entwertete und er seinen ärztlichen Beruf mit dem des Rechenkünstlers vertauschte. Seitdem hat er seine Leistungsfähigkeit durch ständige Uebung gesteigert. Genau wie bei Rückle ist sein Sehgedächtnis ebensogut ausgebildet wie das akustische. Das heißt, es macht ihm nichts aus, ob ihm eine Zahlenreihe oder Rechenaufgabe schriftlich oder mündlich übermittelt wird. Im letzteren Falle merkt er sich Zahlenungetüme im allgemeinen nur nach ihrem klanglichen Rhythmus. Eine besonders eindrucksvolle Vorführung hat Brauns vor der Kant-Gesellschaft in München gezeigt. Er schrieb acht beliebig gewählte zweistellige Zahlen untereinander an die Tafel und erhob diese unmittelbar in die zehnte Potenz. Zugleich ließ er sich aus dem Kreise der Zuhörer Tages- und Jahresdaten zurufen und vermochte, ohne sich in seinem Kopfrechnen stören zu lassen, sofort den jeweiligen Wochentag zu nennen. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Brauns auch über ein gedächtnismäßiges Wissen von rund 200 000 Daten aus der Weltgeschichte verfügt und also auch hier kaum auf eine Frage die Antwort schuldig bleibt. Seine Vorträge hält er in fünfzehn verschiedenen Sprachen. Im übrigen ist er ein außerordentlich lebendiger und witziger Gesellschafter, so daß man wohl sagen kann, daß sich hier durchaus keine einseitige Begabung zeigt, sondern ein allgemein hochbegabter Kopf mit außerordentlichen Sonderfähigkeiten.

Das Geheimnis der Gallen

Von Dr. G. von Frankenberg-Hannover

Jeder kennt den „Schlafapfel", der gleich einer zottigen Moosflocke im Wildrosenstrauch hängt, und erst recht den Gallapfel unter dem Eichenblatt, aus dem man einst Tinte bereitete. Wenige aber wissen, welches Rätsel diese und andere „Gallen" der Wissenschaft aufgeben. Schneidet man einen „Bedeguar" der Rose auf, wie es unsere erste Tafel zeigt, so erkennt man, daß er Kämmerchen enthält, in denen fette „Maden" hausen. Es sind die Larven eines winzigen Hautflüglers, der Rosen-Gallwespe. Der Schlafapfel ist ein vollendetes Hotel mit zahlreichen Zimmern, tadelloser Verpflegung und aufmerksamer Bedienung...

Und hier liegt das Problem der Galle, die ein merkwürdiges Doppelwesen ist. Sie besteht zwar aus den Zellen der „Wirtspflanze", aber mit jeder Faser dient sie dem Schmarotzer, der in ihr lebt! In unserem Falle entsteht sie, indem eine kleine Wespe ihr Ei in der lebenden Pflanze unterbringt und die daraus schlüpfende Larve bestimmte Stoffe absondert. Dieser Reiz veranlaßt die Pflanze zu einer Wucherung, die in Bau und stofflicher Zusammensetzung ganz wunderbar an die Bedürfnisse des Schmarotzers angepaßt ist. Vorzüglich ist z. B. für seine Sicherheit gesorgt: Um die Wohnkammern herum findet sich gewöhnlich eine verholzte Schicht, außen stehen die Zotten, bei manchen Rosengallen sogar regelrechte Stacheln, während der Eichapfel durch seinen Gehalt an bitterer Gerbsäure gegen Gefressenwerden geschützt ist. Die Larvenkammer selbst ist ausgekleidet mit einem Nährgewebe, das Eiweiß, Stärke oder Oel enthält und ständig nachwächst wie ein Pudding im Schlaraffenland. Die zur Galle führenden Leitungsbahnen der Pflanze sind vergrößert, und oft sind Lufträume in Form lockeren Gewebes ausgebildet, so daß es dem Insassen dieses fidelen Gefängnisses an nichts fehlt. Das Erstaunlichste aber ist, daß die Wirtspflanze auch noch, soweit nötig, für sein „Fortkommen" sorgt: An gewissen Gallen springt, wenn das Tier ausgewachsen ist, eine Art Türspalte auf, oder es öffnet sich sogar ein Deckelchen, so daß der Bewohner mühelos ins Freie gelangt und andere Pflanzen der gleichen Art mit seinen Eiern belegen kann.

Was veranlaßt die Pflanze zu so uneigennützigem Verhalten gegen ihre Feinde? Warum wirft sie nicht einfach die befallenen Blätter ab, statt eine „fremddienliche Zweckmäßigkeit" zu üben, die aller Erfahrung Hohn spricht und mit Darwins Theorie von der Vervollkommnung der Lebewesen durch Auslese des Passendsten im Daseinskampf unvereinbar schien? An kühnen Hypothesen zur Erklärung dieses Widerspruchs hat es nicht gefehlt. Die berühmteste und zugleich seltsamste läuft darauf hinaus, die Pflanze fühle so etwas wie Mitleid mit den hilflosen Würmchen, die sie

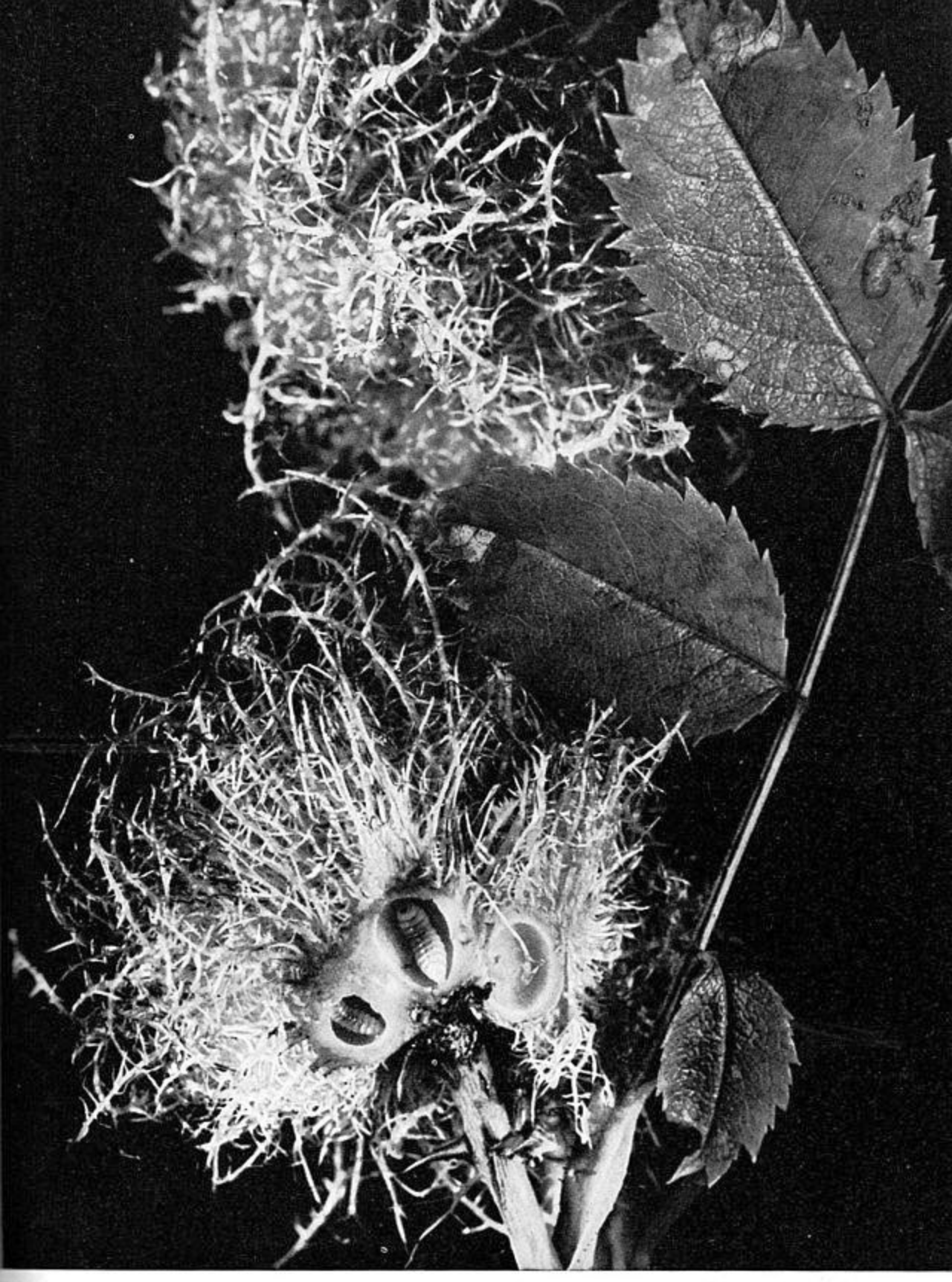
mit ihren Säften nährt. Durch eine geheimnisvolle Gedanken- oder doch Gefühlsübertragung sollte sie Lust und Leid ihres Parasiten mitempfinden und es deshalb so einrichten, daß er zufriedengestellt würde. Ich brauche wohl kaum zu betonen, daß diese Deutung, so poetisch sie anmuten mag, völlig in der Luft schwebt und mit Wissenschaft nichts zu tun hat, obwohl sie seiner Zeit eine erhebliche Bedeutung gewonnen hatte und noch immer Anhänger besitzt.

Es wäre zu einer so grundfalschen Auffassung nie gekommen, wenn man sich stets vor Augen gehalten hätte, daß eine Galle, obwohl aus dem lebenden Gewebe der Pflanze bestehend, dennoch *das Werk ihres Bewohners* ist. Alles spricht dafür, daß die Gallentiere die Fähigkeit besitzen, *hormonartige Stoffe* abzusondern, die ihren Wirt zu abnormen Bildungen nötigen. Sie erteilen der Pflanze sozusagen *chemische Befehle*. Diese Gabe konnte sich allmählich vervollkommnen, wobei die Auslese natürlich an den Tieren, nicht etwa an der Wirtspflanze einsetzte. Die ersten Gallen waren ohne Zweifel höchst primitiv. Vielleicht kennt der Leser die rötlichen Beulen oder Aufwölbungen an Johannisbeerblättern, unter denen stets eine Kolonie bernsteingelber Blattläuse sitzt. Da haben wir eine sehr einfache Gallenbildung vor uns.

Die Gallenbewohner sind also „Spezialisten für hormonale Wachtumsbeeinflussung". So wird es auch begreiflich, weshalb die Pflanze jeder Gallentierart ihr besonderes Häuschen zu bauen vermag. Auf der Rose leben mehrere Arten der Gallwespengattung Rhodites, und jede hat stets ihre charakteristische Galle, an der sie sofort erkannt werden kann. Die Eiche beherbergt eine geradezu unglaubliche Vielzahl von Gallengästen, Wespen, Mücken, Raupen, Milben usw., und sie alle bekommen Wohnung und Verpflegung *nach ihrem persönlichen Geschmack*. Unsere dritte Abbildung zeigt z. B. die „Eichenrose" oder „Hopfengalle", eine Umbildung der Knospen, die von der Gallwespe Andricus fecundator hervorgerufen wird. Jedes dieser Röschen umschließt eine „Innengalle", die im Herbst herausfällt, — wieder eine bemerkenswerte Leistung der Wirtspflanze! Woher soll der Eichbaum die zoologischen Kenntnisse haben, um nur die Dutzende von Gallwespenarten zu unterscheiden, die sämtlich mit besonderen Wünschen bei ihm Quartier nehmen! Offenbar sondert jede Art ihre eigenen Hormone ab.

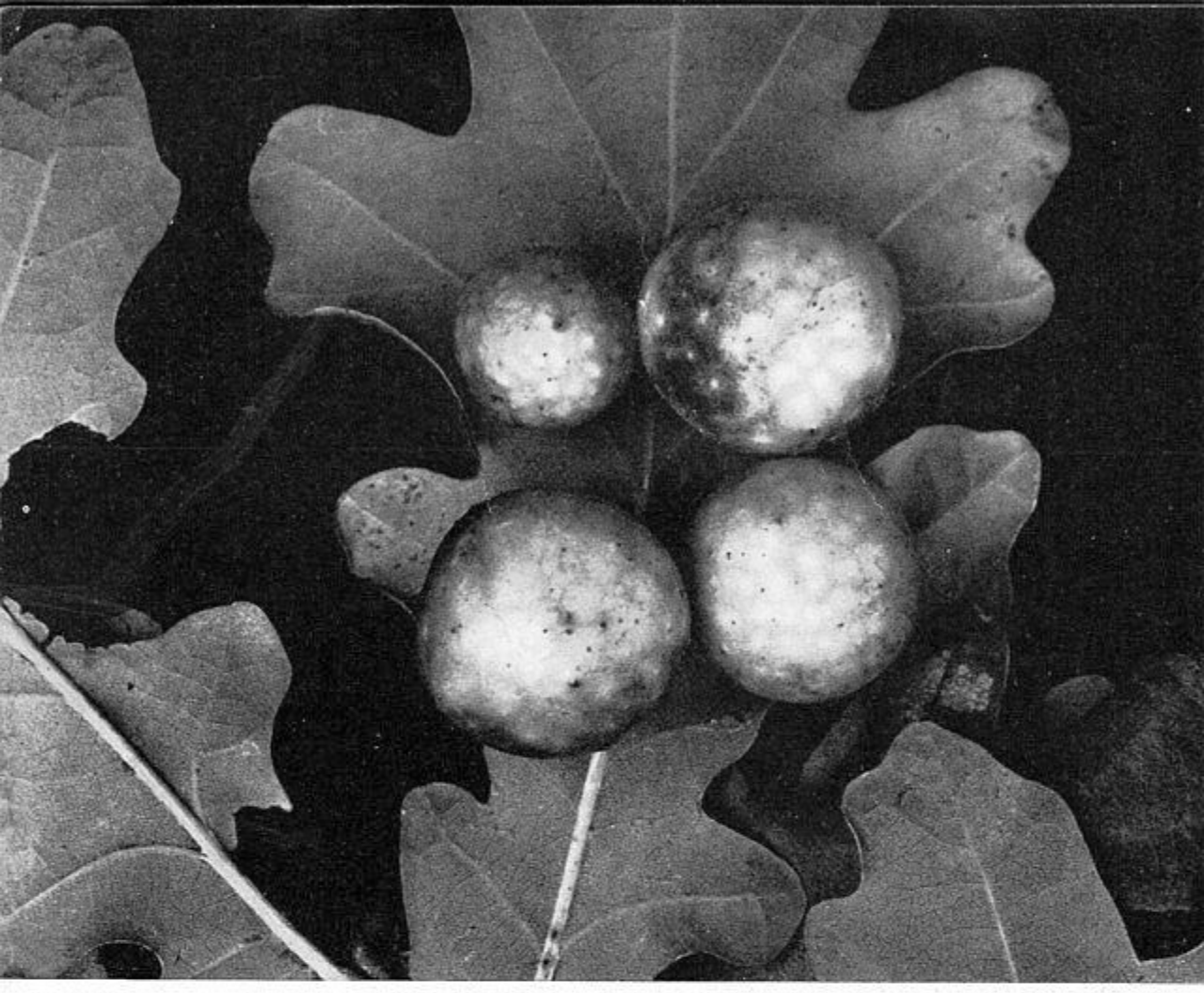
Das nächste Bild zeigt vielkammerige Gallen, die an eine Ananas erinnern und von gewissen Blattläusen bewohnt werden. Die Kämmerchen öffnen sich im Hochsommer selbsttätig! Auf dem letzten Bilde sehen wir die knorpelharten Wohnungen von Gallmückenlarven (Hormomyia) auf einem Buchenblatt.

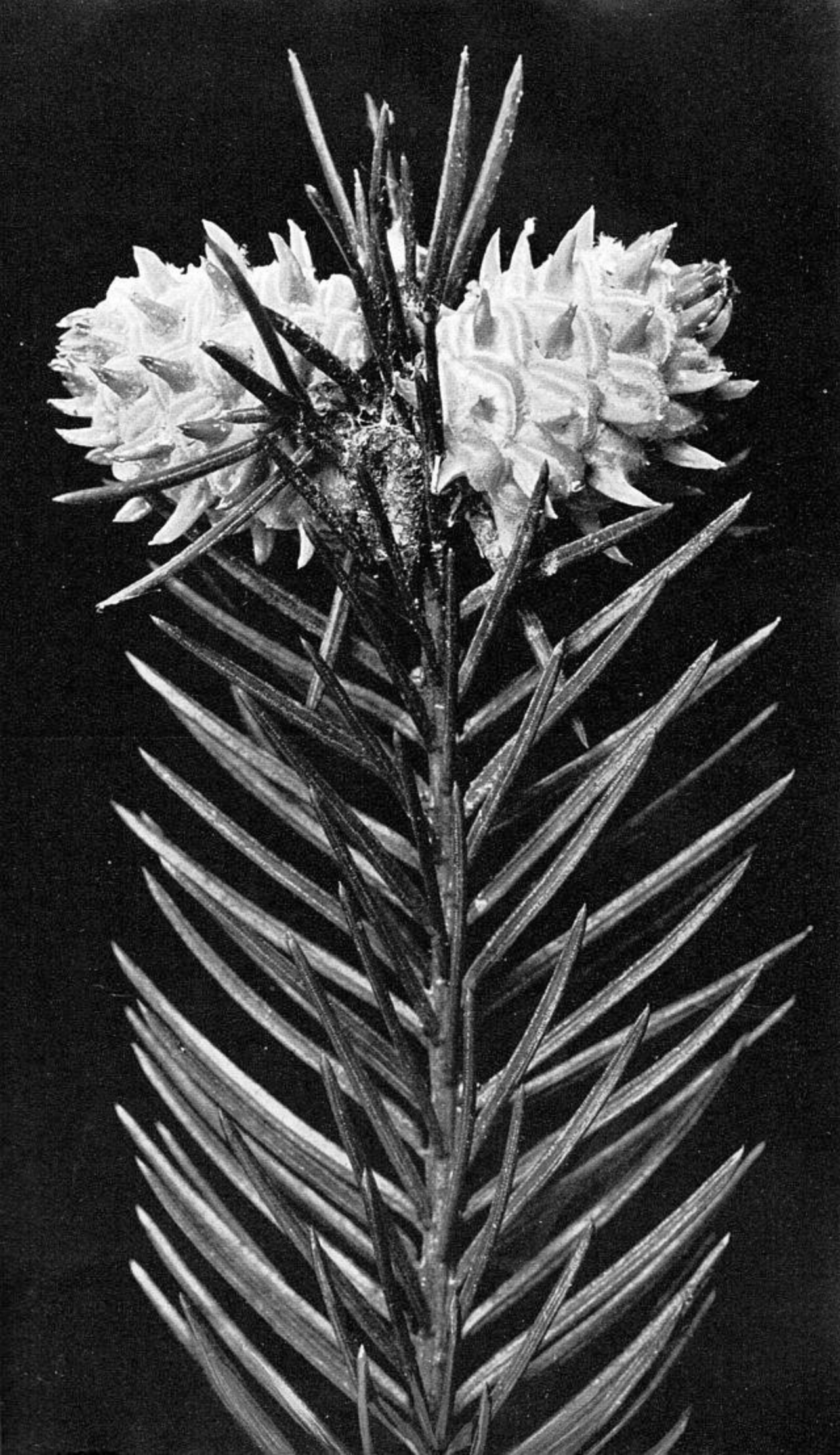
Galläpfel galten früher als Orakel. Je nachdem, ob man zu bestimmter Jahreszeit einen „Wurm" oder eine „Fliege" darin fand, rechnete man mit strengem Winter, Teuerung, Kriegsgefahr und dergleichen. Von all dem verraten die Gallen nichts. Aber sie vermitteln uns einen Blick in die Geheimnisse der Natur.



Gallen

Obige Abbildung: Bedegar-Galle an einer wilden Rose
Umseitig: Galläpfel (oben) und Knospengallen (unten)





Gallen der Buchengallaus. — Bild der vorigen Seite: Chermes-Gallen an Fichte

In Bereitschaft

Erzählung von Werner Oellers

In einem Deiner letzten Briefe, lieber Freund, noch aus der Ruhestellung hinter der Front, schriebst Du vom Sinn des Opfers, den Du um so höher bemaßest, je geringer er scheine und je weniger der Opfernde nach ihm frage. Du gingst so weit, das Opfer erst dann vollkommen zu nennen, wenn es in nichts bestünde als in der Ergebenheit in den Willen Gottes, die jede Frage ausschließe, ob auch dem Wachen und Klarsichtigen der Schweiß aus allen Poren bräche, wenn er bete: Dein Wille geschehe! Gewiß habe, so meintest Du, jede Selbstentäußerung ihre Folge und also ihren Sinn, doch wäre zu allen Zeiten nur der Gottheit geopfert worden in einer Hin-Gabe ohne Entgelt.

Daran habe ich oft in letzter Zeit gedacht, und ich darf Dich nun an diese Ueberlegungen erinnern, da ich Dir mitteile, daß unser Freund Christoph nicht mehr unter den Lebenden weilt. Vor vierzehn Tagen ist er, achtundzwanzig Jahre alt, nach kurzem Krankenlager dahingegangen. Vor vier Wochen war er das letztemal bei uns, unangemeldet und ganz überraschend. Wir fanden ihn hohlwangig und blaß, ohne indessen beunruhigt zu sein; denn wir kannten ja diese häufigen Ermattungserscheinungen, seit er vor Jahren hatte operiert werden müssen, und so glaubten wir um so eher seinen Versicherungen, die das ungute Aussehen auf nichts als auf die kriegsbedingte Ueberarbeitung und die vielen Nachtwachen in der Klinik zurückführten. Wie weit er damals schon die Geschwindigkeit der drohenden Entwicklung vorausgesehen hat, vermag ich nicht zu sagen, zumal ja auch die größte Seele nicht frei von den Selbsttäuschungen und Schwächen der Kreatur ist, und wo das Menschliche fehlt, bleibt am Ende auch nichts zu überwinden. Wer nicht an den Tod denkt, kann keine Angst vor ihm haben.

Sein Wesen schien in nichts geändert, seine stille, leidenschaftslose Art war die alte geblieben, und bei den Kindern, mit denen er sich mit nie versagender Geduld beschäftigte, wurde er gar fröhlich und aufgeräumt. Wir machten einen Spaziergang durch das Dorf und den nahen Wald, und wie immer wurden viele Leute auf ihn aufmerksam, dessen Aeußeres, wie Du ja weißt, mit seinem Innern so erstaunlich übereinstimmte und von jeher jeden gesunden Menschen angezogen hatte. Wir verbrachten einen still-unterhaltsamen Abend, aus dem mir seine Zuversicht in die Zukunft und sein Vertrauen auf die Vorsehung in stärkster Erinnerung geblieben sind. Kurz vor dem Abschied, am nächsten Tage, schob er uns, wie beiläufig, ein postkartengroßes Photo über den Tisch. „Ihr habt euch ja immer beklagt, kein Bild von mir zu haben", sagte er. Damit stand er auf und ging an die Garderobe, seinen Mantel anzuziehen.

Acht Tage später teilte ein Telegramm seiner Eltern uns mit, Christoph läge in seiner Klinik schwer krank danieder. Eine Stunde danach saß ich im Zuge.

Bei meiner Ankunft ließ mich der Professor durch die Pfortenschwester, die mich von früheren Besuchen her kannte, sogleich zu sich bitten. Während sie mich über die langen, steingetäfelten Korridore, durch Arzneigeruch, an gespenstisch daherfahrenden Krankenwagen vorbei zum Besuchszimmer führte, sagte sie: „Wir sind noch ganz fassungslos. Man hört nur noch die Frage: ‚Wie steht es um Doktor Kamp?'"

Der Professor, ein noch elastischer Fünfziger, ein kluger, vornehmer Kopf, ließ mir über Christophs Zustand keinen Zweifel. Hätte er mir die Wahrheit zu verheimlichen getrachtet, ich hätte sie ihm aus den Augen gelesen, so wenig vermochte er seine Bewegung zu bewältigen.

„Es ist dies die bitterste Eröffnung, die ich je zu machen hatte", sagte er mit mühsam gewählten Worten, „und sie wäre es vielleicht auch, wenn Herr Kamp nicht mein Schüler und ein so hervorragender Arzt gewesen wäre. In der Nacht, ehe er zusammenbrach, ist er im Dienst an seinen Verwundeten und Kranken, wie wir festgestellt haben, noch neunzehnmal aufgestanden. Mir ist heute unfaßbar, wie er uns alle, leider auch mich, so lange hat täuschen können."

Während er einen Augenblick schwieg, brauste das „Gewesen wäre!" in meinen Ohren.

„Als wir ihn vor Jahren, nachdem er sich die Infektion zugezogen hatte, operieren mußten, konnten wir hoffen, den ganzen Krankheitsherd beseitigt zu haben. Doch war uns auch klar, daß, wenn diese Hoffnung trügen sollte ..."

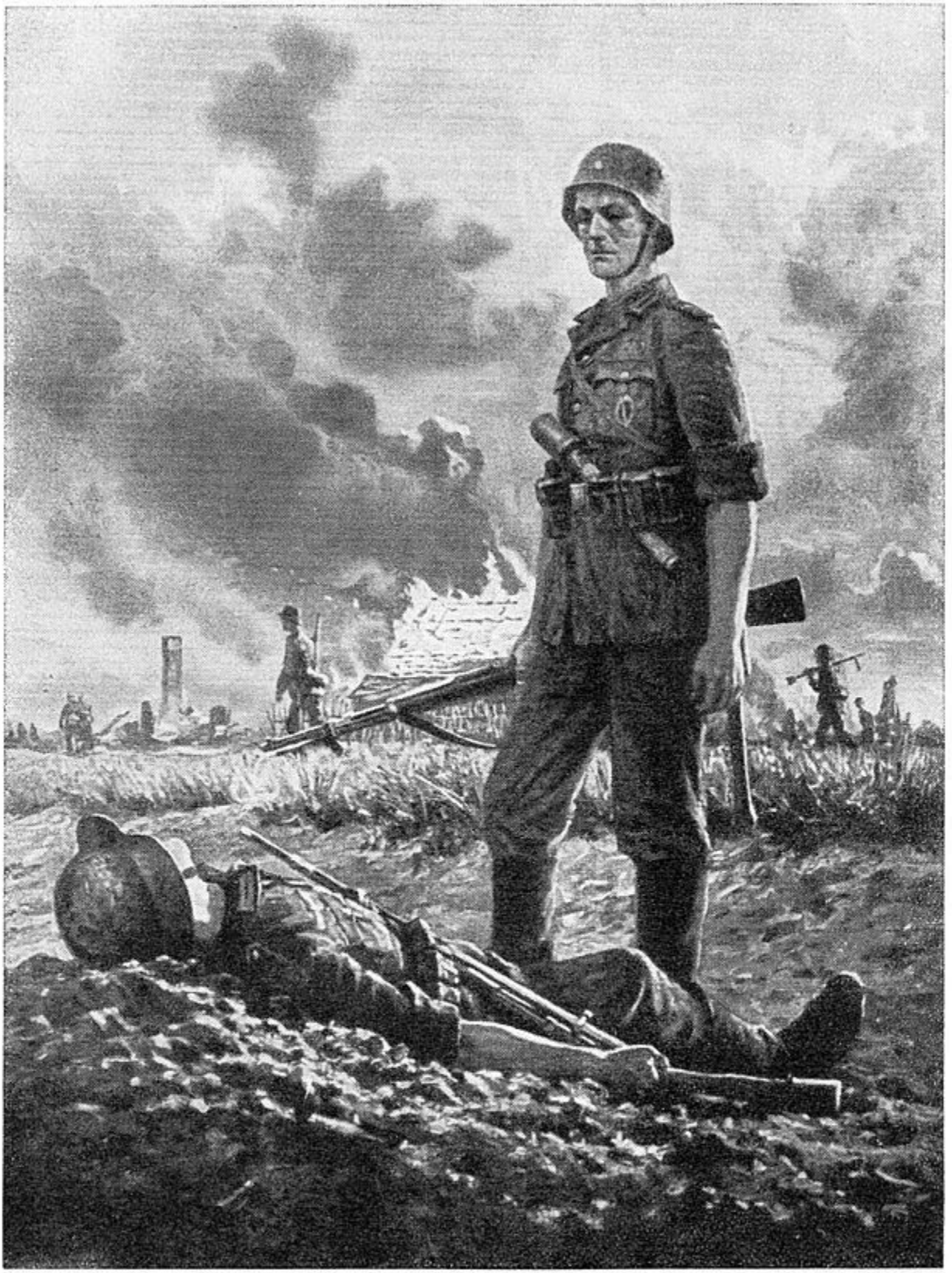
Er suchte wieder nach Worten, und so vollendete ich leise: „... es keine Rettung gäbe?"

„Kein Mensch vermöchte zu leben, vermöchte er nicht gegen die Hoffnung zu hoffen", erwiderte der Professor. „Ob gesund oder krank, wir alle sind in der Hand Gottes. Daran bei ihm und auch bei den Eltern zu denken, möchte ich Sie herzlich bitten."

Und wieder nach einer Pause: „Er hat sich nach dem Zusammenbruch mit allen Mitteln gegen eine Röntgenaufnahme gewehrt; als ich dann die Platte sah, wurde mir alles klar — entsetzlich klar.

Er war ja Internist und also für seinen Fall besonders zuständig. Wir wissen jetzt auch, daß er, wenigstens einige Male, Blut- und Urinproben von sich unter fremden Zeichen durch seine Studenten hat untersuchen und vor einem halben Jahr unter belanglosen Vorwänden durch eine neue Helferin sich hat röntgen lassen. Dieses Bild hat, außer ihm, nie einer gesehen."

Jetzt hatte auch ich Mühe, meine Fassung zu bewahren. Ich sah ihn plötzlich wieder unerwartet, bleich und hohlwangig, bei uns hereinkommen und sah ihn unvermittelt sein Bild über den Tisch schieben. Er war gekommen, sich zu verabschieden.



Zum Heldengedenktag

„Mein Kamerad" von Herbert Rothgaengel

„Er hat sich ja auch", sagte der Professor wieder, „nachdem unser Röntgenbefund schon vorlag, einer Benachrichtigung der Eltern aufs entschiedenste widersetzt. Als wir dennoch pflichtgemäß telegraphierten, hat er uns das sehr übelgenommen. Ich verstehe ihn jetzt auch darin."

Das letztere sagte er leise vor sich hin, als spräche er zu sich selbst.

„Und was haben Sie ihm gesagt?" fragte ich.

„Er und ich", entgegnete er, „müssen einander eine bestimmte Rolle vorspielen. Das weiß er so gut wie ich. Er hält die Bühne nicht für das Leben, und ich nehme sein Lächeln nicht ernst. Er selbst hat doch Hunderten von Sterbenden zureden und Hoffnung machen müssen, er weiß um jedes Wort, das in solchen Lagen möglich ist, und um jedes Täuschungsmittel. Dennoch, denken Sie bitte daran, müssen wir spielen."

Damit stand er auf.

Der Besuch im Krankenzimmer, wo die Eltern am Bett saßen, verlief so, als handle es sich um einen zwar nicht leicht zu nehmenden, doch auch nicht bedrohlichen Fall. Was freilich inwendig vorging, in den vier Herzen, wäre in Worten kaum aufzuschreiben.

Christoph lächelte bei meinem Eintritt aus den hochgetürmten Kissen, wie er immer gelächelt hatte, aber ich gewahrte deutlich, wie er mich gespannt beobachtete und mich nicht aus dem Blick ließ. Von seinem Schwächeanfall würde vielzuviel Aufhebens gemacht, brummte er, und er verstünde weder den Professor noch seine Kollegen, die deswegen die halbe Welt alarmierten. In vierzehn Tggen, wir würden schon sehen, wäre er wieder der alte. Mit mir freilich stünden die Dinge anders — und er gab mir dringende Ratschläge für meine, wie Du weißt, ein wenig fragwürdige Gesundheit und erkundigte sich eingehend nach den Kindern.

Der Oberarzt und die Schwester kamen und empfahlen dem Patienten Ruhe. So gingen wir.

Die alten Leute hatten in der Stadt ein Quartier genommen und wollten von den Anstrengungen und Aufregungen ein wenig ausruhen. So war ich, als ich ein paar Stunden später in die Klinik zurückkehrte, um mich zu verabschieden, mit Christoph allein.

„Ich hätte noch eine Bitte an dich", sagte er. „Vielleicht dauert es doch länger mit meiner Krankheit, als wir jetzt voraussehen können, und dann brauchte man hier meine Stube. Hol doch aus meiner Hose drüben meinen Schlüsselbund und schließ die mittlere Schreibtischlade auf! Nimm bitte den Inhalt an dich und verbrenne ihn!"

In der Schublade fand ich einundzwanzig Briefe einer Salzburgerin, alle in demselben bläulichen Leinenumschlag, alle aus dem letzten halben Jahr, der letzte drei Wochen alt; alle verschlossen, alle ungelesen.

Als Christoph und ich einander die Hand gaben, wußten wir beide, daß es das letztemal war.

Drei Tage später konnte er nur noch mit Mühe sprechen. Als die Schwester ihm noch einmal das Bett zurechtmachte, hauchte er, kaum verständlich: „So ist's recht, Schwester, jetzt haben Sie's noch leichter!" Und als sie ihn darauf erschrocken ansah: „Sagen Sie nur auch gleich dem Barbier Bescheid!"

Eine Viertelstunde später war er tot; 28 Jahre alt.

Die Ablösung

Episode aus einer der harten Winterschlachten

erzählt von Uffz. Max Lippold

Einundvierzig Grad unter Null zeigt das Thermometer. Es ist eben dunkel geworden. Die Leuchtspurgeschosse peitschen über die Schneefelder. Hinter den Männern knistert das Gebälk der brennenden Holzhäuser. Nur die letzten Hütten am Westausgang des Stützpunktes, wo die Verwundeten liegen, sind noch von den Granaten verschont geblieben.

Das Regiment erhält in dieser Stunde den letzten Funkspruch vom Stützpunkt Nord: Wir kämpfen gegen eine zehnfache Uebermacht. Das Dorf steht in Flammen!

Aber die Antwort des Kommandeurs kann drüben nicht mehr empfangen werden. Ein Volltreffer hat das Funkgerät vernichtet. Die Drahtverbindung ist schon längst irgendwo unterbrochen. Der Leutnant, der den Stützpunkt Nord verteidigt, weiß nicht einmal, ob das Regiment die letzte Meldung verstanden hat. Wie auf einer weltabgelegenen Insel steht er mit seinem immer kleiner werdenden Zuge Infanterie, rettungslos verloren, falls ihre Kampfkraft erlahmen sollte...

Doch der Kommandeur hat den Leutnant verstanden. Die Ablösung kommt, aber es ist kein Offizier dabei. Ein Oberfeldwebel führt die Männer. Rasch hat der Leutnant einen Entschluß gefaßt: Er behält weiter die Verteidigung des Stützpunktes, er bleibt! Er hat die Erfahrung der letzten achtundvierzig Stunden und weiß, daß höchste Gefahr besteht. Die Bolschewisten greifen ununterbrochen an. Wie das peitscht und zischt! Granaten schlagen ins Dorf. Gleich werden die Bomber kommen.

„Sie führen den Zug in die Quartiere zurück!" befiehlt der Leutnant dem Unteroffizier Kionka. „Und Sie melden dem Regiment, daß ich den Stützpunkt weiter verteidige."

Zögernd verläßt Kionka mit seinen Männern das Dorf. Er befürchtet das Schlimmste und möchte beim Leutnant bleiben. Er ist immer an seiner Seite gewesen, in all den bösen Tagen. Aber Befehl ist Befehl. Noch einmal blickt er sich um und starrt unschlüssig in die lodernden Flammen. Stützpunkt Nord brennt, eine halbe Stunde ist

es taghell ringsum... Die furchtbare Kälte lähmt nicht nur die Glieder. Auch der Wille, die seelische Kraft der kämpfenden Männer droht der Natur zu unterliegen. Einige wälzen sich hinter einem künstlichen Schneewall, rollen sich hin und her, bis das Blut allmählich wieder durch den Körper pulsiert. —

Der Feind greift an! Von drei Seiten stürmt er auf den Ort. Der Leutnant jagt ein Magazin nach dem anderen aus seiner Maschinenpistole. Zuletzt reißt er sich die Handschuhe von den Händen, um die Magazine schneller füllen zu können. Da dringen auch von der Westseite des Dorfes Geschrei und Waffenlärm herüber: Der Gegner hat den Stützpunkt eingeschlossen und versucht nun von rückwärts in die Häuser zu gelangen...

Der Leutnant starrt einige Sekunden wortlos vor sich hin. Das ist wohl das Ende! Das Ende? Nein, noch lebt er, und noch hat er tapfere Männer um sich. Schnell entschlossen zieht er hier und dort einen aus den Gruppen heraus, und mit Handgranaten bewaffnet dringen sie zum Westausgang vor. Einige Verwundete aus den letzten Häusern schleppen sich ihnen entgegen. So wie sie sind, ohne Rock, ohne Mantel, haben sie sich retten können. Der Leutnant reißt sich als erster den Mantel vom Körper und reicht ihn den Verwundeten. Dann bricht er in die von den Bolschewisten besetzten Häuser ein. Handgranaten fliegen durch Türen und Fenster. Maschinenpistolen mähen jeden nieder, der sich zeigt. Es gibt kein Erbarmen in diesem Nahkampf. Der Leutnant hört keine Stimmen der Getroffenen und kein Geschrei der um die Hausecken fliehenden Sowjets. Seine Ohren sind verschlossen. Seine Augen jedoch sehen alles um einen Bruchteil der Sekunde früher, bis es plötzlich schwarz vor ihm wird und er irgendwo hart aufschlägt...

Aber er wird wieder wach und steht auf. Jawohl, es gelingt ihm, sich zu erheben, und er sieht, daß er auf einer Treppe gelegen hat. Es ist Nacht, und die Sterne flimmern in der Höhe. Der Häuserkampf ebbt ab. Er hört die Rufe seiner Männer und denkt: Sie kämpfen auch ohne ihren Leutnant. Sie kämpfen, bis sie sterben!

Aber ist das nicht die vertraute Stimme seines Unteroffiziers Kionka? Er täuscht sich nicht. Kionka, der die Abgelösten in die Quartiere führen sollte, hat den Befehl nicht ausgeführt. Er ahnte wohl, daß der Leutnant ihn heute noch brauchen würde und hat mit seinem Zuge auf diesen Augenblick gewartet. Nun ist er dem eingedrungenen Feind in den Rücken gefallen und hat geholfen, den Stützpunkt wieder freizukämpfen.

Als sich der verwundete Leutnant von der Treppe erhebt, steht Kionka vor ihm. Die Kameraden, die eben noch eingeschlossen waren, wissen nicht, wie dieses Wunder zustande gekommen ist. Sie fragen auch nicht danach. Auch der Leutnant fragt nichts. Aber er denkt an das Eiserne Kreuz, das Kionka nun bald an der Brust tragen wird...

Zweiundvierzig Grad unter Null zeigt das Thermometer.

Das fremde Mädchen

Eine Geschichte von Hans Wegner

Der Zug fuhr durchs Land. Der Wind zauste in Georgs Haar. Eine selige Stille schwebte über den Feldern und Wiesen. Auf dem fernen Walde lag blauer Dunst, und zwischen den grünen Schilfinseln des Sees funkelte das Wasser hart und grell wie Metall. Mit Inbrunst sog Georg, der regungslos am Abteilfenster stand, in seine Lungen den Duft, der von frischer Erde kam. Heimat! Er überdachte sein Tun des letzten Jahres und gestand sich, daß dies alles aus seinem Innern verwischt war. Gewiß hatte ihn damals leise Wehmut beschlichen, als er den kleinen Hof zurücklassen mußte. Aber schon die ersten Briefe des Ortsbauernführers hatten ihn in seinem Vertrauen bestärkt: andere Hände kümmerten sich um seinen Besitz und schafften weiter, wo er aufgehört hatte. Dann erreichte ihn der erste Brief des fremden Mädchens, das von dem nahen Lager gekommen war. In jeder Woche erhielt er Rechenschaft über ihr werkliches Tun.

Der Zug hielt. Niemand war da, der sich um ihn kümmerte. Es war ja auch nicht Vesperzeit, ging es ihm durch den Kopf. Auf dem Weg zum Dorf begegnete er einigen Bekannten, die ihn nicht anhielten, weil er einen raschen Schritt hatte. Es trieb ihn nach Hause. Schon von weitem erkannte er die gebückte Gestalt eines Mädchens. Das mußte Luise sein. Beim Näherkommen sah er ihre braungebrannten kräftigen Arme, und dann blickte er ihr gerade ins Gesicht, als sie unvermittelt den Kopf hob. Die schmalen roten Lippen öffneten sich ein wenig, ließen für einen Augenblick das Weiß der Zähne durchschimmern. So hell von der Sonne beschienen, war das Gesicht sehr hübsch mit seinen braunen Augen und dem dunkelblonden Haar. Zwei Menschen, die sich fremd waren von Angesicht zu Angesicht, senkten die Augen ineinander, und sie fühlten, wie eine geheime Neugierde zwischen ihnen erwachte. Georg war der erste, der Schweigen und Verlegenheit ablöste: „Nun, Luise, haben Sie mich gleich erkannt?“ Sie nickte stumm mit dem Kopf und erwiderte: „Sie schrieben ja, daß Sie auf Urlaub kämen!“

Luise deckte schnell den Tisch, schnitt ein paar Brote und stellte kalte Milch hinzu. Dann eilte sie aus dem Zimmer, in dem sie beide für einen Augenblick Platz genommen hatten, und überließ Georg seinen Gedanken. Sie meinte, die Kuh müsse gemolken werden. Georg aß hastig, denn es drängte ihn, den Hof in Augenschein zu nehmen. Er durchschritt aufmerksam und bedächtig alle Stuben und Ställe, er durchstöberte alle Ecken, ließ keinen Winkel des Bodens unbeachtet, musterte auch den kleinen Blumengarten, der sich rings um das weißgetünchte Haus zog. Er war zufrieden. Ein guter Geist hatte über seinem Anwesen gewaltet — Luise. Ganz langsam wiederholte er bei sich den Namen.

Acht Tage Urlaub vergehen so rasch. Georg nützte jeden Tag. Frühmorgens ruderte er auf den Gudelacksee und warf bei der großen Insel die Angel aus. Immer hatte er diese stille Stunde geliebt, da sich der Tag langsam zu regen begann, die Landschaft von neuem zu erblühen schien und die Schleier der Nacht über dem Wasser zerrissen vor den ersten Strahlen der Sonne. Luise ließ ihn gewähren. Sie schaffte weiter ihr Tagewerk, so wie es ihr aufgegeben war. Dann und wann berieten sie über Anschaffungen und das baldige Einbringen der Ernte. Luise machte Vorschläge, sehr vernünftige Vorschläge, und Georg stimmte ihnen zu. Sie taten so wie alte Bekannte, die einem gemeinsamen Werk verschworen waren. Aber eine ungewisse Spannung schwang zwischen ihnen. Jeder wich dem anderen aus, wenn in den Gesprächen einmal das fachliche Gebiet verlassen wurde. Eine feine Röte überzog Luises Gesicht, als Georg sich einmal unbeobachtet glaubte und in ihrem Mienenspiel zu lesen schien. Luise war wach, aber sie erschrak vor der Wirklichkeit, die in ihren Träumen auftauchte, weil sie nicht glaubte, daß ihr das Glück so nahe war...

Es kam der letzte Tag. Spätabends ging der Zug. Georg säuberte noch einmal die Ställe und war darauf bedacht, Luise noch etwas von der schweren Arbeit abzunehmen, die ihr in den nächsten Tagen bevorstand. Luise mied die Gegenwart Georgs; ihr war, als schnüre Beklemmung ihr Herz ein. Kurz war der Abschied. Luise wollte Georg zum Bahnhof bringen. Doch er wehrte ab. Er wollte noch einmal an den See und dann noch über den Birkenweg zur Wilhelmshöhe. Noch einmal wollte er all dies in sich aufnehmen, See, Wald und Feld und die weiß herüberleuchtende Front seines Hauses. Mit einem zaghaften Lächeln ließ Luise ihn gehen.

Zischend kam der Zug an. Die Abteiltür schlug zu, und Georg öffnete das Fenster, um frische Luft einzulassen. In diesem Augenblick gewahrte er ein rotes Kopftuch, das ihm bekannt schien, und kräftige Arme, die, von der Sonne gefärbt, ihm lebhaft winkten. Es war Luise.

Der Zug rollte schnaubend an. Jetzt stand Luise ganz dicht unter dem Fenster. Er sah ihr in die Augen voller Güte und umfaßte mit einem raschen Blick ihr Gesicht.

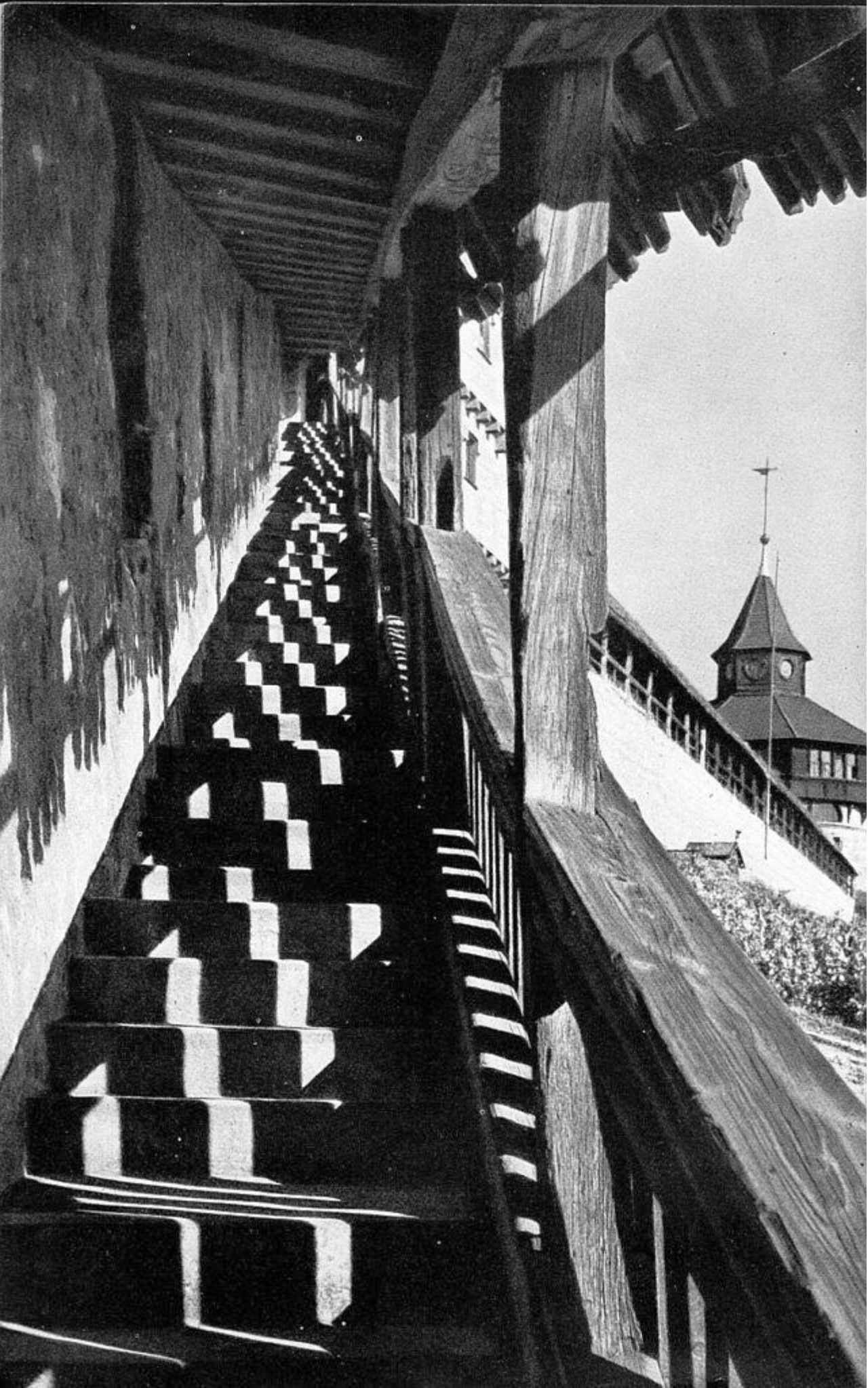
„Georg!“ sagte sie leise.

Es war ein stilles Wort. Aber verursachen nicht oft die stillsten Worte den größten Sturm? Rascher bewegte sich der Zug. Luise lief mit. Georg fühlte, wie das Blut heißer durch seinen Körper rann. Er ergriff Luisens Hand und drückte sie fest in der seinen. Ihre Augen trafen sich noch einmal. Dann ließ er ihre Hand los, weil der Zug jetzt schneller fuhr. „Ich schreibe sofort, wenn ich da bin!“ hörte sie noch.

Jetzt aber erfüllte nur noch das Rattern des Zuges ihr Ohr. Lange noch winkte sie dem Zuge nach und der Gestalt, die sich weit aus dem Fenster gebeugt hatte, bis die herabfallende Schwärze der Nacht den Zug verschlang.

Außentreppen

Obige Abbildung: Treppe des Rathauses zu Ochsenfurt. — Nächste Seite: Malerischer Winkel in Klausen (Südtirol) — Dritte Seite: Rathaus in Dettelbach am Main. — Schlußbild: Burgaufgang in Eßlingen



Eine Flasche Malaga

Erzählung von Bruno Brehm

Herr de Nointel bewohnte ein überaus schmuckes Palais in der Straße Clary am äußersten Ende von Paris; er war Parlamentsrat, stand mit der Sonne auf und galt als einer der strengsten Richter. Und wie das schon manchmal so bei ganz gerechten Vätern zugeht, besaß dieser strenge Richter einen Sohn, der nach kurzem Militärdienst seinen Abschied genommen und sich auf nichts anderes verlegt hatte, als nach der Mode zu leben, die Nacht zum Tag zu machen, Geld unter die Leute zu bringen und in der Gesellschaft, die man die gute nennt, zu glänzen. Da der Vater nicht die Stärke aufbrachte, solchem Lebenswandel aus eigenem Machtspruch ein Ende zu setzen, bestand er darauf, daß der junge Mann in einen geräumigen Pavillon seines großen Parkes ziehe, als wäre durch die räumliche Scheidung schon das behoben, worüber sich der strenge Richter beim Kommen und Gehen seines leichtfertigen Sohnes Gedanken gemacht hatte.

Ende Oktober des Jahres 1721 kam nun dieser ebenso stattliche wie leichtsinnige Chevalier gegen zwei Uhr nachts heim in seinen Pavillon. Das Feuer im Kamin war schon ausgegangen; auf die Frage des Kammerdieners, ob nachgelegt werden solle, hieß der junge Herr den Mann, sich zur Ruhe zu legen und ihn morgens wie gewöhnlich nicht zu wecken.

Der Chevalier war bester Laune. Er hatte von Chloe einen Brief erhalten, der in zierlichen Versen darüber klagte, daß der stolzen, kalten Chloe Herz — gleich einem Täubchen durch des bösen Jägers Pfeil — verwundet sei durch Daphnis Feuerblick und nicht eher heilen könne, bevor es nicht durch Daphnis Küsse gelabt werde.

Der junge Chevalier lächelte selbstgefällig; selbst die stolzeste Festung hält einem hartnäckigen Belagerer nicht immer stand.

Ein Geräusch im Kamin ließ ihn aufhorchen. Nichts! Es mochten wohl Vögel sein, die dort oben im Schornstein vor den rauhen Herbststürmen Zuflucht suchten.

Der junge Herr schlug die Vorhänge seines Bettes auseinander, entkleidete sich und las, während er mit der Linken die Schuhriemen löste, den Brief in der Rechten zur Kerze haltend, das verheißungsvolle Schreiben Chloens noch einmal durch.

Wieder ein Geräusch im Kamin. Man wird morgen oben ein Gitter anbringen müssen; denn es ist nicht angenehm, mitten in der Nacht auf solch gespensterhafte Weise gestört zu werden.

Da — auf einmal ein dumpfer Fall. Eine Wolke von Asche und Staub fliegt auf. Der Chevalier hebt die Kerze hoch und versucht den Nebel zu durchleuchten: „Wer da?“

Ein gepreßtes Stöhnen antwortet ihm. Vor dem Kamin scheint sich etwas Dunkles zu bewegen. Mit erhobener Kerze tritt der junge Herr näher: „Wer da?“

Die dunkle Gestalt versucht sich aufzurichten und ächzt: „Haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen. Ich werde von den Polizeireitern verfolgt. Ich habe mich vor den Häschern in Ihrem Schornstein verborgen."

„Ihr Zufluchtsort", erwiderte Herr v. Nointel, „ist unglücklich gewählt, Sie befinden sich hier im Hause eines Parlamentsrates. Sie sind im Park des gefürchteten Richters, des Herr v. Nointel."

Der Mann vor dem Kamin erhob sich langsam. „In meiner Lage hat man nicht viel Zeit zur Wahl. Aber ich hoffe, daß mich derselbe Herr, der mich als Richter verurteilt, beschützen wird, wenn ich hilfeheischend seine Schwelle überschreite."

„Erstens bin ich nicht der Richter selbst, sondern dessen Sohn", erwiderte der Chevalier, die Kerze wieder auf das Nachttischchen setzend, „zweitens sind Sie nicht über meine Schwelle, sondern durch meinen Kamin gekommen, und drittens wollen Sie die Güte haben, mir Ihre weiteren Wünsche mitzuteilen."

Der Mann vor dem Kamin verneigte sich leicht: „Der erste Punkt Ihrer Erwiderung, mein Herr, läßt mich hoffen, daß Sie den zweiten Punkt gütig übersehen und den dritten Punkt dahin beantworten werden, daß Sie mir gestatten, in dieser Nacht Ihr Gast sein zu dürfen."

War es die gute Laune, in die den jungen Herrn Chloens Brief versetzt, war es der leichte und doch sichere Ton, den dieser unerbetene Gast angeschlagen hatte, der Chevalier gewährte die Bitte. „Sie können bleiben", sagte er, während er das Licht löschte und die Vorhänge seines Bettes zuzog, „aber Sie haben bei Tagesgrauen zu verschwinden."

„Ihre Wünsche sind meine Befehle", erwiderte der Mann und ließ sich ächzend in dem Lehnstuhl neben dem Fenster nieder.

Schon halb im Schlafe wiederholte der junge Herr: „Bei Morgengrauen — bei Morgengrauen — verschwinden."

Herr de Nointel erwachte sehr spät — und da es der Diener unterlassen hatte, die Fensterläden zu schließen, schien die Sonne in das Zimmer. Als der Chevalier die Bettvorhänge auseinanderzog, sah er im Lehnstuhl einen fremden Menschen sitzen, der mit tiefen Atemzügen schlief. Das Zimmer war grau überstaubt, eine Aschenschicht lag auf allen Möbeln. Die Kleider des Mannes waren voller Ruß, vertrocknete Blutfäden hatten schmale Rinnen in die schwarze Maske des verrußten Gesichtes gezogen. Eine Hand hing dem Fremden über die Lehne des Stuhles schlaff herab, man konnte nicht unterscheiden, ob sie von Ziegelstaub oder Blut so rot war. Am kleinen Finger aber glitzerte durch all den Staub ein blinkender, großer Diamant aus all seinen Facetten.

Der Schläfer wurde unter dem Blick des Chevaliers unruhig, reckte sich, gähnte und stand langsam auf. Er blickte sich ratlos um, griff sich an die Stirn, schien nachzudenken, wie er hierher gekommen sei, erkannte zwischen den Bettvorhängen den Kopf des Chevaliers

und sagte mit zierlicher Verbeugung: „Gestatten Sie mir, mein Herr, daß ich meinen Dank für Ihre Gastfreundschaft wiederhole."

„Und mir erlauben Sie", erwiderte der junge Herr, „daß ich Sie an meine Bedingungen erinnere, die wir beide verschlafen haben — an Ihr Verschwinden bei Morgengrauen. Ich werde Sie nun selbst durch den Garten bringen und Ihnen über die Mauer helfen müssen — für den Sohn meines Vaters wahrhaftig keine gebührende Beschäftigung."

Der fremde Mann nickte: „Verzeihen Sie — noch eine Bitte. Ich habe gestern keinen Bissen zu mir nehmen können — ich bin so von Kräften, daß mich kaum meine Beine tragen. Darf ich um einen Bissen Brot und um einen Schluck Wasser ersuchen?"

Der Chevalier war diesem seltsamen Gast auch in dieser Sache zu Willen. Er klingelte dem Kammerdiener, sagte dem durch die Tür, daß er gestern nicht zur Nacht gespeist habe und seinen Vater bitte, ihm durch den Koch etwas Kaltes herüberschicken zu lassen; außerdem fühle er sich nicht ganz wohl, er bitte um ein Glas Malaga, und zwar jenen guten, den man kürzlich aus den Kellereien des Grafen v. Toulouse erstanden habe. Während sich der fremde Mann in der Garderobe ein wenig reinigte, holte der Diener das Frühstück und reichte es dem Herrn durch die Türspalte.

Etwas zurechtgerichtet, machte der Fremde, der nun aus der Garderobe auf den Tisch zutrat, den besten Eindruck. Er mochte Mitte der Dreißig sein, war mittelgroß, von regelmäßigen, ja schönen Zügen und verstand es, während er das Huhn säuberlich zerlegte, den nur von seinen Blicken verratenen Heißhunger auf die zurückhaltendste Weise zu verbergen.

„Mein Herr", sagte der junge Chevalier mit leichter Rührung in der Stimme, „vielleicht ist Ihr Morgen noch trauriger als Ihr Gestern, versuchen Sie einmal diesen Wein und trinken Sie sich Trost und Stärkung."

Der fremde Mann führte das Glas mit gezierter Bewegung an seine Lippen, prüfte wie ein Kenner und trank dann erst, seinen brennenden Durst zu stillen, den Wein auf einen Zug aus.

„Chevalier, ein vorzüglicher Wein", sagte er, „ein ganz vorzüglicher Wein, aber ich kenne einen besseren."

Herr de Nointel zog die Brauen hoch, er fand es peinlich, daß er sich in seinem Urteil über diesen unhöflichen Menschen so getäuscht hatte. „Ich bitte Sie", sagte er kühl, „nun mein Haus sogleich zu verlassen, sonst finden Sie am Ende auch an meiner Gastfreundschaft noch irgend etwas auszusetzen."

Der fremde Mann erhob sich und verließ mit seltsamem Lächeln den gastfreien Pavillon; ehe der Chevalier recht schauen konnte, war sein Gast über der hohen Parkmauer verschwunden. —

Eine Woche später saß der junge Herr, auf dessen Wesen seit jener Nacht ein wenig Asche zu liegen schien, verdrossen und mißmutig bei seines Vaters Abendtisch, an dem auch noch ein zweiter

Parlamentsrat namens Salberi teilnahm. Das Gespräch der beiden Richter drehte sich um einen Prozeß, der damals ganz Paris außer Atem brachte. Der junge Herr hörte nur mit halbem Ohr zu und dachte an seine Chloe, die ihm seiner schlechten Laune wegen den Laufpaß gegeben hatte.

Da trat ein Diener ein, setzte einen Korb mit sechs Flaschen ab und überreichte dem jungen Herrn einen Brief. Schon wollte der Chevalier das Schreiben achtlos seinem Vater weitergeben, als ihm der Diener zuflüsterte, daß dieser Brief ausdrücklich für den jungen Herrn bestimmt sei.

„Ich erinnere mich nicht", sagte Herr de Salberi, während der junge Nointel den Brief überflog, „daß zu meiner Zeit Damen ihrem Herrn Wein schickten."

„Wir bekamen damals Bänder und Rosen", erwiderte der alte Herr de Nointel überlegen, „aber wir verstehen eben nicht mehr, was man heute für gut findet."

„Aber der Wein ist ganz vorzüglich", lobte Herr de Salberi, dem der Diener eine Flasche entkorkt hatte, „ganz vorzüglich."

Der junge Herr las den Brief:

„Chevalier, ich habe die Ehre, Ihnen den aufrichtigsten Dank für Ihre so freundliche Gastfreiheit zu wiederholen. Sie schienen damals über meine Bemerkung, daß ich noch einen besseren Malaga kenne als den Ihren, ganz ungehalten. Ich nehme mir die Erlaubnis, Ihnen von meinem Wein eine kleine Probe zukommen zu lassen. Ich bin mit Achtung und aufrichtigem Dank Herrn Chevaliers untertäniger und gehorsamer — Cartouche."

Als der Chevalier diesen Namen las und zugleich seinen Vater wie aus weiter Ferne sagen hörte: „Um aber von diesem ausgezeichneten Wein wieder auf diesen elenden Verbrecher zurückzukommen, so muß ich feststellen, daß ganz Paris nur der einen Meinung ist: Cartouche, dieser vielfache Mörder und Räuber, muß lebendig auf das Rad geflochten werden", — als der junge Herr dies hörte, verbarg er den Brief hastig in der Spitzenmanschette.

„Und darauf wollen wir anstoßen", sagte Herr de Salberi und schob den beiden Nointel gefüllte Gläser hin, „daß nun endlich einmal der Glorienschein zerstört werde, mit dem unser entartetes Paris diesen Cartouche als Held und — ich weiß nicht was — gefeiert hat. Denn niemals hätten wir so lange vergeblich nach ihm fahnden müssen, hätte dieser Verworfene nicht immer wieder allenthalben versteckte und offene Vorschubleistung seiner elenden Verbrechen gefunden. Und auch darüber wird mit gebührender Strenge Recht gesprochen werden müssen."

Die beiden Parlamentsräte erhoben das Glas, sie warteten, bis der junge Herr de Nointel sich zum Anstoßen bereit finde. Die Gläser klangen. Als aber der junge Mann einen Schluck tat, fühlte er Blut im Mund, ließ den Kelch fallen und sank selbst neben seinem Stuhle ohnmächtig zu Boden.

Des Rubens vielgeprüfte Mutter

Von G. F. Hartlaub

Daß sich die Geburt des Genius schon in seinen Vorfahren mit Wetterzeichen ankündigt, ist bekannt. Mindestens die „Teile" einer großen Anlage suchen wir bei den Vorfahren, mag auch das „geistige Band" unberechenbar bleiben. Eine andere Erfahrung besagt, daß bei den Persönlichkeiten, die wir Genies zu nennen pflegen, die Mutter es zu sein scheint, wo die wichtigsten solcher „Teile" bereitlagen. Bei Rubens jedenfalls ist es so gewesen. Den Ernst des Lebensgefühls, Zucht und Willenskraft, kraftvolle Gläubigkeit, naive Ursprünglichkeit, echten Schwung der Seele verdankt er der Mutter. Nur von ihrer Seite ist uns auch eine Andeutung des eigentlichen Talentes überliefert: Der Großvater mütterlicherseits war Teppichwirker gewesen, hatte also in einem damals blühenden hochentwickelten Kunsthandwerk gearbeitet.

Vom Vater kam mehr Problematisches. Wir finden nur Juristen, Geschäftsleute, Apotheker, Drogisten unter den Vorfahren. Er selber war Rechtsgelehrter. Seine Bildung hatte ihn zu humanistischem Verkehr befähigt. Aber er war mehr gebildet als originell. Auch hatte er wohl wenig von den formenden Kräften der Seele, die sich im Charakter bewähren. Manches spricht dafür, daß er eitel war, ein wenig abenteuerlich veranlagt, allzu wendig, vielleicht ein „Projektemacher". Gewiß können auch solche Anlagen bei dem Sohn auf höherer Ebene — etwa als künstlerische Sinnlichkeit, planende Kraft und Phantasie — wiedergekehrt sein; den besten Anteil an dieser großen Natur behält doch die Mutter. —

So dürfen wir auch eine andere, nicht im Erblichen begründete Abhängigkeit des Sohnes von der Mutter ahnen. Sein Leben ist ein glückliches und stolzes gewesen: Starker Charakter und günstige Sterne haben bewirkt, daß alle Anlagen sich in voller Breite und Tiefe entfalten konnten. Bei den Eltern war es umgekehrt; eine bösartige Verschränkung verschuldeter und unverschuldeter Umstände wurde erst langsam milder, als Peter Paul Rubens heranwuchs. Es ist, als habe die Mutter erst den Schicksalsgöttern ein großes Opfer bringen müssen, damit dem Sohn erspart bliebe, was gerade seiner Natur die letzte Entfaltung verwehrt haben würde.

Nicht das ganze Leben der Maria Pypelincx, die 1538 bei Antwerpen geboren und seit 1561 Gattin des Dr. Jan Rubens war, ist uns bekannt geblieben; nur auf eine Wegstrecke fällt heute ein grelles Scheinwerferlicht. Daß man die Archive geöffnet hat, hängt mit der alten Streitfrage zusammen, wo Rubens geboren ist, ob in Antwerpen (wo die Familie zu Hause war), ob in Köln oder Siegen, wohin man sich geflüchtet hatte. Die Untersuchungen haben schließlich nicht nur dieses Problem gelöst, sondern sie haben gleichzeitig, mit Einzelheiten, die alles so unheimlich gegenwärtig machen, als sei es gestern

geschehen, die Affäre ans Licht gefördert, die zwischen der Familie Rubens und dem berühmten Wilhelm von Oranien, Wilhelm dem Schweiger, Statthalter und Befreier der nördlichen Niederlande, gespielt hat.

Nachdem Herzog Alba sein Tribunal eingesetzt hatte, begann die Massenauswanderung der protestantisch Gesinnten aus den Niederlanden. 1567 war Fürst Wilhelm von Oranien nach Deutschland aufgebrochen, wo er zunächst bei seinem Bruder, dem Grafen Johann von Nassau, in Siegen und in der Dillenburg Aufenthalt nahm. Nicht viel später flüchtete auch Jan Rubens aus Antwerpen, wo er einen großen Teil seiner Habe der Beschlagnahme durch die spanische Regierung überlassen mußte. Er wandte sich nach Köln. Prinzessin Anna von Sachsen, Tochter des berühmten Kurfürsten Moritz und zweite Gemahlin Wilhelms von Oranien, lebte damals, getrennt von ihrem Gatten, in dieser Stadt. Die körperlich unscheinbare Frau, strenggläubig erzogen, aber durch den ziemlich freien Ton am Hofe von Breda aus dem Gleichgewicht gebracht, unbefriedigt in einer wohl nur aus politischen Gründen eingegangenen Ehe, stand in Hofkreisen nicht im besten Ruf. Dr. Rubens, den sie zu ihrem Rechtsvertreter ernannte — er sollte vor allem ihre von Alba beschlagnahmten Güter sowie das sächsische Heiratsgut freimachen —, dürfte nicht der erste gewesen sein, dem die Dame allzu deutlich entgegengekommen ist. Das Verhältnis, im Sommer 1570 auf einer Reise von Marburg nach Siegen angeknüpft, wuchs sich zu einem Skandal aus. Die Prinzessin, die ihre Kinder bei der ihr befreundeten Frau Rubens in Pflege gegeben hatte, ließ ihren Anwalt möglichst oft nach Siegen kommen, wo sie billiger lebte. Am 9. März 1571 wurde dieser auf nassauischem Gebiet verhaftet und zuerst im Siegener Schlosse selbst, wo die Prinzessin ahnungslos saß, dann in der nahen Dillenburg gefangen gehalten. Einem geistlichen Ausfrager mußte er seine Schuld, an der Eitelkeit mehr Anteil gehabt haben dürfte als Leidenschaft, gestehen. Auf seinem Vergehen, das um so offenkundiger werden mußte, als die Prinzessin für den Sommer von ihm ein Kind erwartete, stand nach damaligem Recht die Todesstrafe. Diese Katastrophe war für Maria Rubens der Schicksalsaufruf, den manche Naturen nötig haben, damit ungeahnte Kräfte in ihnen frei werden. Wie sie in dem nun beginnenden Befreiungskampf als Weib, als Gattin und als Mutter unter den Hammerschlägen des Schicksals immer fester und stärker geworden ist, wie sie schließlich bei den Mächtigen sich durchgesetzt hat, die ihr Geschick in der Hand hielten: das ist beispielhaft für alle Zeiten und gehört auf die Ehrentafel großen Frauentums. Hier ist ein Stoff, welcher, nachdem die Historiker sorgfältige Vorarbeit geleistet haben (Dr. Hans Kruse), noch jener wahrhaft verlebendigenden Darstellung harrt, die nur ein Dichter schreiben kann.

War Maria Rubens nicht „eifersüchtig", als sie von dem Faktum erfuhr? Jedenfalls ist dieser Affekt sofort von dem Alarm übertönt

worden, den die Gefahr für das Leben ihres Mannes, für die Ehre der Familie, für die Zukunft der Kinder in ihr aufschrillen ließ. Der Brief, den Maria auf die erste Nachricht schrieb, und dann die Antwort, nachdem der zerknirschte Gatte aus dem Gefängnis ihre Verzeihung erbeten hatte, sind in der Rubens-Literatur bekannt. Er bildet den Auftakt zu einem umfangreichen Briefwechsel mit dem Gatten, zu Eingaben, Gesuchen, Zuschriften an den Grafen Johann von Nassau, seine Räte, seine Kanzlei, zunächst auch sehr lebhaft an die Prinzessin selbst, die dann im Schloß Beilstein, in Zeitz, in Dresden interniert worden ist. Auch der gefangene Gatte verhielt sich in diesem Existenzkampf nicht müßig; seine Briefe aus der Haft häuften sich zu Aktenstößen. Es ist der geschulte Jurist, der aus ihnen spricht. Was er schreibt, ist in dem barocken Zeitstil gehalten, den man „schwülstig" nennen kann; während die Briefe Marias sich lesen, als wären sie gestern geschrieben. Sie sind wunderbar menschlich, warmherzig, schlicht, wirklich gottesfürchtig, unter Umständen auch sehr bestimmt gehalten: Beispiel dafür, daß eine Frau eigentlich stets in einer ungeschichtlichen Welt lebt, wo immer die gleichen zeitlos-menschlichen Dinge verhandelt werden.

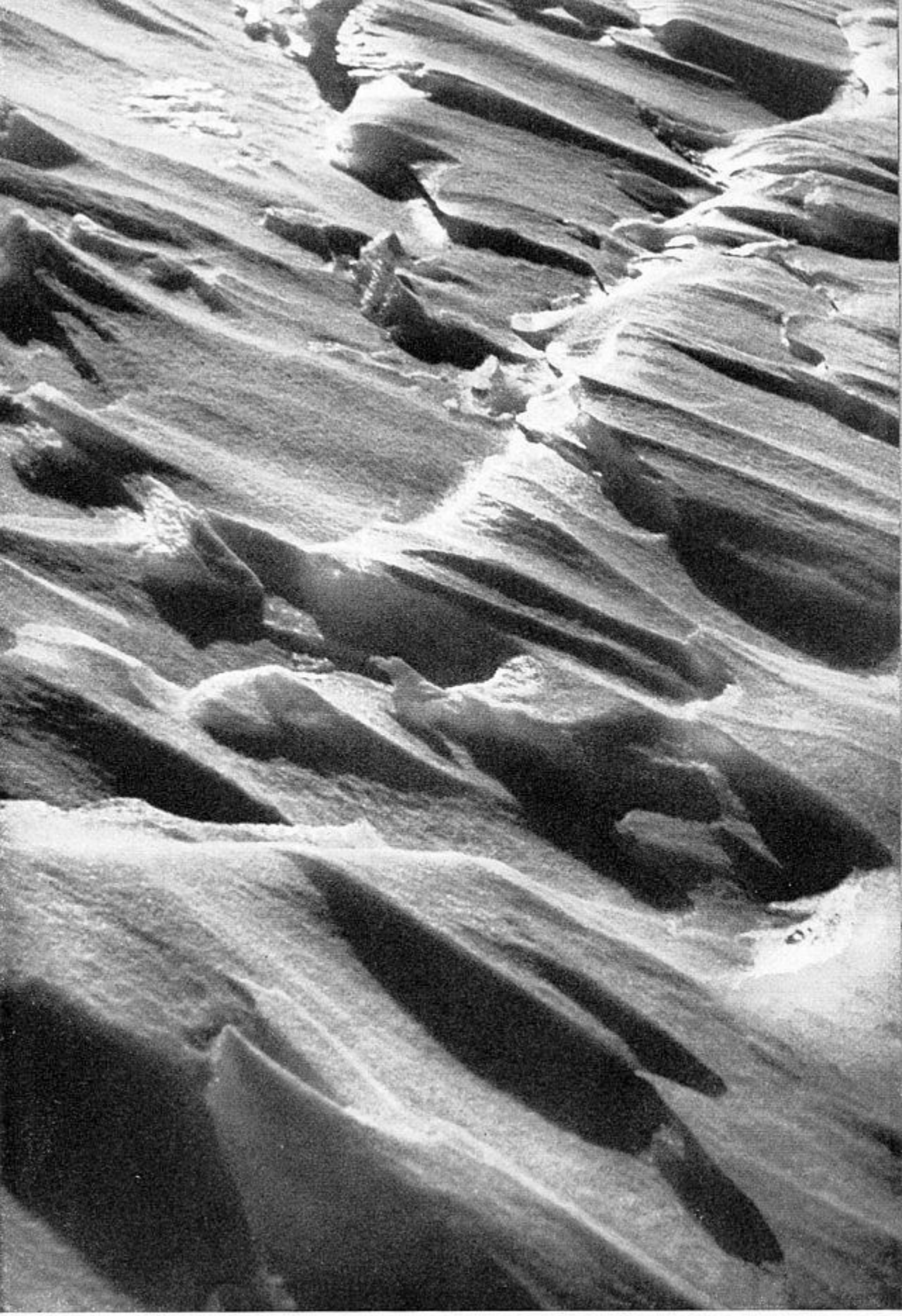
Im Mai 1573 gelang die vorläufige Freilassung, aber nur indem dem Dr. Rubens ein Zwangsaufenthalt in Siegen vorgeschrieben wurde, für dessen Einhaltung Maria aus ihrem persönlichen Vermögen eine Kaution von 6000 Talern stellen mußte — eine große Summe für damalige Verhältnisse, um so schwerer entbehrlich, als die verschuldeten Nassauer die Zinsen schließlich meist nur in Naturalien ableisteten. Ein schwerer Daseinskampf setzte ein, immer unter dem Druck der Machthaber, die jeden Augenblick wieder Hand an den Mann legen konnten. Maria hat sich mit einem kleinen Gemüsehandel und dergleichen durchgeholfen, während der von der Haft schwer mitgenommene Gatte zunächst ohne Beschäftigung bleiben mußte. Schon 1574 kam wieder ein Kind zur Welt: Philipp Rubens. Drei Jahre später das letzte Kind einer so schwer geprüften, vierzigjährigen Mutter und eines Vaters, der so Schreckliches erfahren hatte: Peter Paul. Bald darauf ist es den gemeinsamen Anstrengungen des Ehepaares gelungen, die Ketten weiter zu lockern. Die Rückkehr nach Köln wurde gestattet, wo man die Anwaltstätigkeit wiederaufnehmen, wo Maria Pensionäre nehmen und ihren kleinen Handel ausdehnen konnte. Einige Jahre vergingen, in denen man sich einzurichten suchte. Plötzlich, ohne irgendeinen Grund anzugeben, verlangten die Nassauer die sofortige Rückkehr des Rubens nach Siegen — und zwar ohne Bürgschaft für seine Freiheit. Was für Einflüsse da am Werk waren, das Opfer immer noch nicht aus den Fängen zu lassen, wird nicht völlig klar. Jedenfalls hatte das Ehepaar einen neuen schweren Kampf zu bestehen. Wieder ist die Frau darin die eigentlich Führende gewesen. Es galt zunächst, Aufschub des Stellungsbefehls zu erreichen, dann womöglich seine Aufhebung, immer aber — wenn sich denn Rubens wirklich wieder zur Verfügung stellen müßte —

unbedingt auf Rückzahlung der Kaution zu bestehen, was den Herren wohl am allerwenigsten erwünscht gewesen wäre. Unter Marias Briefen sind etliche von einem gebieterischen Schwung und keineswegs waffenlos in ihrem Widerstand: Mittelbar werden den Nassauern Enthüllungen angedroht, falls sie nicht endlich Ruhe geben wollen. Ohne Verzicht auf den größten Teil ihrer Kaution ging es freilich doch nicht ab. Damit hatten wahrscheinlich beide Parteien wenigstens das ihnen wichtigste Ziel erreicht. Marias Gatte wurde endgültig freigegeben. —

Am 1. März 1587 starb Dr. Jan Rubens. Seine Frau konnte nach Antwerpen zurückkehren, wo die aufs beste Beleumundete den größten Teil ihres Vermögens zurückerhielt. Es scheint, als sei von jetzt an kein Schatten des Vergangenen mehr auf sie gefallen, noch weniger auf die Kinder, deren sorgsamer Erziehung sie sich jetzt widmete. Dem Gatten hat sie ein Grabmal gesetzt, dessen ehrenvolle Inschrift kein Wort von dem Aufenthalt in Siegen vermeldet.

Es war Ende Oktober 1608, als der dreißigjährige Maler in Italien die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter erhielt. Er eilte sofort nach Hause. Als er eintraf, war Maria Rubens bereits gestorben. Sie war siebzig Jahre alt geworden. Der berühmte Sohn hat ihr 1610 in der Abtei Sankt Michel ein schönes Grabmal errichtet und eine Grabschrift dazu verfaßt. —

Der Marmoraltar dieser Grabkapelle ist in die Kathedrale versetzt worden, wo ihn der Kunsthistoriker Dr. Konrad als die erste Arbeit bestimmen konnte, die der Bildhauer Hans van Mildert aus Königsberg für Rubens geliefert hat. An der gleichen Stelle will der Gelehrte nun noch eine besondere Entdeckung gemacht haben. In der barocken Bekrönung der das Altarbild rahmenden Marmorarchitektur sieht man nämlich eine bedeutsame sinnbildliche Komposition. Die Weltkugel, über der ein Pelikan erscheint, welcher mit seinem eigenen Blut die Jungen nährt, unter ihr aber ein greises Frauenhaupt, das nach Art von Engelsdarstellungen mit einem Flügelpaar verbunden ist: ein verklärter Geist. Die Annahme, daß Hans van Mildert hier nach Angaben des Malers ein (vielleicht freilich idealisiertes) Bildnis der Maria Rubens geschaffen habe — diese Annahme hat etwas sehr Bestechendes. Bisher hatte man vermutet, daß ein gewisser, vor allem auf religiösen Bildern des Meisters wiederkehrender, einmal auch als Porträt (in München) erscheinender Kopf die Mutter darstelle. Mit seinem neuentdeckten Bildnis soll nun aber — immer nach Konrad — noch besser eine würdige Matrone übereinstimmen, die man auf einem mythologischen Gemälde findet, dem „Trunkenen Silen", gleichfalls in der Pinakothek. Schon Wilhelm von Bode hatte die junge Person als die erste Frau des Meisters, Isabella Brant, erklärt. Danach könnte auch die Nähe der Schwiegermutter (nämlich der alten Frau unter ihr) und des Malers selber nicht weiter verwundern, — des Malers selbst, der angeblich in dem Kopfe neben ihr dargestellt ist; Konrad meint sogar in dem



Die Erdoberfläche, die nicht nur eine „Erdkruste" darstellt, ist in ihrer Vielfalt und Schönheit hochinteressant. Hier vier Beispiele: Das erste Bild zeigt den feinen Windharsch. Die zweite Aufnahme läßt erkennen, wie vom auflaufenden Flutwasser die silberne Schaumkante über den freien Meeresboden zieht. Auf dem dritten Bild sehen wir kochende Lavamassen (bei Neapel) und auf dem vierten die durch starke Sonnenglut geborstene Erde Griechenlands

merkwürdigen Männergesicht neben der Alten eine Erinnerung an den Vater des Rubens erkennen zu sollen.

Daß mit der alten Frau des Silen-Gemäldes die Mutter des Meisters jedenfalls gemeint ist — das erhält eine Bestätigung von anderer Seite. Ein Porträt der kurfürstlichen Galerie in Mannheim nämlich, noch heute im dortigen Schloßmuseum, galt schon früher als Porträt der Mutter und wird auf einer Nachbildung im Kupferstich ausdrücklich so bezeichnet. Während sich dieses Werk von dem Porträt der Pinakothek durch das höhere Alter der Dargestellten unterscheidet, stimmt es mit der alten Frau im Silen-Gefolge genauer überein. Läßt sich auch die Beziehung zu dem Marmorkopf am Grabaltar sicherstellen, so wäre eine ganze Gruppe von Bildnissen einigermaßen authentisch. Ob dann jener andere erwähnte Matronentypus die Mutter in jüngeren Jahren meint, bleibe dahingestellt.

*

Der erste Brief von Maria Rubens ins Gefängnis des Gatten.

„... Ich habe Euern Brief vom 1. April erhalten und sehe, daß Ihr sehr wünscht, von mir zu hören — wie ich nicht anders von Euch erwartet hatte. Am gleichen Tage, dem 28. März, an dem Ihr mir schriebt, schickte ich Euch einen langen Brief durch einen gewissen Boten ... Ich hoffe, Ihr habt ihn erhalten, und er beruhigt Euch, was die Verzeihung angeht, um die Ihr mich bittet und die ich Euch jetzt noch einmal verspreche, Euch immer wieder versprechen will — aber unter einer Bedingung, nämlich daß Ihr mich lieben werdet, wie Ihr es getan habt, ohne daß ich irgendeine andere Genugtuung von Euch verlange als diese Liebe, denn wenn ich die habe, dann ergibt sich alles andere von selbst. Es war mir eine große Freude, Nachricht von Euch zu erhalten, denn mein Herz war von Unruhe und Sorge zerrissen, weil wir so weit voneinander sind. Ich habe auch ein Bittgesuch aufgesetzt ... Gott gebe, daß es die gewünschte Wirkung tue! Aber ach, ich habe das Gesuch ohne Kunst und Gelehrsamkeit geschrieben. Ich habe einfach meine Wünsche ausgedrückt, so gut ich konnte; denn Euere Geschichte habe ich keiner lebenden Seele erzählt, so daß das Geheimnis wenigstens auf unserer Seite gewahrt bleiben mag; darum habe ich niemanden um Hilfe gebeten, sondern habe mir selbst geholfen, so gut ich konnte. Das wird reichen, hoffe ich, wenn Gott uns seiner Gnade würdigt, um unsere Machthaber zu bewegen, daß sie Mitleid mit uns haben ... Unsere kleinen Kinder beten zwei- oder dreimal am Tage, daß der Herr Euch bald zurückbringen möge... Ihr ratet mir auch in Eueren Briefen, möglichst keine Mutlosigkeit und Verzweiflung zu zeigen, aber ich habe das ganz unmöglich gefunden, denn Mutlosigkeit und Trauer haben mich für keinen Augenblick verlassen. Indessen tue ich alles, was ich kann, und da ich das Haus nie verlasse, sieht man mich wenig. Zu den Leuten, die mich besuchen wollen, sage ich, daß mein Kummer von den Gerüchten kommt, die über Euch ausgestreut seien ... Und so bitte ich Euch, Eueren Trost im Herrn zu suchen, wie ich es auch tue ... Ich

habe die gewisse Hoffnung, daß er mich nicht zu einer solch gräßlichen Trennung verdammen wird, denn die Prüfung wäre zu grausam, als daß ich mich darein schicken könnte.

Lieber, geliebter Mann. Nachdem ich den beigeschlossenen Brief geschrieben hatte, kam der Bote an, den wir Euch geschickt hatten, und brachte uns einen Brief von Euch, der mich freute, weil ich daraus ersehe, daß meine Verzeihung Euch Frieden gibt. Ich habe nie gedacht, Ihr hättet geglaubt, ich würde irgendwelche Schwierigkeiten machen wegen dieser Sache. Wirklich, ich mache keine. Wie könnte ich das Herz haben, böse zu sein mit Euch in solchem Verderben, da ich doch mein Leben hingeben würde, Euch zu retten, wenn es möglich wäre! Seid also gewiß, daß ich Euch vollständig vergeben habe. Wollte Gott, das könnte genügen, um Euch in Freiheit zu setzen. Dann würden wir bald wieder froh sein dürfen, aber jetzt finde ich nichts in Euerem Brief, was mich trösten könnte, denn er hat mir das Herz gebrochen, indem er mir zeigt, daß Ihr den Mut verloren habt und so sprecht, als ob Ihr schon am Tode wäret. Man könnte denken, daß ich Eueren Tod wünschte, da Ihr mich bittet, ihn als Sühne anzunehmen. Oh, wie verletzt Ihr mich, indem Ihr das sagt...! Wenn es kein Erbarmen gibt, wo soll ich Rettung finden, wo soll ich sie suchen? Ich werde sie vom Himmel mit Tränen und Schreien erflehen. Noch hoffe ich, daß der Herr mich erhören wird, daß er die Herzen dieser Fürsten sänftigt, damit sie unsere Bitten anhören und mit mir Mitleid haben. Wenn nicht, werden sie mich töten, indem sie Euch in den Tod stoßen, denn mein Herz würde in dem Augenblick aufhören zu schlagen, da ich die schreckliche Nachricht bekäme...

Mein Herz kann sich nicht vorstellen, daß unsere schlimme und grausame Trennung endgültig sein soll. O Gott, ich würde es nicht überleben. Meine Seele ist so verbunden und eins geworden mit der Eueren, daß Ihr nicht leiden könnet, ohne daß ich noch mehr leide. Mir scheint, wenn diese guten Herren meine Tränen p e r s ö n l i c h sehen könnten, dann würden sie Mitleid mit mir haben, selbst wenn sie aus Holz oder Stein wären. Darum, wenn keine andere Hoffnung mehr wäre, würde ich zu diesem Letzten meine Zuflucht nehmen, selbst wenn Ihr schreiben würdet, ich solle das nicht tun... Jetzt empfehle ich Euch dem Herrn, denn ich kann nicht mehr schreiben, und ich bitte Euch, nicht im voraus das Schlimmste anzunehmen, denn das kommt immer noch früh genug. Immer an den Tod denken und den Tod fürchten, das ist schlimmer als der Tod selbst. Deshalb verbannet diese Gedanken aus Euerem Herzen... Ich will unaufhörlich für Euch beten, und so tun es auch unsere kleinen Kinder, welche ihre Liebe schicken und welche — Gott weiß — sich sehr nach Euch sehnen.

Geschrieben am 1. April zwischen Mitternacht und ein Uhr. Unterzeichnet nicht länger ‚Euer unwürdiger Mann', denn ich habe Euch alles vergeben. Euere getreue Frau Maria Rubens."

Vision des Berges

Erzählung von Walther Georg Hartmann

An einem Februarnachmittag gegen fünf Uhr kam ein einsamer Schiläufer die sanfte Senkung zu der Hochwandhütte hinab, die dicht unterhalb des Passes zwischen Hochwand und Gelbhorn in hoher Einsamkeit liegt. Hinter den klaren Schnee-Gipfelketten ging eben wohl die Sonne unter, denn der Himmel verfärbte sich etwas, nahm in sein winterliches Abendgrün ein stumpfes Gelb vom Westen her auf. Der Wind flirrte ungebärdig hinter der langsamen Schneeschuhspur und wurde plötzlich scharf kalt.

Die Hochwandhütte ist an den Sonntagen eine belebte Wirtschaft von Schiwanderern, die über das Joch kommen, aus einem Tal auf langen, wechselnden Hängen herauf und die schöne Abfahrt in das gegenüberliegende Tal am anderen Tage hinab. In der Woche dagegen ist das Haus fast immer ohne Besucher.

So war der Kommende überrascht, in der kräftig geheizten Stube zwei Gäste anzutreffen, einen Mann in den Vierzigern und ein sehr junges Mädchen. Diese wiederum waren spürbar verwundert über den ganz allein eintreffenden Mann.

Jener aber war so offensichtlich zu seiner Einsamkeit gewillt, daß er nach der kurzen Begrüßung die beiden in der anderen Ecke des Raumes ohne Mühe und Verdruß zu vergessen schien. Hätte er gehört, was sie sprachen, so wäre ihm jetzt vielleicht erst das Wagnis, ja die Unvorsichtigkeit seiner so allein unternommenen Schiwanderung bewußt geworden, denn er konnte nicht einmal für sich in Anspruch nehmen, ein besonders geübter und erfahrener Schiläufer zu sein. Tatsächlich war es sein Hang zu einsamen Naturerlebnissen gewesen, der ihn zu diesem Aufstieg verführt hatte.

Dann brachte er seinen Rucksack in das kleine holzverschalte Dachzimmer, und bis es von dem angezündeten Feuer etwas Wärme bekam, ging er noch einmal vor die Hütte hinaus.

Helle Dämmerung lag über den weißen Bergen. Der immer noch grünliche Himmel war wie dicht über die licht geisternden Gipfel gelegt; grünlich flimmerten auch die ersten Sterne heraus. Mit feinem Klirren wehten Eisnadeln über die Schneefläche, und sie schienen in der Windbewegung das einzig wahrnehmbare Lebendige zu sein.

Dort also konnte er noch deutlich den Sattel zwischen den Wänden erkennen, über den morgen die Abfahrt gehen würde. Und das, ja, das war die Hochwand. Ein berückend schön gegliederter Gipfel.

Der Mann nahm noch wie zum Gruße der Hochwand die Hände aus den Taschen, wandte sich fröstelnd um und ging ins Haus zurück. Drinnen begegnete er dem Hüttengefährten, der ihn fragte: „Sie wollen sicher morgen nach Retzach hinunter?“ — „Ja. Morgen früh.“

Da sagte das Mädchen, und an ihrer Stimme merkte er, daß sie noch jünger als vermutet sein müßte: „Ueber den Paß oder den oberen Weg?"

„Welchen oberen?"

„Man kann auch oben herum kommen. Um die Hochwand herum."

Diese Mitteilung traf den Mann seltsam, der soeben mit einem sehnsüchtigen Schauder das Bild dieses Berges in sich aufgenommen hatte. So fragte er das Mädchen:

„Sind Sie da herum gekommen?"

Und nun geschah abermals etwas Auffälliges. Das junge Mädchen antwortete: „Nein" mit einem so spürbar schmerzlichen, ja bitteren Lächeln, daß es zugleich zu sagen schien: Das ist doch unmöglich! und: Was für ein grausamer Widerspruch, daß mir gerade das unmöglich ist!

Da sagte der andere mit einem gutmütigen Ton: „Das ist eine lebensgefährliche Sache, wissen Sie. Lawinen und vereiste Hangflächen, daß man plötzlich absaust, und ein paar ganz unberechenbare Wächten." Dann setzte er noch hinzu: „Ich habe es ihr nämlich verboten."

Da sie darauf nichts erwiderte, fuhr er fort: „Dem ganz und gar Unberechenbaren soll man sich im Gebirge nicht aussetzen, ist meine Ansicht. Im übrigen bin ich nicht, was man einen angstmeierischen Vater nennen kann. Das wird Ihnen meine Tochter zugeben. (Sie lachte jetzt so freundlich wie er.) Und mir fehlt es auch nicht etwa an Zutrauen. Im Gegenteil, ich bin stolz auf diese meine diplomierte Begleiterin."

Der Mann, der bei diesem Gespräch doch abseits stehen geblieben war, freute sich sichtlich über diese beiden am Ofentisch, die sich jetzt heiter und in Uebereinstimmung anlachten.

Damit war das Gespräch zu Ende gewesen. Aber oben in der vollkommenen Stille des kleinen Berghüttenraumes konnte der Mann trotz seiner großen Müdigkeit nicht einschlafen. Spät nachts war es schon, als er sich aufsetzen mußte, weil wie eine eindringliche Vision die Hochwand ihm vor Augen stand.

Und da auf einmal wußte er über das schmerzlich gelächelte „Nein" des Mädchens Bescheid, wußte, daß es für ihn eine Erinnerung war. Unheimlich genau wiederholte es ein anderes solches „Nein". Ja, Barbara Menzel war es, die es gelächelt hatte. Barbara, vor drei Jahren.

Wo war sie jetzt?

Die Vision der Hochwand verschmolz nun mit Dolomitengipfeln, die er zusammen mit ihr erstiegen, oft schwer und gefährlich erklettert hatte. Auch ihr war es „eigentlich nicht erlaubt" gewesen. Zwei Sommerwochen, voller eiliger Wunder und großer Augenblicke von Wagnis und Triumph. Jede Bewegung in ihr kannte die Geheimnisse der Felszinnen; sie lebte mit ihnen in der Leidenschaft vollendeter Umsicht und Ausdauer.

Barbaras „Nein", es war so gewesen:

Er hatte sie an einem Morgen gefragt: „Ich will nachher mal zu dem Pala-Turm heran, bloß sehen, wie das mit der West-Kamin-Seite ist. Kommst du mit?" Da also hatte sie so bitter „Nein" gelächelt. Und dann hinzugefügt, im Flüsterton, obwohl niemand in der Nähe war, der das sonst verheimlichte „Du" hören konnte:

„Ich habe es dir noch nicht gesagt. Fritz hat telegraphiert. Er kommt heute nachmittag. Ich hatte ihm ja versprochen, keine gefährlichen Touren zu machen. Das ist nun aus."

Der schlaflose Mann lächelte trübselig wie vor drei Jahren zu diesem Frauenversprechen, das nur zufällig einmal zu seinen Gunsten so wankelmütig gewesen war. Und er brummte halblaut vor sich hin: „Ob sie ihn doch noch geheiratet hat? Zur Hälfte besiegt, wie sie war, von seiner folgsamen Treue? Wie kühn und frei sie war, Barbara ..."

Im dunklen Morgen wachte er auf, und da war die Vision des Berges überwältigend. Vor ihm stand die schneeverschüttete Hochwand. Aber sie löste ihre Formen und wurde zu einem so sommerlich blauen Felsgetürm, daß das Gestein fast wie ein Glasbau, hauchartig, aufstieg. Doch aus den Scharten der Zinnen wölkte nach allen Seiten hinunter der Sturzrauch der Lawinen, und es mischten sich Eisglitzern und glühendes Strahlen der Wände. Dann, plötzlich, war es der Berg jenes letzten Tages mit Barbara, aber dabei schien der ganze gläserne Bau der Winter-Hochwand splitternd und stiebend zusammenzustürzen.

Der Mann stand zwar auf, so früh es war, aber er beschloß nun, den „Oberen Weg" um die Hochwand herum nicht zu nehmen.

Und bei diesem Entschluß blieb er. Nicht aus Bangigkeit, sondern in der Geneigtheit der naturvertrauten, auch den Naturgefahren vertrauten Menschen, den leise empfangenen Schwingungen nachzugeben.

Hinter dem Paß fuhr er im ersten Morgenlicht in weichem Schnee bergab, in den vermummten Wald hinunter, und zu Mittag war er schon in der Talstation.

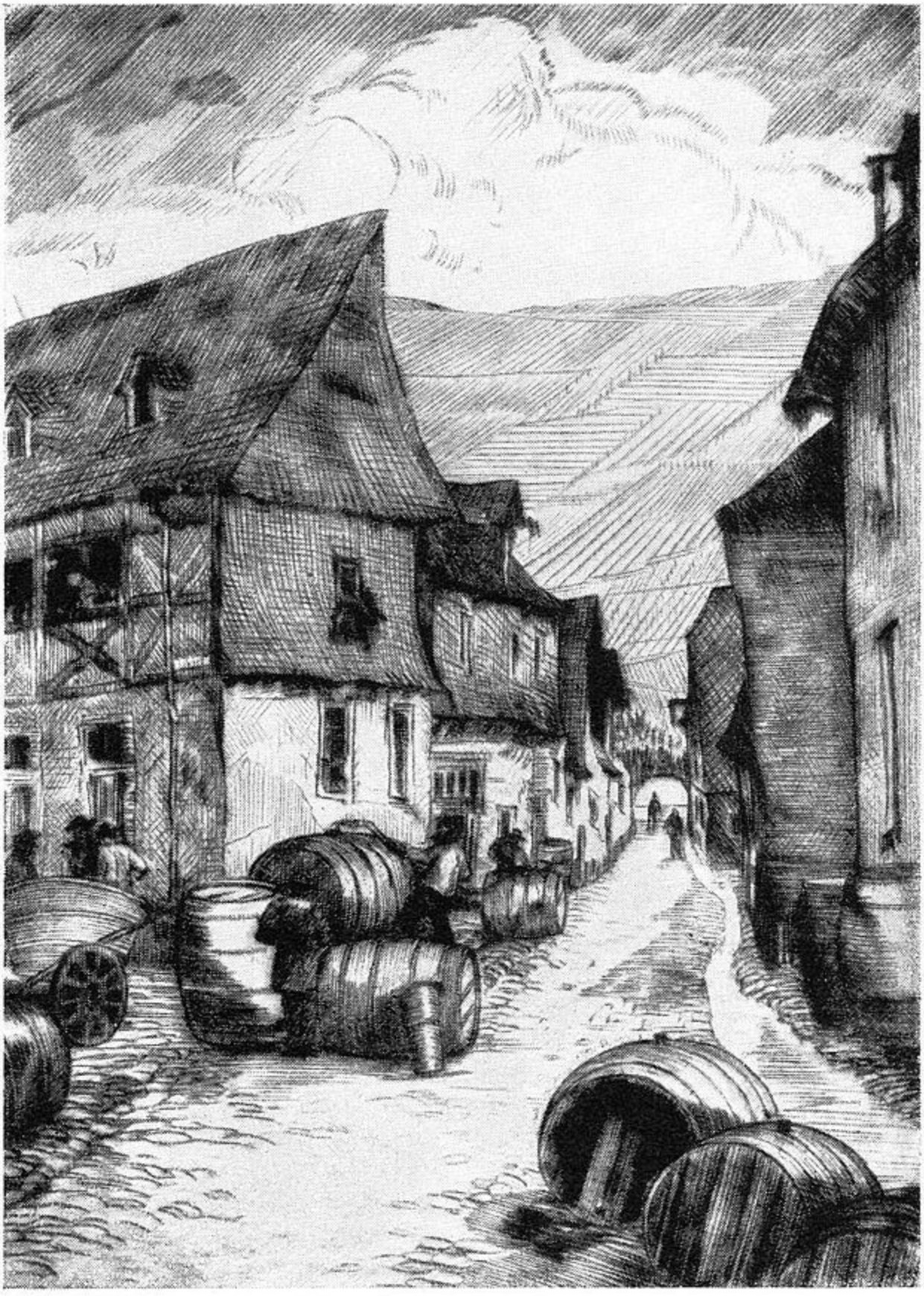
Dort, als er die Fahrkarte nahm, begegnete ihm ein Trupp von Schiläufern, aus dem ihn einer anrief: „Hallo, grüß Gott! Du fährst schon zurück? Von der Hochwand-Hütte?"

Nachdem er bejaht hatte und die herrliche Schibahn gepriesen, fragte der andere noch: „Etwa den oberen Hochwandweg herum?"

„Nein, nein, ganz bescheiden."

„Machen wir auch nicht. Man muß geradezu warnen. Eine halsbrecherische Tour." Und er setzte leiser hinzu: „Da ist im vorigen Winter doch auch die Barbara Menzel ums Leben gekommen."

Er erschrak kaum. Auf der Rückfahrt überlegte er sich nur immer von neuem, warum der andere den Namen genannt hatte. Er wußte doch gar nicht, daß er ihn kannte, daß er eine Vorstellung hatte, wer das gewesen war: Barbara!



Straße im Weinort Winningen an der Moſel

Radierung von Theo Blum

Die Jungfrau im Weinberg

Erzählung von Heinz Steguweit

Imma kam aus dem Weinberg, die Sonne ging unter, der Himmel glomm feurig wie das Laub an den herbstlichen Stöcken. Man schnitt den Riesling, man brachte die Beeren zur Kelter, und auch auf Immas Rücken hing eine Tragbütte. So stieg das Mädchen ins strömende Tal hinab, ein wenig heiter, ein wenig traurig, das machte der Herbst; und eben hier, wo der Rhein um die Krümmen und Klippen schäumte, verschimmerte solch ein Tag nicht ohne Rührung, darin sich Mensch und Natur geschwisterlich teilten.

Imma bemühte sich, die Füße tändeln zu lassen, es gelang nicht ganz; die Kiepe hing wohl schwer, jene Tragbütte meine ich, die, einem hölzernen Trichter ähnlich, geschleppt sein wollte, und es waren die Rieslingtrauben nicht allein, die das Mädchen drückten. Imma wußte, wenn die Lese getan und alle Maische zum Most gediehen war, dann mochte das Gären beginnen. Doch heuer floß manche Sorge in die Fässer, und die Sorgen mehrten auch die Büttenlast auf dem Rücken: Weil Krieg war, darum hing die Kiepe härter als sonst; darum mochte der Fuß nicht tändeln; darum schien das Feuer der Abendsonne so blutig, und im glühenden Weinlaub stand des Jahres Abschied zu lesen.

Eine Freude, eine recht absonderliche, könnte ich brauchen, dachte Imma, als sie, das Tal erreichend, des Vaters Haus am Wingert ruhen sah. Gewiß, um den Giebel fieberten die Ranken, im Fachwerk predigten alte Sprüche, aus dem Schornstein stieg ein Säulchen Rauchs, das bald vom Wind zerkräuselt wurde; doch friedlich war nur das Bild, nicht aber die Welt, die ringsum dämmerte.

Also schritt das Mädchen zur Kelter hin, und der Vater stand in der Tür, ein Pfeifchen rauchend, zwar ohne rechten Genuß, wie es schien; denn die Lippe hing schief, und der grüne Winzerhut saß im Nacken, ganz auf Krakeel, wie man's nannte.

Dem war so. Kaum trat der Mann aus dem Weg, als das Mädchen, von der Last ziemlich erschöpft, vorüber wollte. „Dreißig Bütten am Nachmittag, zu wenig für ein junges Ding!" murrte Vater Florian, und die Imma mußte sich eilen, daß er sie nicht zur Kelter stieß, die tropfend im Gewölbe wirkte. Hier hing der gärende Duft, süß wie ein Rausch, und die greise Küferin sprach, das Aeuglein rollend, in Immas Ohr: „Daß du's weißt, dein Erwin ist im Land!"

Darum saß des Vaters Winzerhut auf Krakeel? Wer Töchter hat, möchte sie bewahren, so lange wie möglich, da scheint jeder Schatz ein Wolf, jeder Freier eines Teufels Spion. Und die Imma war schön, man mußte sie doppelt hüten. Sie sah ihren Erwin gern, man war einander hold, die Briefe wanderten, sei's gen Tromsö oder zum

Kaukasus, und der Soldat hatte jeweils Antwort gegeben. Heute war er wieder daheim, war auf Urlaub für vierzehn gesegnete Tage.

Imma hörte es. Indes sie aber zur Straße wollte, abermals am Vater vorbei, hielt der sie fest, etwas ruppig gar und am Aermel ziehend: „Wohin? Ich leid's nit. Basta!"

Das alte Lied, der ewige Kummer, die immer wiederkehrende Not. Wie sollte man sie nennen? Vielleicht Besorgnis, womöglich Eifersucht. Denn Väter lieben ihre Töchter. Man teilt das tiefere Gefühl ungern mit fremden Menschen.

Was er wohl Bitteres gegen Erwin habe, fragte Imma den Vater, und der bäuerliche Herr von sieben Weinbergen klopfte die Pfeife am Türpfosten aus: „Der Bursch ist frech. Ihm fehlt alle Achtung vor die erwachsene Leut'. So ist das. Guck nit von der Seite, Imma, ich sag's allweil: So is das."

„Hat Erwin dir 'nen Schmerz getan: Ach, Vater, das ganze Handwerk ist rauh beim Soldaten."

Herr Florian zog den Winzerhut noch fester, noch tiefer zum ledernen Nacken hin: „Mag sein. Aber zu Hause wär' Respekt am Platz. Gerad um Mittag kommt der Schnäpser daher, knallt mir die Hand auf'n Hut, daß ich's Ohrensausen spür': Kopp hoch, alter Bock, grient der Kerl, der Herr Soldat. Is das'n Urlaubsgruß?"

Die Imma sann in sich hinein. Und streckte den Rücken, der noch wund war vom Beerentragen. Die schöne, obgleich vom Brand der Ungeduld geschürte Tochter warb um ein Verzeihen für Erwin, nach dem sie verlangte: „Denk halt so, Vater: Da draußen, wo Krieg ist, lernen die Jungen das Grobsein und alles andere ..."

Der alte Florian brauste los: „Nu hat's mich aber: Ihr seid schon verschworen? Ihr redet die nämlichen Sprüch? Auch der Bursch hat mir beibringen wollen, derlei Späß kämen vom Krieg, so lerne man's unter Soldaten!"

Er schalt noch viel, der Vater Florian. Schalt sich gar ins Husten, da schwoll der Kopf, so zornig rüttelte alles den sorglichen Winzer. Und die Imma ließ er nicht frei, vielmehr nahm er das Mädchen bei der Hand: „Jetzt kommst mit, ich weiß noch Arbeit!"

Sie mußte folgen. Selbander ging Florian mit ihr den Weinberg hinauf; mühsam und Schritt um Schritt über die Schieferstufen, der Wind flog kühl, die Dunkelheit sank bis zur Finsternis. Kein Licht, kein Fünkchen nah oder weit, alles nur trist und bald gar undurchdringlich; denn die Nebel brauten, die Luft wob Schleier und Schwaden, auch häkelte sich Altweibersommer in den keuchenden Mund.

„Wohin so spät, lieber Vater?"

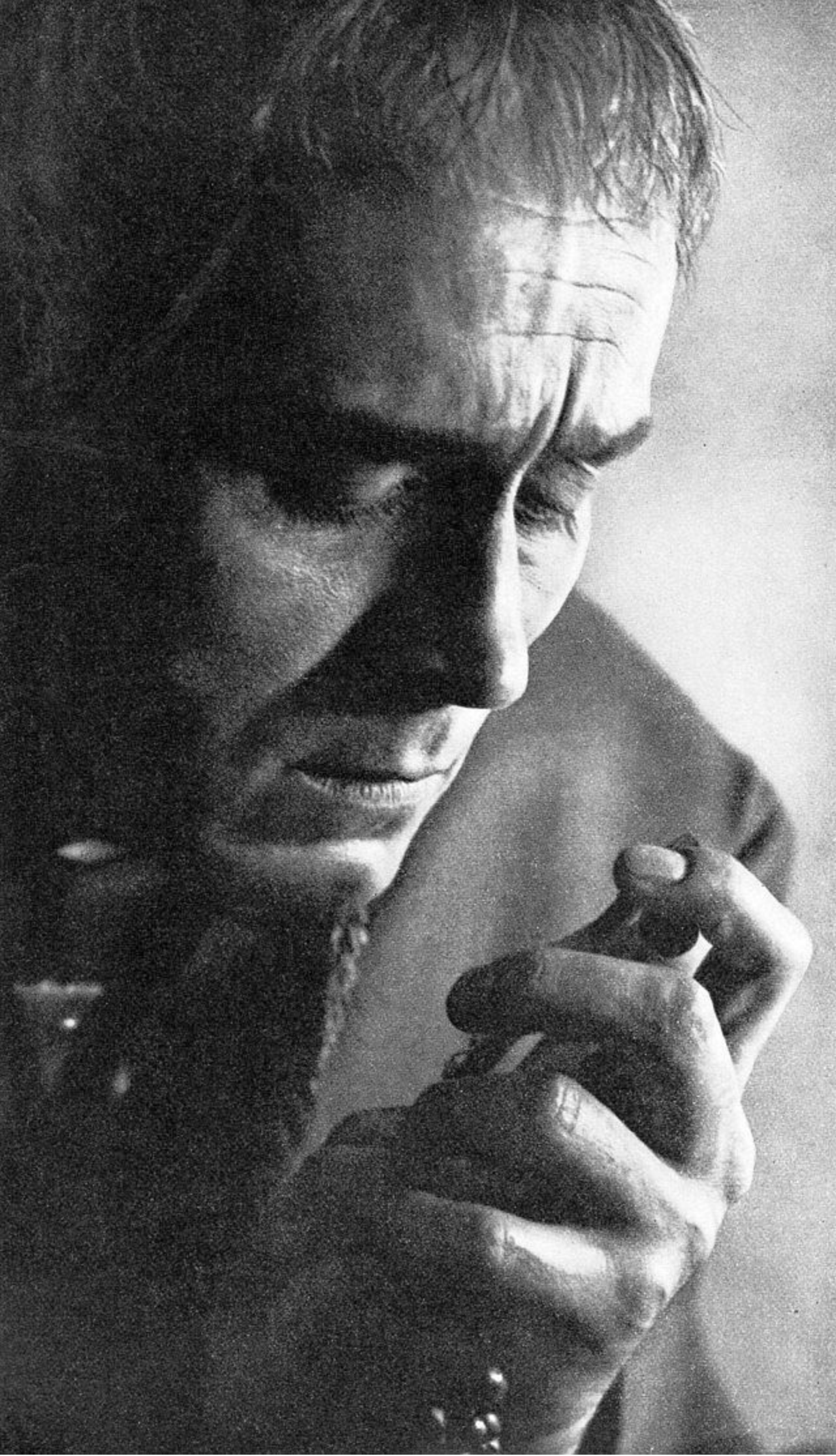
Er antwortete nicht.

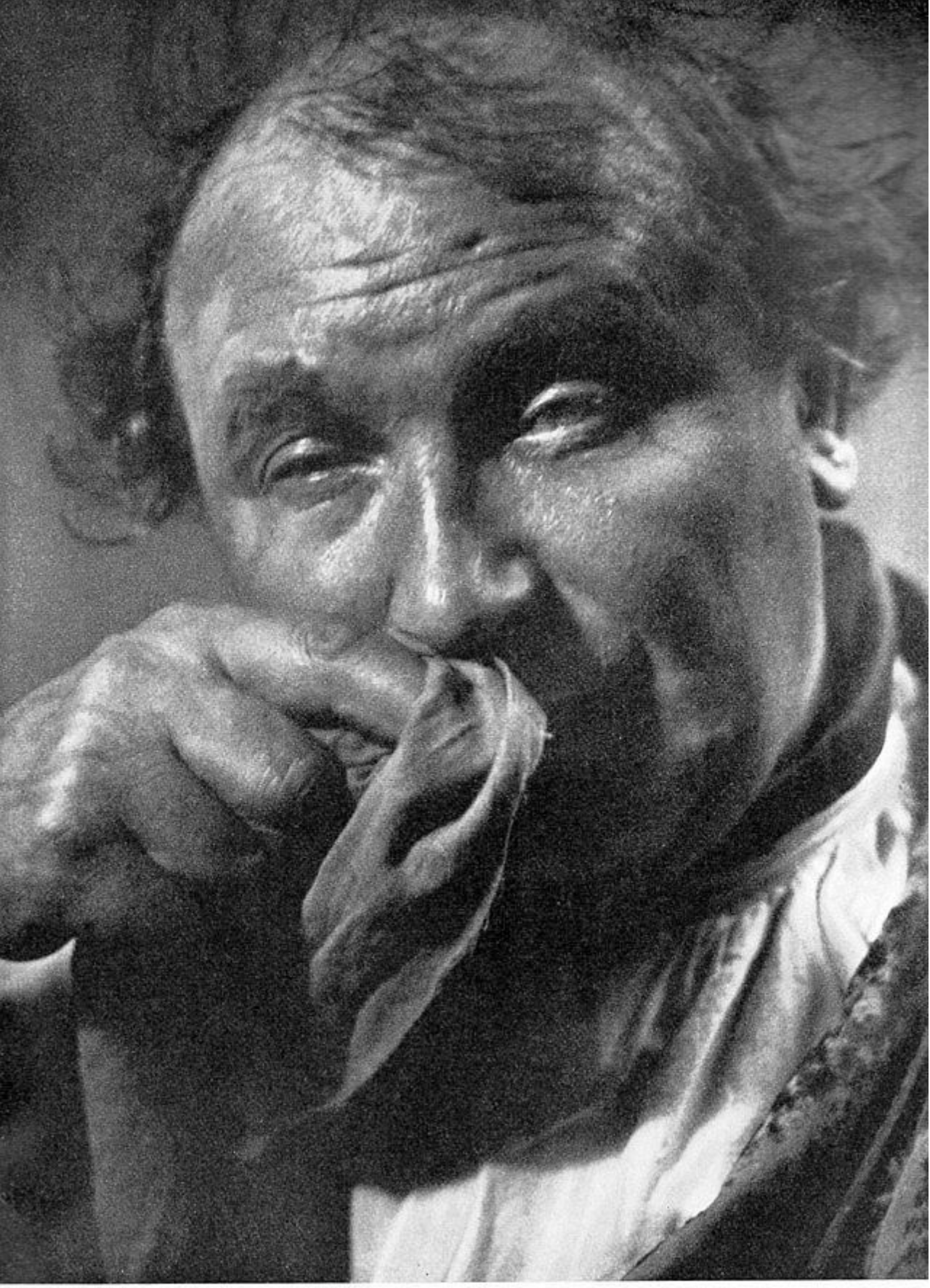
„Ist eine Stunde noch zu klimmen, lieber Vater!"

Er schwieg um so mürrischer. Zuweilen nur mußte er innehalten, des Herzens wegen, das quälend schlug; dann troff die Stirn, auch lahmten die Knie, Herr Florian war kein Fohlen mehr.

Mensch ohne Maske

Werner Krauß in Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer"





Linksseitiges Bild: Ernst Karchow als Mönch in Felix Dhünens „Uta von Naumburg". — Obiges Bild: Eugen Klöpfer als Just in Lessings „Minna von Barnhelm". — Umseitiges Bild: Maria Koppenhofer als Zigeunerin in „Musik"

Auf der Höhe, wo der Riesling quoll, soeben bis zur Edelfäule wunderbar vom Sonnenlicht gesotten, stand das kleine Hüttchen mit dem Gerät; mit Sammelbütten und Traubenscheren, mit Rebspritzen und Weinbergpflügen also, wie man sie braucht durchs schwere Jahr. Hier oben war tagsüber das ganze Tal zu überblicken, bis zu den Vogesen hin, zur Nacht indessen schien in friedlicher Zeit das blitzende Gefunkel von tausend Lichtern ringsumher wie eines Sternenhimmels Echo in der Tiefe.

Heuer verstummte der nächtliche Zauber. Weil es Feinde gab. Und der Nebel schob sich noch dicker zusammen, kaum sah man die Ruten und die Triebe.

Vater Florian klimperte mit seinen Schlüsseln und schloß das Hüttchen auf: „Hier mußt du bleiben, Imma."

„Wozu denn, lieber Vater?"

„Daß keiner mir nimmt, was mein ist."

Ein Frieren glitt über das Mädchen hin: „Wo soll ich nur schlafen, Vater?"

„Liegt viel Stroh herum. Und das Abendbrot hab' ich im Rock."

Er setzte ein Päckchen auf die Fensterbank. Stellte Bretter vor die Scheiben. Zündete die Laterne an. Sagte ade. Ließ alles gut sein so, die Tochter wäre nun aufgehoben, dachte der Bauer.

Als er, vom Abstieg über Stock und Stein noch arg benommen, wieder vor die Kelter kam, sah er den Erwin mit den Küfern schwatzen. Mag er sich plagen, sann der Vater, mag er suchen und sich krümmen, ich weiß das Täubchen längst im Schlag, kein Habicht fliegt hinein.

Der Soldat indessen, dem niemand flüstern konnte, wo sein Mädchen warte, stampfte mit dem Fuß, das gab Funken, so ein Stiefel hat ja Nägel, und der Boden im Kelterhaus war aus Stein. Erwin ging fort, zum Florian wollte er, der aber hocke am Weinberg, sagte man, und so kam es: Eben dort, wo die schieferne Treppe begann, saß der Alte auf den Stufen, sein Pfeifchen glomm durch die Dunkelheit, der Qualm war munter zu riechen. Sicher, hier wurde Wache gehalten, hartnäckig sogar, denn der väterliche Posten setzte sich noch breiter hin, als er die Schritte hörte: „Was suchst du, Bursch?"

„Möcht' sprechen mit Euch, Papa Florian."

„Bin dein Papa nit."

„Aber Immas Vater biste, Meister Florian. Sag' schon, wo ich sie finden kann. Bin doch ehrlich. Herrgott, und das bißchen Grobheit vom Mittag, war das so sauer —?"

„Ich leid's nit, mir hat's gelangt, und also ist's gut."

Der Erwin hub zu bitten an: „War bald zwei Jahre fort. Auch für Euch, Mann. Wo also steckt die Imma?"

Florian schwieg. Sein Pfeifchen glühte bei jedem Saugen auf. Endlich murrte der alte Herr: „Biste mir zu dreist noch, Erwin. Und zu wild. Hast selber gesagt, so was lerne sich draußen."

Der Soldat ahnte, daß wenig zu wollen war. Und ein Geraufe mit dem Wächter hätte alles nur schlimmer gemacht. Warum hockte der Winzer hier? Weil er die Imma getarnt hatte. Auf dem Rieslingberg. Na also. Das leuchtete ein, wozu hatte man Strategie gelernt. Ein schrulliger Feind. Und eine Bastion, um die es sich lohnte.

Florian fühlte wohl, daß der Junge sich Gedanken machte, vielleicht gefährliche Gedanken. Man mußte auf der Hut sein, mußte das Gitter beobachten und die Mauer, auch die Ruten und den Zaun.

Der Erwin aber trollte sich, der Herr Soldat. Und da er die Gasse hinab zum Ufer strebte, wußte der Vater, daß nichts mehr zu gewinnen sei für den Eidam, den unwillkommenen. Freilich, nachgehen mußte man, sei's schleichend und immer an den Giebeln lang. Aber der Bursch stieg auf die Fähre, ließ sich über den Rhein bringen, gut so, dort war der Freier fern genug, wenigstens für heute.

Ach, der Erwin, der Herr Soldat. Nun griff er von der Flanke an. Denn am jenseitigen Strand stieg er aus, wanderte ein Stück rheinauf und maß, aller Dunkelheit zum Trotz, mit klugem Auge, was auf des Stromes schäumender Strecke gewagt werden könnte. Dann, als der Krieger alles Nötige in Einklang gebracht hatte, die eigene Kraft und die Abdrift des reißenden Wassers, auch die Breite des Rheins und die Nebelbänke von einem Ufer zum anderen, zog er die Stiefel aus und die Strümpfe, desgleichen Hose und Rock, kurz: alles. So schnürte er die Kleider zum Bündel von einigem Gewicht. Und knüpfte sich die Last auf den Scheitel, band sie mit dem Hosenträger fest, der Knoten saß richtig unterm Kinn.

Langsam watete der Bursch ins Wasser, bis die Flut um Brust und Rippe spülte. Kalt war's dem Blut, das ungestüm hämmerte. Und der Landser, der inniger liebte als je ein anderer, hub zu schwimmen an; was trieb ihn denn, wenn nicht die Leidenschaft, und was lieh ihm die Stärke, so unbändig, wenn nicht der Trotz, die Not, das rebellierende Gewissen? Wer denkt sich aus, wie sehr der einsame Mann schon wieder kämpfen mußte? Auf Urlaub hatte er kommen wollen, nun forderte die Heimat dennoch ein Schicksal von ihm. Sang nicht die Finsternis ihr schwärzestes Lied? Stieß nicht der Strom gewaltsam den Schwimmenden fort, der sich bitterlich wehrte gegen den Untergang —?

So schaffte es der Bursch. Oft von den Strudeln eingezogen, oft über Schründe und Schroffen gerissen, daß er blutete. Nochmals: Erwin schaffte es. Am neuen Ufer kroch er auf die Kiesel. Rieb sich trocken, klopfte sich warm, zog die Kleider an und lachte. Lachte so herrlich, daß ein Echo kam von den Kanzeln am hohen Fels. Dann suchten die Augen mühsam umher. Alles war wie einst und ehedem: Hier, jenseits der gequaderten Mauer, mußte der grüne Silvaner wachsen, dort der blumige Traminer, rot wie's Drachenblut der alten Sage. Darüber aber, im Nebel, nimmer zu erkennen, doch im Bau der Terrassen zu ahnen, der goldene Riesling Vater Florians. Wenn er wüßte ...

Erwin tastete sich die Mauer entlang, fand das weiß getuschte Meilenzeichen, wie der Rheinstrom deren viele hat. Der Soldat überlegte: Hier sei's möglich, auf den Sockel zu kommen. Das Gesims war mit Scherben gespickt, eine Schlehdornhecke säumte mannshoch den Wingert, kreuz und quer gesponnener Stacheldraht zürnte dem Schritt, auch warnte ein Schild vor Selbstschüssen und ähnlichem Spuk: Der Liebende fand sich hindurch, und war für heute doch nur ein Abenteurer des Herzens. — Nun ging er, eine Nebelgasse nützend, den Berg hinan, sachte zwischen Rebstöcken her; ja, könnte man die Trauben in ihrer Farbe sehen, dürfte man schwelgend teilhaben mit den Augen, dachte der Kamerad, und hatte Mühe, seinen Weg zu sichern. — Einmal freilich, auf halber Höhe innehaltend, rief er doch Immas Namen, rief ihn wohl mit schmerzlichem Verlangen: Da drang ein Hauch von Licht, zwar schimmernd nur, über den Abhang hin, so daß der Soldat sein Ziel genauer wußte. Er stieg, er klomm, er eilte sich, die Kraft wuchs sonderbar, die Dunkelheit schien kein Aergernis mehr, noch einmal drum und dies zur letzten Erlösung: Imma —!

Sie kam. Er hörte die kurzen Schritte auf den Schieferstufen und dem abschüssigen Pfad. Sah den Schatten, lenkte sich rascher, fühlte zwei Arme, spürte des Mädchens flatternden Mund.

O Seligkeit! Niemand sah zu, nur der Nachtgesang summte, alle Dunkelheit wurde zur Feier, jedes Stück Nebel endlich zum Freund. Und tief im Abgrund scholl des Rheines strömender Rausch um Inseln, Krümmen und Klippen.

Die Liebenden gingen zur Weinberghütte. Hier glomm die sparsame Lampe hinter abgeschirmten Fenstern. Erzählen mußte der Soldat, erzählen mußte das Mädchen, und wollte der Traum kein Ende nehmen, so fern lagen die Felder der Schlachten, so gnädig schien die lange Frist von zwei verwichenen Jahren. Nun hatte man sich wieder. Und genoß die Fülle des Augenblicks. Als wäre vorher keine Not, kein Fleiß, kein Opfer ohne das Ziel jener Stunde gewesen, deren Geschenke man nunmehr empfing.

„Ich wußte, daß du kommen würdest", sagte Imma und herzte wieder den Geliebten.

„Ich wußte, daß du warten konntest. Auf mich, Imma, auf mich", lachte der Soldat. Ihn fror nicht mehr, wohl glühten die jungen Menschen sich an. Und als sie eine Mahlzeit von Trauben aßen, rote und hellere, süße und noch süßere, darin des Sommers ganze Hochzeit sich erquickend gesammelt hatte, meinten die Verzückten, auch in diesen Beeren seien die Wonnen des Himmels und der Erde zu schmecken. Man müsse es nur zu kosten wissen. Und dürfe nichts davon vergeuden.

Gegen Morgen, als der Dämmer schon rötete, verließen die Bräutlichen ihren Schlupf. Der Nebel floh langsam zur Höhe, das Licht der Sonne zog ihn auf. Erwin aber litt nicht, daß das Mädchen sich versehre auf dem bröckelnden Pfad und seinen hundert Treppchen:

Der Bursch hob die Imma auf seine Arme, trug das Mädchen ins Tal, eine fromme Last; selig lehnte die Braut den Kopf an Erwins Schulter und bald an seine Wange.

Im Dorfe nun, wo man schon wirkte und werkte, die Winzer neu in die Traubengärten zu schicken, blieben die Nachbarn stehen, das glückliche Bild zu bestaunen. Der Soldat hatte es so gewollt: Jeder sollte es sehen, alle durften es wissen, und die Dörfler waren nicht karg im Herzen. Man lachte und winkte bis zum Lehrer und Apotheker hin. Sapperment, der Krieger war stark, und also folgte ein singender Pilgerzug dem Pärchen, das Vater Florians Fachwerkhaus am Ende erreichte. Hier drückte der Bursch die Tür mit dem Stiefel auf, trug Imma hinein, setzte sie ab, schloß wieder zu, war allein mit dem Schatz; hörte aber bald den Hausherrn, den der Aufruhr alarmiert hatte: „Wo kommst her, Bursch —?"

Erwin wischte sich, atemschöpfend, mit dem Handrücken über Schläfe und Stirn: „Daß du's weißt, Vater Florian, den leichten Weg hast du versperrt, mir blieb der schwere nur übrig."

Der Alte, ungläubig noch, griff sich an den Kopf: „Bist etwa über'n Rhein geschwommen?"

„Ich hab's getan, Herr."

„In der Nacht, Bursch? Im Nebel —?"

Erwin nickte.

„Da hätt'st ja elend versaufe könne!"

„Vielleicht und beinah, Vater Florian."

„Nu nee: Und die Klippen? Die Strudel? Hernach die hohe Mauer mit dem Schlehdorn drauf? Und der Stacheldraht, die Scherben, die Fußangeln? Das hat noch niemals gut gegangen. Bist gar besessen, Kerl —?"

Erwin schwieg. Was sollte er noch melden? — Der Soldat umarmte sein Mädchen, und die Imma schluchzte ins Tuch. Der Alte aber, den Winzer Florian meine ich, schüttelte den Kopf, dreimal, zehnmal, ging dann zur Treppe, blieb wieder stehen; und murrte vor sich hin, vom Zweifel angerührt, ob dieser Freier ein Mann Gottes oder doch des Teufels sei.

Erwin spürte das. Und rief: „Hab's wieder mal draußen gelernt, das alles. S' war nur ein Kinderspiel gestern, es wurd' ja diesmal nit geschossen, Herr. Aber: Was geholt werden muß, das holen wir. Auch die Imma ist ein Stück Heimat für mich!"

Papa Florian ging weiter, Stufe um Stufe. Die hölzernen Stiegen knirschten dazu. Endlich, ganz oben auf der Treppe, hielt der Winzer nochmals inne: „Was hast gestern zu mir gesagt, Bursch? Kopp hoch, alter Bock? Das soll ein Wort sein, Junge! Meinswegen, o je, meinswegen."

So gab er seinen Segen. — Bald mußte Erwin wieder ins Feld, an die Fronten, mitten ins Feuer, wo es am wildesten war. Doch Florian, der König über sieben Weinberge, fleht seitdem tagtäglich den Herrgott an, daß er den rauhen Erwin behüten möge.

Das Haus am Tunnel

Erzählung von E. O. Single

Aehnlich dem alten Poſtwirtshaus am Brenner, das auf der einen Dachſeite ſein Schneewaſſer zum Inn und auf der anderen zur Etſch abgibt, ſteht oben am Scheitelpunkt zwiſchen Rhein und Donau, an der höchſten Stelle der großen Schienenſtraße über den Schwarzwald ein einſames Haus.

Im jähen Hereinbrechen des Lichtes bei der Ausfahrt aus dem großen Sommerau-Tunnel von einer kargen, ſtolzen Abgeſchiedenheit ſonderbar angezogen, habe ich einige verwunſchene Sommertage auf dem Nötherhof zugebracht. Unter einem nahen, tiefdunklen Himmel und umſtrichen vom Wind, der warm und würzig vom Tal heraufkam und ſich mit der frei wehenden Bergluft vermiſchte, lag ich viele Stunden im Gras und ſah den Zügen zu, wie ſie aus dem dunklen Tunneltor hervorbrachen, die Rauchfahne wie einen langen Wimpel hinter ſich herziehend, mit einem verwehenden Pfiff im Tal verſchwanden. Ich habe das einſame, weltferne Haus am Tunnel zuletzt ſo geliebt, daß ich mir den beſten Malersmann hätte herbeiwünſchen mögen, den beſten Maler an ſeinem beſten Tag, um wenigſtens das Bild mitnehmen zu können: das alte tiefdachige Haus am Wieſenhang, den nahen Himmel, das ſchwarze Tunnelloch im Berg, den glitzernden Schienenſtrang und den Wind, der die langhinwehende Rauchfahne auseinandertreibt...

Dann aber hat mir der Zufall etwas Beſſeres noch mitgegeben als ein Pinſelbild, damit ich das alte Schwarzwaldhaus am Sommerau-Tunnel auch über einen Stadtwinter im Tiefland nicht vergeſſe. Der Jakob Gleiſer, der alte Bauer vom Nötherhof, hat mir eine Geſchichte erzählt, die Geſchichte ſeines Hauſes, das jemand einmal, lange vor ihm, bis zum äußerſten für ſich und die nach ihm Kommenden verteidigte.

Merkwürdig zunächſt, daß der Nötherhof einmal ein Bahnwärterhaus geweſen ſein ſoll. Nicht eines wie die im Flachland allerdings, mit leichten Ziegelwänden, Begonien und Feuerbohnen vor den Fenſtern, ſondern ein wetterfeſtes Schwarzwaldhaus, wie es da oben tauſend Meter über der Welt eben ſein muß, damit es der Schneeſturm in eiſigen Winternächten nicht mit ſich fortnimmt. Dieſes Haus hatte man einſt für den Streckengänger Peter Nöther gebaut, der vor ſechzig Jahren, kaum daß die erſten Züge über den Berg liefen, fünf Tunnels und einige Kilometer Schienengleis zu überwachen hatte. Der Nöther, ein nachgeborener Bauernſohn aus dem Nußbachtal, mag wohl froh geweſen ſein, auf ſolche Weiſe zu ſicherem Brot zu gelangen, denn der Krieg hatte ſchlechte Zeiten hinterlaſſen und mancher junge Schwarzwälder mußte damals den Stecken nehmen, um im Württembergiſchen Fabriklohn zu ſuchen. Da hatte es der

frischgebackene Bahnwart also besser. Er saß in einem schönen Haus, hatte die beste Bergluft und ein festes Monatliches noch dazu, dabei aber nicht viel mehr zu tun, als nach ein paar gelockerten Schrauben oder etwa fallenden Felssteinen zu sehen. Kein Wunder, daß der junge Mann dieses Glück bald mit jemand zu teilen suchte, und von der Frau, auf die seine Wahl fiel, ist hier im besonderen zu erzählen.

Die Tina Lazzarini hatte — allerdings in einem tragischen Sinne — ebenfalls mit dem Bahnbau über den Schwarzwald zu tun. Ihr Vater, einer der eingewanderten Italiener, wie sie damals in Scharen über die Alpen kamen, sich im Lande niederließen und oft sogar auch dort verehlichten, war eines der ersten Opfer des gigantischen Werkes gewesen. Ein Wassereinbruch im Stollen kostete ihn das Leben. Siebzehn Jahre später lernte der Streckengänger von der Sommerau die inzwischen zur Vollwaise gewordene Tochter des Verunglückten in Offenburg kennen, wo sie recht und schlecht in einem Gasthaus Dienst tat. Mochte es nun das Unglück ihres Vaters gewesen sein, welches das Mädchen noch viele Jahre später in einem magischen Sinne an den Schienenweg über das Gebirge band, oder war es der Wechsel aus der Enge und Freudlosigkeit ihres bisherigen Daseins in die himmelnahe Einsamkeit der Sommerauer-Höhe, daß es das Haus am Tunnel bald so lieben mußte; jedenfalls, als nach einem Jahr glücklicher Ehe das neue Unglück geschah, das sie wieder um das eben erst Erreichte zu bringen drohte, offenbarte sich in ihr weit mehr als in dem Manne ein geradezu fanatischer Wille, die neue Heimat zu wahren und zu behaupten.

Die Vorgeschichte dieses späteren Kampfes um den Verbleib in ihrem Haus am Tunnel ist mit kurzen Worten erzählt: An einem Frühherbstmorgen gebar die junge Frau ein Kind, ein Mädchen, etwas vor der Zeit und deshalb unvorbereitet und ohne Beistand. Nur ihr Mann war zur Hand. Abgeschnitten von aller Welt, zwangen die beiden jungen Menschen auch dieses erste Große gemeinsam: Er, ruhig, bedacht, schwerblütig, ein Bauernsohn. Sie, im heißen, fiebrigen Mutterdrang, ohne falsche Scham, nur mit ihren Schmerzen kämpfend. Draußen sausten die Züge mit kurzen heiseren Pfiffen aus dem Tunnelbogen am Haus vorbei. Es drang nur fern, von weit her, in die Zeitlosigkeit dieser Geburtsstunde. Erst, als alles vorüber war, überfiel es den Mann, daß er zum erstenmal seinen Kontrollgang versäumt hatte ...

Es war jedoch nichts geschehen. Zwar hatte sich, wie es damals noch gelegentlich vorkam, auf seiner Strecke ein Stück Granit vom Fels gelöst und über die Schienen gelegt, aber das Hindernis war rechtzeitig bemerkt und beseitigt worden. So schien sich alles noch einmal gut anzulassen und keine schlimmeren Folgen zu haben, als das Dienstversäumnis des Streckengängers plötzlich doch noch auf den papierenen Instanzenweg geriet und eines schönen Tages sang- und klanglos mit der Entlassung des Peter Nöther endete. Damit war zwangsläufig auch die Kündigung des Hauses verbunden.

Der Mann nahm es hin. Es war fast, als sähe er in diesem Schicksalsschlag, der ihn um Lohn und Brot brachte, etwas, das der Schwere der Geburt einfach zugehörte. Anders die Frau. Für sie war das Haus mehr als Balken und Wände. Sie hatte das Kind darin geboren. Der Pfiff der Lokomotiven, das ferne rollende Dröhnen der Räder aus dem Tunnelbogen, alle die Geräusche, die sie in ihrer schweren Stunde wie an einem letzten dünnen Seil an der Oberfläche des Bewußtseins gehalten hatten, waren ihr zu einer schmerzhaft-süßen Musik geworden, die sie nicht mehr missen zu können glaubte.

Und so wehrte sie sich, wehrte sich mit aller unentwegten Ausdauer und Zähigkeit eines Weibes um den Verbleib in dem Haus. Erst schrieb sie, verfaßte mit ihrer ungelenken, kindhaften Handschrift Eingaben an die Bahnverwaltung, an den Minister, ja sogar an den Großherzog selbst. Aber nie sprach sie dabei von ihrem Vater, der dem Bahnbau zum Opfer gefallen war. Immer nur das Haus und das Kind, das Kind, das nicht leben würde, wenn nicht alles so zugegangen wäre, wie es geschah. Ein gestürztes Stück Stein und ein lebendiges Kind könne man doch nicht ausspielen gegeneinander.

Es nutzte nichts. Der neue Streckengänger stand schon mit Sack und Pack vor der Tür, und alles schien verloren. Da tat die in ihrer Verzweiflung zu allem fähige Frau ein Letztes. Mitten im eisigen Winter wanderte sie, das Kind in ein kariertes Wolltuch gepackt, vier Stunden zu Tal, setzte sich in die Bahn und fuhr in die Landeshauptstadt. Niemand weiß, wie sie sich dort bis zur Frau des höchsten Verwaltungsbeamten der badischen Bahnen durchschlug und wie sie überhaupt auf den Gedanken kam, sich am Ende an eine Frau zu wenden. Nur so viel hat mir der Bauer vom Nötherhof heute nach sechzig Jahren noch erzählen können, daß es damals ein großes Aufsehen gegeben habe, als die junge Schwarzwälderin mit ihrem Säugling von einer Amtsstube zur anderen zog, bis sie endlich am späten Abend in einer Villa am Schloßgarten landete und dort sogar dann zu Nachtmahl und Obdach behalten wurde.

Es war die richtige Adresse. Die Entlassung des Mannes mußte bestehen bleiben, aber das Haus ließ man ihr, sie bekam es zu einem erschwinglichen Gelde, und so wurden beide Bauern, Bauern oben am Sommerau-Tunnel.

Heute sind die beiden längst tot, der Streckengänger und seine Frau. Das Kind von damals ist die heutige Nötherbäuerin, die vor Jahr und Tag den Jakob Gleiser geehelicht und zu sich auf den Hof genommen hat. Jetzt ist sie selbst Mutter und Großmutter und wartet schon auf das Leibgeding ...

Seit ich seine Geschichte und die seiner Leute kenne, liebe ich es noch mehr, das tiefdachige Schwarzwaldhaus oben an der Sommerau, seinen Himmel darüber, der nirgends in der Welt der Erde so nahe ist wie hier, das schwarze Tunnelloch im Berg und den Wind, der die lang hinwehende Rauchfahne der Züge auseinandertreibt.

Deutschlands Monatsbuch „Volk und Welt"

Inhalt dieses Märzbandes 1943

Abbildung „Meldehund" . . . . . Seite 1
von Hein Gorny

Abbildung „Märztag des Bauern" 2
von Rupert Alker

Frank Thieß: Die Dämonie der Geschichte . 3

Zwei Abbildungen „Vorfrühling" 7
Seite 7 „Reiterleskapelle auf der Schwäbischen Alb" von Dipl.-Ing. Werner Humburg, Seite 8 „Norddeutscher Hof" von Hinrich Pundsack

Professor Dr. Ernst Tiessen:
Inselwolken und Korallenriffe 11

Professor Dr. Wohlbold:
Der rätselhafte Stoff 15

Zwei Abbildungen „Alte Schriften" . . . 17
Seite 17 „Tibetanische Bücher und Handschriften mit geschnitzten Holzdeckeln, Schreibzeug und Schriftstück aus Birkenbast". Seite 18 „Siamesisches Folterbuch, offen und verschnürt, mit Fettkreidestift. Siamesischer Mönch mit seinem Schüler beim Schreiben." Von Willi Engel

Carl Graf von Klinkowstroem:
Rechengenies 19

Dr. G. v. Frankenberg:
Das Geheimnis der Gallen 21

Fünf Abbildungen „Gallen" 23
Seite 23 von Hajek Halke-Wegeesch, Seite 24 oben und Seite 25 von Dr. G. v. Frankenberg, Seite 24 unten und Seite 26 von G. Olberg

Werner Oellers: In Bereitschaft 27

Abbildung „Mein Kamerad" nach einem Gemälde von Herbert Rothgaengel . . . 29

Uffz. Max Lippold: Die Ablösung . . . 31

Hans Wegner: Das fremde Mädchen . . . 33

Vier Abbildungen „Außentreppen" 35
Seite 35 von Prof. Oppermann, Seite 36 von Heini Schäfer, Seite 37 von Kurt Hielscher und Seite 38 von der Landesbildstelle Württemberg

Bruno Brehm: Eine Flasche Malaga . . 39

Zwei Abbildungen „Am Fenster" 43
Seite 43 von H. v. Perckhammer, Seite 44 aus dem to-Archiv

G. F. Hartlaub:
Des Rubens vielgeprüfte Mutter 45

Vier Abbildungen „Erdoberfläche" 49
Seite 49 von Kurt Meier, Seite 50 von Alfred Ehrhardt, Seite 51 von Ludwig Schuster, Seite 52 von Dr. Paul Wolff

Walther Georg Hartmann:
Vision des Berges 55

Radierung „Straße im Weinort Winningen an der Mosel" von Theo Blum 58

Heinz Steguweit:
Die Jungfrau im Weinberg 59

Vier Abbildungen „Mensch ohne Maske" . 61
von Rosemarie Clausen

E. O. Single: Das Haus am Tunnel . . 69

Abbildung „Vorfrühling in der Oberlausitz" 73
von Hans Retzlaff

*

Herausgeber: Prof. Oppermann.

Verantwortl. Hauptschriftleiter: Der Herausgeber. Stellvertr.: Hauptschriftleiter Dr. Werner Freytag, Dr. Ludwig Hartmann. — Berliner Vertretung: Hauptschriftleiter Ludwig Böhr-Charlottenburg. Anzeigenteil derzeit eingestellt. — „Volk und Welt" (Th. Oppermann Verlag). Sämtlich Hannover-Kirchrode. Gedruckt im eigenen Betrieb. — Bezugspreis 3 RM vierteljährl. (zuzügl. Bestellgeld) durch Post, Buch- und Zeitschriftenhandel. — Nachdruck unserer Beiträge nicht gestattet.

Schickt ins Feld – „Volk und Welt"!

Volk
und
Welt